Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der baierischen Geschichten ... Buch

Bd.: 4

1821

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Lc 60(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420712-5

AGB
Lc. 60/4

Lc 60/4

Lc 60/4

Der

Baieriſchen Geſchichten

Sechstes Buch.

Von

Heinrich Zſchokke.

BIBLIOTHEK BAMBERG

Vierter Band.

Zweite verbeſſerte wohlfeile Ausgabe.

Aarau 1821
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Sechstes Buch.

Sechstes Buch.

Die letzten Kurfürſten zu Baiern.

Erſter Abſchnitt.

Die Zeit Kaiſer Karls VII.

1. Karl Albrecht. Seine Gemüthsart, und wie er löblich beginnt.

Jahr 1726 — 1728.

Nachdem ich in vorigen Büchern das Einwandern der wilden Bojen, ihre Unterjochung durch die Römer, und beider durch die Deutſchen, dann das Schickſal der Agilolfingen, und des Landes Loos unter den Karlingen beſchrieben hatte, gingen vor Dir Fürſten aus mancherlei Stämmen: die altmächtigen Welfen, die Helden aus Wittelsbach, vorüber. Du saheſt Ludwig den Baier, und neben ſeiner Nachfolger verderblichen Schwächen herrlicher des vierten Albrechts ſtarkes Fürſtenherz. Du saheſt den Jammer von Baiern unter dem Schwerd der Glaubenskriege; den hohen Maximilian zwiſchen Blut und Trümmern am auserwählten Ziel; — dann, nach flüchtigen Friedensjahren, die Knechtſchaft des Volkes unter Oeſterreich, deſſen Ketten

der Baier-Jüngling Plinganſer nicht brechen, wohl aber noch in einen ewigen Schmuck treuer Volksliebe zum anererbten Fürſtenhauſe verwandeln konnte.

Nun vernimm von Karl Albrechts unglücksreichem Glanze; von der Tugend ſeines Sohnes, welcher der Baiern Titus ward; von den Werken Karl Theodors; bis Maximilian Joſeph endlich, aus Stürmen, die den Welttheil zerriſſen, ſeinem Haupte die königliche Krone, und, mehr als dies, ſeinem Volke ein ruhmhafteres Daſein erworben hat. Das iſt der Inhalt vom ſechsten Buch dieſer Geſchichten.

Der neunundzwanzigjährige Karl Albrecht, Erſtgeborner aus Maximilian Emanuels zweiter Ehe, den größeſten Herrſchern der Zeit blutsverwandt oder befreundet, beſtieg unter nicht geringen Erwartungen des Volkes den Thron der Schyren. Gern erzählte man ſich von ſeiner natürlichen Milde; von dem Schatz edler Kenntniſſe, welchen er in der Einſamkeit des Grätzer Gefängniſſes geſammelt. Seine Kindheit war unter Thränen und Entbehrungen verfloſſen. Er hatte vom Ernſt des Schickſals größere Dinge, als aus Büchern, vernommen; denn Unglück war allezeit der Weiſen, Helden und Fürſten beſte Hochſchule. Noch lagen ihm die Trauerzeiten des Vaterlandes zu nahe, um ihm nicht alle Träume vermeſſenen Ehrgeizes verhaßt, und das Glück des Friedens theurer, als das höchſte Glück des Kriegs, zu machen. So ſchmeichelte ſich das Volk.

Diejenigen aber, welche den jungen Fürſten in der Nähe beobachtet hatten, wagten von ihm weder viel Gutes noch Böſes zu weiſſagen. Denn die Weichheit ſeines Gemüths, und eine Denkart, welche weder durch eigenthümliche Gemüthsſtärke, noch durch angenommene Grundſätze dauerhafte Haltung annahm, ließ gleich viel hoffen, und fürchten. Der allzuplötzliche Uebergang des

Jünglings aus Trübſalen der Gefangenſchaft und Fremde in Fülle und Freude des väterlichen Hofes, ſchien nur ſeine Begierden zum Lebensgenuß verdoppelt, und von frühern Eindrücken nichts übrig gelaſſen zu haben, als eine leicht aufzuſchüchternde Aengſtlichkeit.

Bald nachdem er den Aeltern wiedergegeben worden war, hatte er, begleitet von Ferdinand, ſeinem Bruder, Italien durchflogen; den Taumel der venediſchen Faſtnachtsluſt geſchmeckt; Rom's geprieſene Kunſtdenkmale, Neapels üppige Menſchheit und Natur, Genua's Stolz und Gewerbigkeit bewundert; darauf in zween Feldzügen unter den Fahnen des greiſen Kriegsfürſten Eugen wider die Türken das Lagerleben verſucht; an der Spitze baieriſchen Hilfsvolks für Oeſterreich bei Belgrad gefochten und Theil am Ruhm der Eroberung dieſer Veſte genommen. Doch die ungariſchen Schlachtfelder hatten ihm weder Kunſtgewandtheit und Erfahrung eines Heerführers, noch der Anblick fremder Völker und Sitten Aufſchluß über die Quellen des Wehes und der Wohlfahrt der Länder gegeben. Seine Reiſen waren nur Flüge von Feierlichkeiten und Freudenfeſten eines Hofes zum andern geweſen. Ein oberflächliches Wiſſen des Unentbehrlichſten, Anſtand und Würde im Aeuſſern, Anmuth im Umgang, Leichtigkeit im Tanz und Spiel oder zu Pferde, ſchienen damals genug zu ſein für den Beruf eines künftigen Herrſchers. Das Feuer ſeiner Jugend ward von buhleriſchen Weibern verzehrt. Die Vermählung mit der Kaiſertochter Maria Amalia vermehrte die Zahl ſeiner Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten, während er in derſelben Zeit mit einem der Hoffräulein, Sophie von Ingenheim, verbotener Liebe pflog, und uneheliche Kinder zeugte.

Doch vom Schrecken beim Anblick des ſterbenden Vaters tief erſchüttert, machte er zu ſeinem erſten Ge-

ſetz die Erfüllung von deſſen letzten Seufzern. Auf recht löbliche Art richtet' er ſeine Sorge zur Tilgung der das Land erdrückenden Schulden. Ihrer waren über dreißig Millionen Gulden; die öffentlichen Einnahmen dagegen gering, in unmäßigen Beſoldungen, Gnadengehalten, Jahrgeldern, oder an einen Troß müßiger Diener und Höflinge, oder für den Ueberfluß der Tafel, des Marſtalls, der Paläſte, für die Ergötzlichkeiten der Jagd, des Schauſpiels und des Tonſaals vergendet.

Als die landesfürſtlichen Räthe, die Törringe, die Preiſinge, die Rechberge, Fugger, Seinsheime und andere erfahrene Männer, zum Theil aus den älteſten Landesgeſchlechtern, dieſe Stimmung des Herrn erkannten, traten ſie erfreut zu ihm. Nach ihren Entwürfen ward, um mit Nachdruck und Schnelligkeit die wichtigſten Angelegenheiten zu entſcheiden und zu vollziehen, ſtatt des zahlreichen geheimen Rathes, ein enger Ausſchuß von wenigen Großſtaatsdienern aufgeſtellt. In demſelben führte der Kurfürſt den Vorſitz. Seinem Oberſtallmeiſter, dem Grafen Maximilian Emanuel von Preiſing, welcher ſeines beſondern Vertrauens genoß, und ihn auf den meiſten Reiſen begleitet hatte, übergab er Anordnung und Aufſicht des Staatshaushaltes.

Alsbald verſchwanden die müßigen Schwärme des Hofgeſindes. Die Jahr- und Gnadengelder vormaliger Günſtlinge wurden eingezogen; die Brodlosgewordenen billig mit Anwartſchaften entſchädigt; die vierzehnhundert Roſſe des Marſtalls zur Hälfte, der Troß der Kammerdiener, Läufer, Lakaien und Schleppenträger zum Drittheil hinabgeſetzt; die gefräßige Heerde von drei- bis vierhundert Hunden und Jagdpferden abgethan; die Marſchallstafel eingeſtellt. In der Kunſt, das Entbehrliche zu entbehren, liegt das Geheimniß,

Schätze zu heben. Graf Gaudenz von Rechberg, der Oberſtjägermeiſter, empfing die Verwaltung des Kriegsweſens. Dieſer verminderte das Heer auf zwölftauſend Mann.

Nach ſolchen Einſchränkungen, die den feſten Willen des jungen Kurfürſten offenbarten, das Glück ſeines Staates dauerhaft zu gründen, forderte man auch die Verordneten der Landſchaft zu München auf, die Ablöſung der öffentlichen Schuld mit reichen Geldbewilligungen zu unterſtützen. Man wußte freilich, daß ſie längſt ohne Vollmacht der Stände des obern und niedern Baiern da ſtanden, und ohne Fug, Anlagen und Steuern zu bewilligen. Deſſen achtete jedoch ein Hof wenig, der die unterthänige Geſchmeidigkeit dieſer Stellvertreter der Landſtände nur zu wohl kannte, und ihr Daſein, wie ihr ſcheinbares Sträuben gegen fürſtliche Begehren, nur als todte Förmlichkeiten nahm. Sobald ihnen der Kurfürſt für die Anlagen, welche ſie bewilligen ſollten, entſchädigungsweiſe Hinterlage von ſiebenmal hunderttauſend Gulden jährlicher Einkünfte angewieſen, und ihr verſöhnliches Gewiſſen mit der Zuſicherung beſchwichtigt hatte, daß er für ſie, wegen ihrer überſchrittenen Vollmacht, gegen die Stände des Landes verantwortlich ſein wolle: übernahmen ſie dienſtfertig einen beträchtlichen Theil der öffentlichen Schulden, welche die Fürſten auf Koſten des Volkes gemacht hatten.

Für das Uebrige wurden Anlehen ausgeſchrieben, neue Steuern verlangt oder erhöht, und ſelbſt die Güter der Kirchen und Klöſter in Anſpruch genommen. Daneben ermunterte man allerlei Gewerbe im Lande, des Geldes Ausfluß in die Fremde zu mindern. So wurde Pflanzung und Betreibung inländiſchen Tabaks neu begünſtigt; Einſchwärzung des ausländiſchen

ſcharf verboten; Großgewerb in Wollenwaaren und Zeugen und im Mühlbeuteltuch belebt. Jeder ſann auf neue Erſparungen, auf neue Mittel des Gewinns. Am vortheilhafteſten ſchien es, durch Gewerbe, unmittelbar auf fürſtliche Rechnung getrieben, den landesherrlichen Schatz zu füllen. Auch gewann dabei in der That nur dieſer; das Volk verlor. Denn fürſtliche Kaufmannſchaft und Alleinhandel mit unentbehrlichen Dingen des Lebens ſind die auszehrendſte Beſteuerung des Unterthanen. Mit dem Gelde wird dem Volke zugleich Muth zur Selbſtthätigkeit entzogen, und ihm für das Opfer ſeines Vermögens ſchlechte Waare aufgezwungen. Deſſen achtete jedoch der Hof nicht. Das Bedürfniß entſchuldigte das Mittel; und das Volk war des Herrn.

2. Rückkehr der Hofpracht und übeln Staatshaushaltung. Zuwachs des Hausgutes. J. J. 1729 — 1736.

Wie nun auf dieſe Weiſe Ströme Goldes in die fürſtlichen Truhen floſſen, und ſie füllten, ward bald von den Höflingen unbillig gefunden, daß der Gebieter ſo großer Reichthümer Mangel, und ein Hof Entbehrungen leide, der durch ſeinen Glanz immerdar unter den Deutſchen berühmt geweſen. Man brachte Beweiſe, daß Aufwand des Landesherrn den Fleiß vieler tauſend Hände, den Umlauf des Geldes und damit den Reichthum des Volkes befördere. Karl Albrecht, zur Pracht und Freigebigkeit gewöhnt, den Freuden des Lebens gewogen, hörte die Vorſtellungen ſeiner Vertrauten nicht ohne Wohlgefallen. Er ſtellte einzelne, bald mehrere, der abgegangenen Ergötzungen her; zahlreichere Dienerſchaft; größern Hofſtaat. Eins führte unvermeidlich das Andere herbei; alſo, daß in kurzer Zeit

der Hof zu München wieder an Herrlichkeit keinen Seinesgleichen weit umher in deutſchen Ländern ſah. Täglich wurden franzöſiſche Schauſpiele, Bälle und Spielgeſellſchaften gegeben; wöchentlich dreimal Tonſtücke von den geübteſten Künſtlern. Fürſtliche Beſuche, heimliche Liebſchaften, Reiſen zu Luſtſchlöſſern mehrten die Zahl und Mannigfaltigkeit der Genüſſe.

Zu aller Köſtlichkeit, welche weiland der fünfte Albrecht, oder Maximilian im dreißigjährigen Kriege, oder ſein Sohn Ferdinand Maria, oder der glanzliebende Maximilian Emanuel geſammelt, fügte Karl Albrecht bald neue. Es dünkte ihm faſt Alles zu gering. Seiner Haushaltung war der weitläufige Palaſt mit den zwanzig Sälen und mehr denn zweitauſend Fenſtern zu eng, während vorzeiten der ganze kaiſerliche Hofſtaat Ludwigs des Baiern Raums genug im engen Bezirk des Altenhofs gefunden. Aber der Vorwelt rührende Einfalt war längſt entwichen. Es mußte ein neuer Saal des Schloſſes ausgebaut ſein, welcher den berühmten Kaiſerſaal zwar nicht an Größe, doch innerer Herrlichkeit übertraf. Da ſtellten ſich die Meiſterſtücke großer Maler, da Bruſtbilder in Marmor, Erz und Elfenbein, köſtliche Gefäße, theure Alterthümer und andere Zierrathen an Wänden und auf Prunktiſchen dem Blick der Bewunderer zur Schau. Doch beinahe alles dies vernichtete das Unglück einer einzigen Nacht wieder. Denn als in einer ſolchen, ohnfern dem kurfürſtlichen Schlafgemach, Feuer ausbrach, ſtürzten zwei Stockwerke des Schloſſes, ſammt großen Reichthümern, der Nutzen von des Landes tauſend Opfern, in Schutt und Aſche zuſammen. Der Schade iſt auf fünf Millionen gewerthet worden.

Auch in jener prachtvollen Andacht und frommen Freigebigkeit, welche von der Kirche an ſeinen Vor-

vordern gerühmt worden, wetteiferte Karl Albrecht mit denſelben. Das bezeugten die goldenen und ſilbernen Lampen, Leuchter, Kelche, Bildſäulen, die er geweihten Gnadenörtern ſchenkte, wenn er entweder zu Walpurgis Heiligthümern gen Eichſtätt Wallfahrt hielt; oder zum Gnadenbild der Gottesmutter in Altenötting; oder zum heiligen Hauſe von Loreto. Noch mehr, als er zu Ehren St. Georgs und der ewigen Jungfrau einen Ritterorden ſtiftete.

Die Verehrung dieſer Himmelskönigin erfüllte Baiern, wie vor Zeiten, noch immer mit Werken der Andacht. Hier fand das Wunder ihrer unbefleckten Empfängniß den ungetheilten Glauben der frommen Menge, obſchon ſelbſt die heilige Katharina von Siena durch göttliche Offenbarung des Gegentheils belehrt geweſen ſein wollte; oder Urban der Achte, zu Rom, was er zwar als Papſt einräumte, doch als Maffeo Berberini bezweifelt, und was ſogar die Kirchenverſammlung in Trient unentſchieden gelaſſen hatte. Zur Vertheidigung von der heiligen Jungfrau unbefleckten Empfängniß gründete Karl Albrecht aber, im vierten Jahr ſeiner Herrſchaft, den Orden St. Georgs. Dazu wurden von ihm nun Genoſſen erwählt, welche, der römiſch-allgemeinen Kirche zugethan, ein Abſtammen von ſechszehn ritterlichen Ahnen erweiſen, und Glauben und Kirche, Wittwen und Waiſen zu ſchirmen geloben konnten. Am Namenstage des geheiligten Lindwurmtödters geſchah in Unſerer lieben Frauen Kirche zu München die Einweihung der neuen Ritterſchaft, deren Großmeiſterthum der Kurfürſt ſelbſt übernahm.

Indem er auf dieſe Weiſe ſeiner Ehrfurcht für die Gottgebärerin Genüge leiſtete, und ſeinen Fürſtenſtuhl mit friſchem Glanz umringte, verjüngte er das veraltende Anſehen des Adels in Baiern, und ertheilte er

Sporn zu neuen Tugenden auch denen, welche ſich nur noch mit dem Werth berühmter Ahnen, ohne eigenthümlichen, brüſteten. Der iſt wohl kein ganz unweiſer Geſetzgeber, welcher durch Vorurtheile oder Schwächen der Menſchen ihre Neigung zum Böſen löſchen, oder zum Guten entzünden kann.

Neben dieſem und andern Ergötzlichkeiten und Feſten behaupteten die Beluſtigungen der Weidmannskunſt einen vorzüglichen Platz. Zu denſelben boten viele Luſt- und Jagdſchlöſſer und die weitläufigen Forſte ihren Reiz dar; Nymfenburg, mit dem benachbarten, weitläufigen Thiergarten, wimmelnd von Faſanen, Feldhühnern, anderm Geflügel und gehegtem Gewild aller Art; oder Stahrenberg mit dem anmuthsreichen See. Der Reiherbaitze ward mit Vorliebe gepflogen. Alljährlich mußte von den Raubvögeln einer, den man lebendig gefangen, unter großer Feſtlichkeit wieder in die Freiheit gehen, am Bein mit ſilbernem Ring gezeichnet, worauf der Name des Landesherrn glänzte. Die Schönheit der Roſſe und ihres Geſchirres, der goldene Troß der Jäger, wenn er mit der lärmenden Meute längs den Feldern des zitternden Landmannes hinflog, gewährten dem Auge Karl Albrechts entzückendes Schauſpiel. Seine Schlöſſer wimmelten wieder von Hunden aller Geſtalt. Einem derſelben, dem Liebling, mußte Nachts, neben ſeinem eigenen Bett, ein Lager auf damaſtenen Kiſſen unter zierlichem, ſeidenem Gezelt bereitet werden. Auch Maria Amalia, die Kurfürſtin, obwohl klein und zart von Geſtalt, war dem rauhen Weidwerk mit Leidenſchaft zugethan; immerdar, auch bei Tiſche, von ihren Windſpielen umſchwärmt. In Froſt und Hitze, durch Rohr und Moor ſah man ſie auf den Jagen an der Seite ihres Gemals, eine gewandte Schützin; mit ihr die Fräulein ihres Gefolges,

als behende Amazonen, doch gefährlicher oft dem Herzen des Kurfürſten, als ſeinem Gewilde.

Der Kurfürſtin gaben ſeine Liebſchaften manchen eiferſüchtigen Kummer. Doch weder ihre Thränen noch Drohungen mäßigten ſeine verwöhnte Begierden. Vorwürfe vergalt er ſogar mit ungeſtümen Mißhandlungen ihres Leibes. Sein Hang zur Wolluſt verließ ihn ſelbſt in den Tagen großen Unglücks nicht, und erſtickte den Keim und die Kraft vieles Edeln in ihm.

Dieſe Ueppigkeit des Hofes und aller Umgebungen führte in die öffentliche Haushaltung den alten Leichtſinn zurück. Die Ausgaben ſchwollen an. Neben denſelben beſtanden noch viele, welche für ſtandesmäßige Verſorgung verwandter Fürſten, und für die Wittwe Maximilian Emanuels, Thereſia, gethan werden mußten, die zu Venedig Hof hielt. Das ernſte Geſchäft der Schuldentilgung nahm trägen Gang. Ein größer Theil der Summen, welche man dafür vom Gut und Erwerb des Volkes gezogen, verflog in ewigen Luſtgelagen, Spielen und Feuerwerken. Im zehnten Jahr von Karl Albrechts Staatsführung waren noch nicht einmal die verpfändeten kurfürſtlichen Kleinodien eingelöſet, welche Maximilian Emanuel in den Händen Amſterdamer Kaufleute zurückgelaſſen hatte. Es mußten alſo andere Geldquellen aufgeſchloſſen und auch ſolche nicht verſchmäht werden, gegen welche ſich ſonſt das Zartgefühl der Rechtlichkeit und Ehre ſträubt.

Man führte aus Italien das Lotto ein, die gewiſſenloſeſte aller Erfindungen ſtaatswirthſchaftlicher Verzweiflung; jenes Kunſtſtück, den Heißhunger einer bethörten Menge nach Gold zu reizen, ohne ihn ſättigen zu wollen, und der leichtſinnigen Armuth mit eiteln Hoffnungen den letzten Heller zu entlocken. Neunmal im Jahr wurde zu München durch Ziehung der Glücks-

und Unglücksloose die Gewinnbegier der Menſchen friſch entflammt, Sparpfennig, Hausfrieden und Seelenruhe zu vergeſſen. — Dies war nicht genug. Man prägte auch ſchlechtes Geld, und wechſelte gutes ein. Bald war im ganzen Reiche die baieriſche Münze verſchrien. Die Handelsſtädte, in den Grundlagen alles Verkehrs gefährdet, klagten überlaut. Der ſchwäbiſche Kreis erließ, bis ein allgemeines Reichsgeſetz entſcheiden würde, ſtrenge Verordnungen über den Werth der Münzarten; und Augsburg, welches dies Gebot am ungeſtümſten begehrt hatte, war auch am eifrigſten, daſſelbe zu vollſtrecken. Damit ſtrömte nun der Wuſt alles werthloſen Geldes aus den entfernteſten Gegenden wieder auf Baiern zurück, zum großen Nachtheil des ganzen Landes. Karl Albrecht gerieth darüber in heftigen Zorn; am meiſten gegen Augsburg. Er verbot darum aus ſeinen Gebieten alle Zufuhr nach dieſer Stadt. Die Sperre währte beinahe zwei Jahre lang.

Jene Hilfsmittel, wie ohne Ruhm, waren auch bei den fortgeſetzten Verſchwendungen ohne Segen. Von Jahr zu Jahr mußten neue erſonnen werden. Es wurden bei der Ritterſchaft, bei den Klöſtern, Städten und Märkten wiederholte Anlehen von mehr als einer Million Gulden eröffnet. Man verwandelte die Jagdſchaarwerke, die Vorſpannleiſtungen für den Hofdienſt, die Verpflegung der Landfahnen in allgemeine Geldabgaben; erfand neue Hofanlagen, oder ſteigerte die Größe der alten; griff in Erhebung noch nicht fälliger Steuern vor, oder erhob ſie anderthalbfach und doppelt. Das alles geſchah, ohne Rückſicht auf des Landes Grundgeſetze; ohne Beachtung der ſtändiſchen vielverbrieften Freiheiten. Die Verordneten der Landſchaft, dem Throne des Herrn gegenüber zu feig oder zu feil, unterwanden ſich kaum, den Mund für das verletzte

Recht zu öffnen, deſſen Fürſprecher ſie ſein ſollten. So ſanken ſie unter eigener Schuld in Verachtung, daß man ſich endlich kaum noch Mühe gab, ſie um Einwilligung zu begrüßen.

Bei jenem Mißverhältniſſe der öffentlichen Bedürfniſſe und Einkünfte war die Vermehrung des Wittelsbachiſchen Gutes, durch einzelne Güter und Herrſchaften, in dieſer Zeit von nicht gering zu ſchätzendem Werthe. So kam die Grafſchaft Hohenwaldeck, an den Grenzen Tirols, nach dem Tode ihres letzten Beſitzers an Baiern. Auf dem Vorſprung eines Berges, nahe dem Schlierſee, ſieht man noch heut Trümmern von der Burg Waldeck, einem uralt heidniſchen Gemäuer. Die Herren derſelben hatten ſchon früh Gerichtsbarkeit ihrer Herrſchaft gehabt, und preishaft in den Turnieren des zehnten Jahrhunderts gefochten. Aus ihrem Reichthum war von ihnen viel an fromme Stiftungen vergabt worden, ohne abzunehmen. Lange als Landſaſſen der Herzoge zu Baiern angeſehen, waren ſie endlich mit ihrem Gebiet Lehenträger von Kaiſer und Reich geworden. Nach Ausgang ihres Geſchlechtes hatten den größern Theil ihrer Güter erbweiſe die Herren von Maxelrain empfangen, deren Stammhaus ohnweit dem Markte Aibling ſtand. Dieſe brachten nachher auch den übrigen Theil der Herrſchaft käuflich an ſich. Die Herzoge von Baiern aber ſprachen damals die landeshoheitlichen Rechtſame über die meiſten Stücke der Grafſchaft an, zumal über das Chorſtift zu Schliers. Es ſtand ſchon in dem Jahrhundert der Agilolfingen ein Kloſter, nach Benedikts Ordnung, zu Weſtenhofen auf dem Kirchbühel. Da ward es über dem ganzen Spiegel des Schlierſees im Kreiſe der Hochgebirge geſehen. Der lange Zwiſt zwiſchen Baiern und den Maxelrainen war endlich durch einen Vertrag geſchlich-

tet worden, daß nach Erlöſchung des maxelrainiſchen Mannsſtammes deſſen Hofmarken und Güter nebſt landesherrlicher Hoheit an die Herzoge fallen, und deſſen Reichslehen den baieriſchen Reichslehen einverleibt werden ſollten. Daher, als nun Joſeph Maria, Reichsgraf von Maxelrain und Hohenwaldeck, ohne männliche Nachkommen verſchied, gerieth ſein Gut an das Haus Baiern. Den Erbtöchtern verblieb, als Allode, nur Schloß Waldenburg nebſt andern einſchichtigen Gütern, doch ebenfalls nicht ohne Anſpruch Baierns.

Bald nach dieſem kamen die Herrſchaften derer von Wartenberg an das Herzogthum zurück, als der letzte Sprößling dieſes Nebenzweiges vom Wittelsbacher Stamm verging. Das war der achtzehnjährige Graf Maximilian von Wartenberg, welcher auf der Ritterſchule zu Ettal im ſiebenzehnhundert ſechsunddreißigſten Jahr an einem Pfirſichkern erſtickte. Mit ihm endete das Geſchlecht, welches aus der Liebe Herzogs Ferdinand und der ſchönen Maria Petenbek entſproſſen war, und ſogar zur Herrſchaft über Baiern Hoffnung gehabt, wenn vor ihm der herzogliche Hauptſtamm ausgeſtorben wäre.

Wenige Jahre nachher endete das Geſchlecht der Grafen von Wolfſtein, deren zerfallenes Stammhaus in der obern Pfalz auf einem Berge ohnweit dem Städtlein Neumarkt zu ſehen war. Ihre reichslehnbaren Schlöſſer und Herrſchaften, Ober- und Unter-Sulzbürg mit Zubehör, Pyrbaum mit vielen Rechten und Ortſchaften, ſammt den Dörfern Mühlhauſen und Bieberbach, allzumal in den Gebieten der obern Pfalz gelegen, gelangten an Baiern. Vieles jedoch nicht ohne Widerſpruch. Der letzte Graf, Chriſtian Albrecht, war ſchon damals, als er ſeinen einzigen

Sohn begraben, für ſeine Töchter bedacht geweſen. Zwar die genoſſenen Reichslehen konnt' er ihnen nicht hoffen zu erhalten; aber doch hatt' er einen kaiſerlichen Spruch ausgewirkt, kraft deſſen ihm achtundſiebenzig Dörfer, Weiler und Höfe mit Gütern und Rechten, theils im Umfang der Herrſchaft ſelber, theils in fremden Gebieten zerſtreut liegend, als Eigenthum verbleiben ſollten. Eigen ſeines Geſchlechtes nannt' er auch alle von dem Hauſe Wolfſtein gehenden Lehen und die Rechtſamen über das Kloſter Seeligenporten, deſſen Stifter die Wolfſteine geweſen; desgleichen über das verfallene Klöſterlein Grab am Fuße des Sulzgebirges. Karl Albrecht, der Kurfürſt, aber, der gegen des Kaiſers Entſcheid ſeine Anſprüche verwahrt hielt, bemächtigte ſich ſofort der geſammten Grafſchaft. Den daraus erwachſenen Rechtsſtreit mit den Erbtöchtern von Wolfſtein endete ſpät erſt ein billiger Vergleich.

Wichtigere Erbſchaft that in dieſen Tagen Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld, der Dritte ſeines Namens. Unter allen Fürſten des vielzweigigten Geſchlechtsſtammes Pfalzbaiern war er an Ländereien einer der ärmſten geweſen; nur durch Tapferkeit im franzöſiſchen Dienſt, auf den Wällen von Barcelona, in den Niederlanden und am Rhein ausgezeichnet, und zur Oberſtfeldſtatthalter-Würde des Königs von Frankreich erhöht. Ihm hatte allein die Grafſchaft Rapoltſtein, Biſchweiler, nebſt gemeinſchaftlichem Antheil an der Grafſchaft Sponheim, an Lützelſtein und Guttenberg gehört. Nun begab ſich, daß Guſtav Samuel Leopold, Herzog von Zweibrücken, letzter Sohn des pfälziſchen Hauſes Kleeburg, ohne Leibeserben das Leben verließ. Alſo empfing nach deſſen Tode der Pfalzgraf von Birkenfeld das Herzogthum Zweibrücken. Damals ahnete Niemand die ſpätere Wichtigkeit des Ereigniſſes;

Niemand, daß der Großſohn dieſes Fürſten vom Schickſal beſtimmt ſei, einſt die Königskrone von Baiern zu tragen.

3. Zuſtand des Volkes. Die Jeſuiten. Die Kapuziner. Kirchlicher Verfolgungsgeiſt in Salzburg; in den Pfalzlanden.

Zwanzig Jahre nach den Blutbädern von Sendling und Aitenbach und nach allen Grauſamkeiten des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, prangte das weite Land wieder im Schein von Fülle und Glückſeligkeit, als hätte es Jahrhunderte voll Friedens gehabt. Der Fremdling, durchreiſete er die wohlgebauten Dorfſchaften und Städte, ſah er die unermeßlichen Getreidefluren, die Wieſen voller Heerden, Münchens Leben und Pracht, des Hofes Glanz und Luſt, ſuchte vergebens nach den Spuren von Marlborough's Mordfackeln und vom ſchauerlichen Zorne Kaiſer Joſephs I. Aus den reichen Forſten waren die eingeäſcherten Ortſchaften ſchöner, denn zuvor, hergeſtellt, und der Erde Schoos hatte die Speicher mit Ueberfluß gefüllt. Selbſt die Gebrechen der öffentlichen Verwaltung, obgleich langſam, doch tiefer zerſtörend, als das vorüberſtreifende Ungewitter eines Krieges, waren unter den Blüten des verjüngten Wohlſtandes kaum bemerkbar. So ſegensmächtig iſt die Natur des Baierlandes.

Der Reichthum weiland großer Handelsſtädte, abhängig von den Sitten der Zeit, oder dem wandelbaren Verhältniſſe und Verkehr der Welttheile, kann vergehen. Aber Viehzucht und Ackerbau, ſind ſie der Grundſtock des Staatsvermögens, geben einen, wenn ſchon mäßigen, doch ewigen Zins. Dazu brachte das baieriſche Gebirg ſeinen Zoll von unentbehrlichen Erzen und Salzen. Und auf dem wirthlichen Boden hauſete von jeher ein kraftreicher Menſchenſtamm, voll unermüdlicher Treue

zu den angeerbten Fürſten. Man ſah ihn wohl oft unter deren Schwächen dulden und ſtill klagen; doch niemals empöreriſch murren und freveln. Dies machte Volk und Fürſten immerdar ſtark, daß ſie unter allen Verhältniſſen blieben, während größere untergingen. Auch Karl Albrechts ſchwere Forderungen waren ſeinen Unterthanen nicht zu ſchwer; läſtiger fiel ihnen nur die Geldgier von vielen tauſend kleinen Gewaltsleuten, welche unter dem Namen des Fürſten, als ſeine Beamte, Bürger und Landmann übervortheilten und quälten; ſich in Beziehung der Abgaben bereicherten; mit Willkühr oder Umgehung beſtehender Geſetze den Gebieter und das Volk betrogen, und herriſcher pochten, als der Herr. Karl Albrecht kannte die Ränke und Schalkheiten dieſer Menſchen wohl, und die Gefahr, die ſie ſeinem Anſehen brachten. Auch unterließ er nicht, ſie durch ſtrenge Verfügungen zu beſchränken, oder durch Strafen zu ſchrecken.

Es hätte ſich das Land weit höhern Wohlſtandes gefreut, wäre die öffentliche Erziehung nicht allzuverſäumt, wäre der gemeine Mann von der Gewalt der Vorurtheile und alten Unwiſſenheit freier geworden, und der Arm des Handwerkers oder Landmannes losgebundener von den Feſſeln nachtheiliger Einrichtungen und Rechtſame. Aber dahin zu gelangen, fehlte zu jener Zeit ſelbſt den Räthen des Fürſten noch Licht und Weg. Darum erzeugte der Boden nicht, was er vermochte. Es ward ſchlechter Gewinn, daß der Anbau der Tabakspflanze ihren Genuß allgemein machte, oder daß die braungeröſtete Bohne des Kaffeeſtrauches, das grüne Laub der Theeſtaude, vor wenigen Jahrhunderten kaum als Arzneitrank bekannt, jetzt der Haushaltungen unentbehrliches Bedürfniß zu werden begann. Es wucherten die Laſter der Armuth und Rohheit verderblich fort.

Es ſchreckte der Fluch des Geſetzes nicht vom Unfug der Teufelsbeſchwörer und Schatzgräber zurück. Die Verbrechen thieriſcher und unnatürlicher Wollüſte, ſelbſt der Blutſchande, wurden nicht vermindert, und die Furcht vor Strafe hatte nur gräßlichere Vergehen zur Frucht. Land ein und aus ſtrichen, wie vordem, heimathloſe Strolchen, Zigeunerbanden und Räuber. Rad und Galgen wehrten ihnen zu ſchwach. Leicht entſchlüpften ſie den Verfolgern, begünſtigt durch mangelhafte Sicherheitsanſtalten der Nachbarſchaften, oder durch die Beſtechlichkeit der Schergen, Büttel und Gerichtsdiener, aus den Hefen des Volkes. Selbſt die Eiferſucht, und die ſich durchkreuzenden Rechtſame verſchiedener Gerichtsbarkeiten, hegten, wie vor Alters, fort und fort jenes Geſindel, das zu vertilgen ihr Beruf war. Dieſe Rechte hatten zuweilen eben ſo viel Seltſames als Zweckloſes in ihrem Weſen, weil ihnen das Zeitalter fremd geworden.

So lag eine öde Stätte im Erzſtift Salzburg, auſſer der Mauer der Hauptſtadt, vor Zeiten der Rattenbach geheißen, nicht größer, als nöthig, daß ein wild ausſchlagender Gaul, an eine Säule gebunden, im Kreiſe von zweiundſiebenzig Pferden, keines derſelben beſchädigen konnte. Jedem Fürſten von Baiern ſtand Gewalt zu, wenn ihm ein Verbrecher entwiſchte, nach Salzburg ſeinen Geſandten mit zweiundſiebenzig gerüſteten Roſſen abzufertigen. Die konnten bis zu den Stadtpforten reiten, von da hineinſenden, und den Miſſethäter, war er drinnen, herausfordern auf den Grund zu Rattenbach, oder ihm eine Meile in der Runde mit allen zweiundſiebenzig Pferden nachjagen.

Uebungen und Rechte, wie dieſe, mochten ſie ſchon unbrauchbar ſein, ſind von jeher von Fürſten und Völkern gern beibehalten worden, wie man auch in Han-

haltungen Kleinodien und Geräthſchaften der Vorzeit aufbewahrt, wenn ſie ſchon unnütz oder läſtig daliegen. Das Neue hat ſeinen eigenthümlichen Reiz; aber das Alte keinen geringern. Daher findet zu allen Zeiten ſelbſt das ſchädlichſte Vorurtheil Vertheidiger, weil es aus längſtvergangenen Tagen kommt, obgleich die Vernunft und ihr Geſetz älter und ehrwürdiger, als das älteſte Vorurtheil, ſind. Auch zweifl' ich nicht, die träge Menſchheit würde im Roſt ihrer Gewohnheit erſtarren und ſtillſtehen, triebe nicht die Federkraft der Nothwendigkeit das ſtockende Räderwerk des geſellſchaftlichen Lebens unaufhaltbar fort.

Man ſagt, die Geſchichte der Völker ſei das Gemälde ihrer unendlichen Plagen, unter den ungeheuren Verirrungen des menſchlichen Verſtandes. Aber alſo iſt es der Gottheit Werk und Weisheit. Was Du der Sterblichen Elend heißeſt, iſt der Cherub, welcher mit geſchwungener Strafruthe den vom Göttlichen abgefallenen Geiſt zur Erkenntniß ſeiner Abkunft und in das verlorne Paradies zurückführt. Wir ſchaudern beim Anblick vieltauſendjährigen Uebels, welches unſer Geſchlecht erfuhr, ſeit es aus der urſprünglichen Rohheit hervorging, und bewundern wieder die Majeſtät der Menſchheit, zu welcher ſie ſich in Macht der Erkenntniß und Hoffnung des Ewigen erhob.

Auch die Baiern waren unter allen Drangſalen, und durch dieſelben, allmälig zu einer Veredlung gereift, welche weder in den Wäldern der kriegeriſchen Bojen, noch in den Raubſchlöſſern des Mittelalters geahnet worden war. Von den erleuchteten höhern Ständen fiel immer helleres Licht auch auf die niedern. Nur die ängſtliche Prieſterſchaft wehrte dagegen, wie gegen öffentliches Unglück. Sie erblickte in jedem Erwachen des geſunden Menſchenverſtandes Gefahr für das Hei-

ligthum des Glaubens, oder ihres Anſehens. Durch ihr Bemühen ward das Leſen ketzeriſch erklärter oder freiſinniger Schriften mit erneuter Strenge unterſagt; und ein lauerſames Büchergericht angeordnet. So verharrte freilich die größere Menge des Volkes, bei rohem Leben, in gewiſſenhafter Haltung der Kirchengebote, in blinder Allgläubigkeit und dummfrommer Verehrung der Mönchswerke. Gefällig unterſtützte der weltliche den geiſtlichen Arm; zumal wenn es nicht Hoheits- und Vermögensſachen, ſondern nur Verſtand und Glauben des gemeinen Mannes betraf. Litt das Volk Noth in Hagelwettern, Ueberſchwemmungen oder theuren Zeiten, ermangelten die höchſten Behörden nicht, auſſer naturgemäßen Rettungs- oder Linderungsmitteln, nach Rath der frommen Prieſterſchaft, die übernatürlichen anzupreiſen. Bei Milzbrand und Viehſeuchen wurden geweihte Gürtel und St. Pirmins und Wendelins Zettel heilſam gefunden; bei Mißwachs Umgänge und Bußtage gehalten und den Dienern des Altars Opfer dargebracht, daß ſie durch ihr mächtiges Gebet die zürnende Gottheit beſänftigten.

Allerdings lebten unter Weltprieſtern und Klöſterlingen durch Einſicht und Tugend ehrenwerthe Männer, die mit der Welt Verkehrtheit heimliches Erbarmen trugen. Aber die große Mehrheit, in unglaublicher Dürftigkeit der Begriffe erzogen, begnügte ſich mit harmloſer Werkſeligkeit; verrichtete Kloſter- und Kirchengeſchäft, als gedankenloſes Tagwerk, und jagte übrigens ihren Freuden nach. Einſt, und ſo lange der Kampf gegen die Neugläubigen aus Luthers und Zwingli's Schulen gewährt, hatten in Baiern viele, in mancherlei Wiſſenſchaft ſtarke, Männer geblüht. Nun, nach errungenem Siege, entſchlummerte die Geiſtlichkeit unter ihren Lorbeern. Es ſchrumpfte das gelehrte Wiſſen von neuem

in unfruchtbaren Gedächtnißkram zuſammen; oder blähte ſich mit fadem Schulwitz. Die Kunde der Natur, ihrer verborgenen Kräfte, der Länder und Menſchen und ihrer Schickſale galt nichts; nichts die Bildung der Mutterſprache; das Dichten und Forſchen des Geiſtes.

Mit dem Wiederverfall der edlern Kenntniſſe ſank, wie immer, auch in Sachen des Geſchmacks, der Sinn für das wahrhaft Schöne. Karl Albrechts Prachtliebe weckte wohl der Künſtler viele; allein der großen Meiſter keine, die würdig geweſen wären, neben den ältern zu glänzen. Es entartete ihre Kunſt nur zu ſehr in Künſtelei; die ſinnvolle Eigenthümlichkeit in mühſeliges Zierweſen, der Reichthum in Ueberladenheit, die Wahrheit in knechtiſche Genauigkeit. Ein geſchmackloſes, ſteifes Buntes trat an die Stelle einfacher Anmuth oder großgedachter Verhältniſſe in den Darſtellungen des Erhabenen und Schönen.

Die Benediktinermönche jedoch zeichneten ſich, neben den Chorherren geſtrenger Zucht, auch jetzt noch, wie ehemals, am meiſten unter den Kloſterprieſtern im wiſſchaftlichen Streben aus. Bald nach den Unruhen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, hatte zu Freiſing Fürſt-Biſchof Johann Franz Eckher eine preiswürdige Schule gegründet. Aus ihr ſind viele Zierden der Geſellſchaft Benedikts und des Staates von Baiern hervorgetreten. Lauer erſchien die Geſellſchaft Jeſu in ihrem Eifer. Die Schulen verwahrloſet, die muthigen Geiſter zurückgeſchreckt vom freien Aufſchwung, jede Gemüthsgabe nur zum armſeligen Bedarf im Alltagsleben angewieſen, überlieſſen ſich des Ignaz von Loyola Jünger behaglichem Genuß deſſen, was ihre Vorgänger erobert hatten.

Ihrem erſten Geiſte treuer, wurden die Väter Kapuziner erblickt, in Anzahl, nicht in Frömmigkeit, wach-

ſend. Seit der Letzte des freiherrlichen Stammes von Elſenheimb dem Kurfürſten von Baiern die Herrſchaft Wollnzach, ohnweit Moosburg, mit der Bedingung zum Erbe gegeben, den Kapuzinern daſelbſt Kirch' und Kloſter zu bauen, zählten ſie im Lande, auſſer vier eigenen Sendorten und fünf ihrer Herbergen, neunundzwanzig Klöſter. Die Kunſt des frommen Betruges war damals von ihnen in letzter Vollendung ausgebildet. Vor dem Volke erſchienen ſie armſelig, in groben Kutten, von auſſen mit Lappen von Sacktuch geſtickt. Ihr Bart war ungeſchoren, ihr Fuß nackt, ihr Schritt demuthvoll ſchleichend, Geſpräch und Rede von immerwährenden, tiefen Verbeugungen begleitet; ſelbſt ihre Kirche ohne Gold und Silber, die Wand der Zellen ungeweißt und nackt; ihre Mahlzeit vor fremden Augen kärglich und mager. Doch bei verſchloſſenen Thüren trieben ſie Kurzweil und Uebermuth bei vollen Schüſſeln und Bechern, ſuchten junge Weiber heim, zogen wohl gar vertraute Mädchen in ihre Klauſen. Man hörte von ihren Sitten ärgerliche Gerüchte; von Werken der Rachſucht, von Selbſtmorden, von entſprungenen Kloſtergenoſſen. Allein die äuſſerliche Ehrbarkeit der meiſten, die wirkliche Frömmigkeit der andern, und daß ihr Troſt an Kranken- und Sterbebetten, ihr Glückwunſch an Geburts- und Namenstagen nie fehlte, bewahrte ſie in der Gunſt des Volkes. „Und," ſprach der Kapuziner-Oberſt Hartmann von Brixen in der Verſammlung der Väter ſeines Ordens zu München: „ſogar die Sonne, welche der edelſte unter den Planeten iſt, hat, wie man ſagt, ihre Flecken, und leidet ihre Finſterniſſe; iſt alſo kein Wunder, daß zuweilen auch eine wohlgeordnete Geſellſchaft durch einſchleichende Mißbräuche am Glanz ihres Anſehens verdunkelt werde."

Dieſen Glanz ihres Anſehens in den baieriſchen Staaten zu erheben, war das wichtigſte Bemühen der Bettelmönche. Geringe Vergehen der Ihrigen züchtigten ſie mit geräuſchvollem Eifer, vor allem Volk, um ihre Strenge zu beurkunden. Aber grobe Verbrechen, die von ihnen begangen waren, verziehen ſie lieber, um dieſelben nicht den Augen der Welt verrathen, und den Namen ihrer Geſellſchaft beflecken zu müſſen. Daneben lebten ſie unaufhörlich in heimlichem Krieg gegen nebenbuhleriſche Orden und ſuchten dieſelben in der Gunſt der Hohen und Niedern mit frommer Schlauheit zu verderben. Nur im unausſöhnbaren Haß der Fremdgläubigen, nur in ſtrenger Beobachtung kirchlicher äuſſerer Zucht, der Seelmeſſen, Opfer, Betſprüche und Faſten ſtimmten alle Gattungen der Mönche voll chriſtlicher Eintracht zuſammen. Durch Wachſamkeit der Prieſterſchaft und Klöſter war aber der Lehrbegriff der Neubekenner dem Volke von Baiern längſt fremd geworden, und die ehemalige Neigung zu demſelben bis zum letzten Keim erſtickt.

Nur noch in Salzburgs hohen Bergthälern wohnten, tief verborgen, zahlreich die übrig gebliebenen Anhänger der neuen Glaubenslehre. Oeffentlich wurden von ihnen die Gebräuche der römiſch-allgemeinen Kirche beobachtet. Ihrer beſondern Andacht pflogen ſie aber mit verdoppelter Inbrunſt in der Stille ihrer Hütten. Da laſen ſie, entledigt des kirchlichen Zwanges, Gottes Wort, und die Auslegungen deſſelben durch den Geiſt frommer Männer. Am meiſten ſtärkte ſie, was ihr hochbetagter Lehrer Joſeph Schaidberger zu Troſt und Ermunterung im ſtandhaften Bekennerthum geſchrieben. Noch lebte der Greis ſelbſt unter ihnen, deſſen Duldertugend ſchon vor einem halben Jahrhundert in Trübſalen der Verfolgung erprüft

worden war. Alle wurden im ganzen Gebirge als wohlhabende, fromme, fleißige Leute geachtet, wider welche keine Klage ging.

Erzbiſchof Leopold Anton Eleutherius, Freiherr von Firmian, ein glaubensämſiger Fürſt, vernahm mit Erſtaunen, daß in ſeinem Lande die Anzahl dieſer ſtillen Abtrünnigen größer ſei, als man gedacht, und ſich mehre von Tag zu Tag. Bekümmert um ſeine geiſtliche Pflicht und um das Seelenheil der übrigen Unterthanen, dabei von harter Gemüthsart, befahl er, die Wohnungen der Verdächtigen zu überfallen, ihre Andachtsbücher hinwegzunehmen, und die Hausväter nach Gebühr an Geld und Leib um ihr Verbrechen zu ſtrafen. Das Gebot des Erzbiſchofs ward auch von Beamten und Prieſtern mit all der Tücke und Härte vollzogen, deren der Neid gegen Wohlhabende, oder perſönlicher Haß, oder Golddurſt fähig ſind, wenn finſtere Glaubenswuth ſolchen Leidenſchaften den Anſchein gottſeligen Eifers gewährt. Sterbenskranke wurden aus den Betten geriſſen; Greiſe in Feſſeln geſchlagen; die Kerker mit Unglücklichen angefüllt. Man quälte ſie mit Hunger, Froſt und Geiſſelhieben, daß ſie ihrer Ketzerei entſagen ſollten; trennte hartnäckige Widerſprecher von Weib und Kindern und ſtieß ſie aus dem Lande. Andere wieder ſchleppte man in die Gefangenſchaften zurück, wenn ſie um Verbannung aus einer Heimath, in der ſie nicht Gott nach ihrer Weiſe verehren durften, wie um eine Wohlthat und Gnade flehten. Die Unglücklichen betrachteten die Grauſamkeit ihrer Verfolger nicht als Widerlegung, ſondern als Beſtätigung der Wahrheit ihres Glaubens. Das entflammte ſie zu jenem ſchwärmeriſchen Muth, deſſen der Sterbliche nur fähig iſt, wenn es ſeine höchſten Kleinodien gilt. Die vorher ſchwiegen, wurden nun laut. Das

Beiſpiel einzelner Dulder begeiſterte ganze Haufen. Sie wandten ſich keck und öffentlich ſelbſt von bisher beibehaltener äuſſerer Beobachtung alt-kirchlicher Gebräuche ab, und liefen hundertweiſe zu den Beamten, ſich als Bekenner der evangeliſchen Wahrheit anzugeben. Mit Entſetzen vernahm der Erzbiſchof, daß weit über zwanzigtauſend ſeiner Unterthanen den Irrlehren Luthers anhingen, daß weder Schmach und Noth im Leben, noch Entehrung im Tod ihr verſtocktes Gemüth ändere, und ſie insgeſammt des Sinnes wären, lieber Heimath, Hab und Gut, und das Leben ſelber, als ihren Glauben, fahren zu laſſen. Alſo wurden ausgedehntere Verfolgungen wider ſie verhängt. Die Hartbedrängten rüſteten ſich zur Auswanderung. Sie wurde ihnen verſagt. Sie riefen den Reichstag zu Regensburg und das Erbarmen des Kaiſers über ihr Elend an. Der Erzbiſchof hinwieder, in Beſorgniß von Aufruhren, ſchilderte dem Kaiſer die Ketzer mit den Farben, welche Haß und Furcht ihm gaben. Er hieß ſie ruchloſe Geſellen des Satans, Gotteslaſterer und Empörer wider den Staat. Er bat um Kriegsvolk für eigene Sicherheit, dieſe Frechen zu zähmen. Die Unterdrückten ſprachen: „Wir ſind ja nicht gemeint, der Herrſchaft ein böſes Wort anzuthun, noch viel weniger ein Uebel. Wir wollen gehorchen in allen billigen Dingen. Was [illegible]er die Lehre anbelangt, die iſt nicht unſer, ſondern [illegible]ttes, und Gott ſind wir einen größern Gehorſam [illegible]uldig, als den Menſchen. Derowegen ſo bekennen [illegible]ir, daß wir lang in der Heuchelei gelebt haben, wel[illegible]s vor Gott nicht recht iſt; und weil man uns jetzt [illegible] weit treibet, ſo kann es unſer Gewiſſen nicht mehr [illegible]eiden; ſondern wir müſſen unſern Glauben frei be[illegible]nen.“ So ſprachen ſie. Und als eines Tages zu [illegible]chwarzach über hundert Aelteſte von den lutheri-

ſchen Gemeinden verſammelt waren, ihre Angelegenheit zu bereden, traten ſie um den Tiſch, auf welchem ein Salzgefäß ſtand, und ſchworen zum unſichtbaren Gott, lieber das Leben, denn ihren Glauben zu meiden. Und jeder drückte zum Wahrzeichen die Schwörfinger ins Salz und genoß von demſelben. Dies ward der Salzbund geheißen. Das Gerücht davon lief durchs Land. Die Sage geſtaltete bald das Gelübde der frommen Leute zu einer furchtbaren Verſchwörung gegen die altgläubigen Gemeinden. Der Erzbiſchof, in Furcht und Schrecken, rief den kaiſerlichen Hof um ſchleunigen Beiſtand an, und ermahnte im Lande zum Abſtehn von aller Gewaltthätigkeit. Sobald aber des Kaiſers Hilfsvölker eingezogen waren, erneuerte er ſelber die Gewaltthat; legte ſechstauſend Kriegsknechte in die Häuſer der Lutheriſchen, und überſah gegen ſie die ruchloſeſten Frevel.

Die Reichsſtände augsburgiſchen Bekenntniſſes gingen den Kaiſer, Karl VI, mit Ernſt an, ſeinen Arm nicht ungerechter Hartherzigkeit zu leihen; ſprechend: man ſolle den Lutheriſchen in Salzburg Recht halten, und ſie entweder, laut weſtphäliſchem Friedensſchluß, bei ihrer Glaubensübung, oder in Frieden aus dem Land ziehn laſſen. Zu Letzterm war Erzbiſchof Leopold ſchon voll Unwillens entſchloſſen geweſen, da er die Unmöglichkeit der Bekehrung der Abtrünnigen einſah. Er hatte aber geboten, daß Begüterte binnen drei Monden, Unbegüterte binnen acht Tagen ſein Gebiet räumen müßten. Deswegen erinnerten die Reichsſtände noch einmal an den Frieden von Osnabrück und Münſter: Auswanderern Glaubenshalber müſſe dreijährige Friſt, zum Verkauf ihrer Liegenſchaften, geſtattet werden. Der Erzbiſchof konnt' es nicht verweigern. Alſo gewährte er Reichern eine Friſt von drei Jahren,

und verlängerte ſie Aermern um einige Monate. Dieſe wanderten unter den Stürmen rauhen Winters aus dem Land ihrer Väter, Pſalmen ſingend; Greiſe, Kinder, Männer, Weiber mit den Säuglingen, Krüppeln und Kranken über die beſchneiten Straßen. Wo nicht im Lande Gut und Glaube geſetzlich frei erblühen, hat das Volk im Fürſten nur einen Brodherrn, keinen Vater; eine Erdſcholle, aber kein Vaterland. Die Baiern erblickten voll Erbarmens den langen Zug der Dulder durch ihr Land. Nur ſelten erlaubte ſich hier der herzloſe Pöbel gegen die Unglückſeligen Mißhandlung und Geſpött, wie anderer Orten in Schwaben und Franken. Bald folgten den Erſtern auch die Wohlhabendern in großen Haufen, nachdem ſie ihre Güter verkauft hatten. Sie lieſſen ſich mit ihrem Gewerbfleiß in Nürnberg, Ansbach, Preuſſen, Hannover, Holland, am Fluſſe Ebenezer des amerikaniſchen Georgiens und in andern Ländern und Welttheilen nieder, überall von glaubensverwandten Völkern mildvoll empfangen. Salzburg hat auch nach einem Jahrhundert kaum den Verluſt ſo vieler betriebſamen Bürger verſchmerzt.

Die rohe Unduldſamkeit eines Prieſterfürſten auf St. Hrodberts Stuhl darf um ſo weniger befremden, da ſelbſt weltliche Fürſten jener Tage ſich gleicher Grauſamkeit ſchuldig machten. Man dachte und handelte jetzt in vielen Staaten mit weit größerer Erbitterung gegen die Anhänger des evangeliſchen Lehrbegriffs, als unmittelbar nach Beendigung des dreißigjährigen Glaubenskrieges. Denn nun erſt offenbarten ſich an den Höfen, wie im Volke, beim nachgewachſenen Geſchlecht die herben Grundſätze des Abſcheus und Todhaſſes, welche von der Prieſterſchaft der römiſchen Kirche, ſeit dem Siege der Neubekenner in Deutſchland, gegen dieſe aufgeſtellt, und der Jugend eingeflößt

waren. Der weſtphäliſche Friede, welchen auch katholiſche Mächte einſt willig befördert hatten, ward jetzt als ein Joch verachtet und untergraben. Schon zu Ryswik, als ſich Frankreich, England, Spanien, Kaiſer und Reich verſöhnten, weil alle damals mit lüſternem oder beſorglichem Blick auf den letzten Odemzug des Königes von Spanien hinſahen, begann die Verletzung des heiligen Vertrags. Längs dem ganzen Rheinſtrom, wo katholiſche und evangeliſche Gebiete einander durchkreuzten, waren Zwingli's und Luthers Anhänger vielfach in ihren Rechten verkürzt. Mönche und Weltprieſter munterten den Pöbel zur Verfolgung der Ketzer auf, und die fürſtlichen Höfe trugen mehrmals kein Bedenken, zum Nachtheil ihrer evangeliſchen Unterthanen alle Friedensſchlüſſe, Verträge, Reichsgerichte und Verfaſſungen Deutſchlands zu verhöhnen.

So geſchah in der rheiniſchen Pfalz. Hier wurden die Zwingliſchen vor öffentlichen Gerichten, wie auf den Gaſſen und in den Häuſern mißhandelt. Ein Jeſuit, Paul Usleber genannt, ermunterte ſeine Zuhörer in Reden, von heiliger Stätte gehalten, ihre ketzeriſchen Mitbürger, als unehrliche Leute, aus allen Aemtern zu verjagen, ſintemal Reichsgeſetze nur für Nothfälle eine Gemeinſchaft mit Abtrünnigen anordnen können, welche gleich Juden und Huren geduldet würden. Wie er, ſprachen Andere. Karl Philipp, Kurfürſt von der Pfalz, als Kind in ſolchen Grundſätzen erzogen, glaubte Gott, die geſunde Vernunft und ſich ſelbſt zu verherrlichen, wenn er in ſeinen Staaten die Evangeliſchen mit allen Plagen heimſuchte, um ſie zum alleinſeligmachenden Glauben der römiſchen Kirche zu bekehren. In dieſem Wahnſinn ſchien ihm das Ungerechteſte gnadenvoll. Zu Sulzbach und Neuburg hatten die Anhänger augsburgiſchen Bekenntniſſes große

Mehrheit, und feierlich gewährleiſtete Freiheit. Nichts deſtoweniger zwang ſie Karl Philipp, ihre Kinder in die Schulen der Katholiſchen zu ſchicken, und alle Feſttage der römiſchen Kirche zu feiern. Sein Wahlſpruch lautete: „In meinem Land nur ein Gott, ein Glaub' und eine Kirche." Angeſtellten Pfarrherren ſchmälerte oder entzog er das bisher genoſſene Einkommen. Wer Behauptung wohlhergeſtammter Rechte anſprach, ward vor die Richter und in die Kerker geſandt, als Aufrührer mit Geldſtrafen belegt, oder verbannt; vom Pöbel geläſtert und geſteinigt. Wer ſich durch freiwillige Verbannung aus dem Vaterlande den Mißhandlungen entzog, mußte Erb' und Eigenthum um ſchnöden Preis an begünſtigte Leute geben, die ihm bezeichnet wurden. Karl Philipp verbot ſogar endlich Abdruck und Verkauf des Lehrbüchleins, heidelbergiſcher Katechismus genannt, welcher ein Bekenntniß und Inbegriff aller Glaubens- und Lehrſätze der im Sinn Zwingli's und Calvins verbeſſerten Kirche war. Und als er, durch anderer Fürſten Drohungen geſchreckt, ſeinen Unterthanen nach langem Streit und Widerſtreit Gewiſſensfreiheit einzuräumen genöthigt war, verließ er zornig der alten Kurfürſten zu Pfalz am Rhein Hauptſtadt, Heidelberg, und verlegte ſeinen Wohnſitz nach Mannheim, um nicht Zeuge von der Zufriedenheit der Getröſteten zu ſein.

4. Kaiſer Karls VI öſterreichiſche Erbfolgeordnung. Baierns Widerſpruch dagegen.

J. J. 1732 — 1735.

Die kirchlichen vielhundertjährigen Spannungen, Feindſchaften und Kriege der Europäer, wie demüthigend ſie für den Stolz des menſchlichen Geſchlechts, als deſſen traurigſte Verirrungen, erſcheinen wollen,

treten im großen Zuſammenhange der Geſchichte unſers Geſchlechts als Lichtpunkte hervor, in denen ſich die göttliche Weltführung heller offenbart. Jene Reibungen entzündeten neue Erkenntniß; gaben der Wahrheit, wie der Tugend, neue Schwungkraft; zerſtreuten die Keime beſſerer Einſicht in entfernte Welttheile und ſchloſſen die Verkettung der Thronen und Reiche, von den Mündungen des Tajo bis zu den ſchwarzen und weißen Meeren, enger zuſammen, welche ſie zu zerreiſſen drohten. Den großen Völkerverband, welchen des Mittelalters Päpſte, als Oberhäupter der chriſtlichen Welt, zuerſt bildeten, hatten dieſe nicht vollenden können. Da gelang es durch den Gegenſatz des halben Welttheils wider das Papſtthum.

In der That war Europa ſeit Wiklefs und Huſſens und Luthers Zeiten ein Anderes, als vordem; eine einzige, ungeheure, in einander durch Lieb' und Haß verflochtene Völkergemeinſchaft geworden. Durch Blutsband' und Verträge hingen die Fürſten des Aufgangs und Niedergangs, durch Glauben, Handel und Wiſſenſchaft die Völker an einander. Das Wehe des Einen ward das Leiden Aller; die Erſchütterung eines Ringes bewegte die ganze Kette. Alle führten einerlei Begriff von Völker- und Kriegsrecht; einerlei Glauben in verſchiedenen Kirchen; einerlei Geſchäftsſprache in öffentlichem Verkehr. Vermittelſt zahlreicher Poſten, Landſtraßen und öffentlicher Blätter flog wunderhaft ſchnell die Kunde jedes Ereigniſſes aus der entlegenſten Gegend über den geſammten Welttheil.

Der Anblick dieſer weitläuftigen Völkergeſellſchaft gab ſchon damals erhabenen Gemüthern Ahnung: daß einſt auf der europäiſchen Halbinſel die Geſammtheit chriſtlicher Reiche unter gemeinſamer Geſetzgebung einen einzigen Staatenbund bilden werde, in welchem kein

Krieg, oder der Krieg nur als verbrecheriſcher Aufruhr, erſcheinen könne. Aber das Zeitalter, dem großen Gedanken noch zu klein, verſpottete ihn, als nichtige Träumerei. Seine Erfüllung gehört einer Nachwelt an auf höherer Stufe der ſittlichen Entwickelung.

Noch war es nicht die Ehrfurcht der Vernunft vor fremdem Recht, welches dieſem und dem allgemeinen Frieden des Welttheils Schutz gab: ſondern Eiferſucht oder Feigheit der Gewalthaber. Noch ſchloß oder brach die ſelbſtſüchtige Schlauheit der Höfe, unter Leitung und Wink des Augenblicks, alle Bündniſſe, alle Verträge. Doch wurde Alles mit den heiligſten Namen geſchmückt; auch das Verruchte. Denn die Gewiſſenloſigkeit, ſelbſt des Mächtigſten, wenn er ſchon keine Scheu mehr vor dem ewigen Vergelter trug, fürchtete noch den Fluch der Meinung. Ein Gefühl aber entfaltete dennoch die Noth in Allen: daß nämlich Keiner durch Uebermaas ſeiner Macht dem unabhängigen Leben des andern, auch des kleinſten Staates gefährlich werden dürfe; ſondern daß aus dem Gleichgewicht der verſchiedenen Kronen allgemeine Sicherheit, Mäßigung und Ruhe erwachſe. So glich Europa einem verworrenen Staatenbund, deſſen Glieder, ohne gemeinſames Recht und Gericht, durch Vortheil oder Furcht an das Gerechte gefeſſelt und beſchränkt wurden, aber eben ſo leicht auch den Zank von zweien zum Streit Aller verwandelten.

In dieſer Völkergeſellſchaft ſtand das königliche Frankreich, eben ſo ſehr durch Ausbildung ſeiner Sprache, ſeiner Begriffe und Sitten, als durch Fülle ſeiner Machtmittel hochangeſehen. Unter der zwanzigjährigen und weiſen Verwaltung des Hauptprieſters Fleury hatte es die großen Kräfte wieder zu ſammeln begonnen, welche durch König Ludwigs XIV eiteln

Uebermuth verſchleudert waren. Jenſeits der Pyrenäen wohnten die Völker Spaniens und Portugals in ſchlaffer Trägheit, unter ſchwachen Fürſten, mit deren Zepter meiſtens die Hand der Günſtlinge, Weiber, Pfaffen und Sänger ſpielte. Gewaltiger aber ſtieg Großbritannien im Meere auf, erweckt durch die Geiſteswerke ſeiner Schriftſteller und durch die alten Freiheiten ſeines Volks. In den Schlachten des Erbfolgekriegs um die ſpaniſchen Kronen hatte es eine überlegene Herrlichkeit auf den Meeren gewonnen, neben welcher die alte Majeſtät der niederländiſchen Seemacht verſchwand; und durch Erhebung des klugen Kurfürſten von Hannover, Georg I, zum britiſchen König, hatte es auf Deutſchland, als das Herz Europens, einen Einfluß in die Schickſale des Welttheils erworben, daß es Nebenbuhler der größten Reiche ward. Dänemark, wie Schweden und Polen, eben ſo ſehr von den Mängeln ihrer Verfaſſungen, als von unglücklichen Kriegen entkräftet, ſtiegen aus ihrer ehemaligen Bedeutſamkeit ſtufenweiſe zurück, während neben ihnen im Norden ſich eine ungeheure Macht aufthat. Dies war Rußland. Hier hatte Peter I, der große Kaiſer, Herr eines unermeßlichen Reichs, das Geheimniß von der wahren Stärke der Thronen begriffen. Er brachte ſeinen barbariſchen Unterthanen Geſittung, Wiſſenſchaft und Kunſt. Da wurden die rohen Stiefſöhne Aſiens menſchlicher, ihre Verfaſſungen dauerhafter. Der Hof von St. Petersburg ſprach fortan in Angelegenheiten der europäiſchen und aſiatiſchen Welt nicht ſelten das entſcheidende Wort. Vor ihm zitterte bald ſelbſt die langgefürchtete Macht der Osmanen. Dieſe hatte ihr vormaliges Anſehen bis jetzt mehr durch gegenſeitige Mißgunſt ihrer Nachbarſchaften, als durch die wilde Tapferkeit ihrer Krie-

ger, oder durch die Geiſtesgröße ihrer Beherrſcher behauptet. Ihre Sultane, bald aus den Kerkern, bald aus den Wollüſten des Serai auf den Thron der Solimane geſetzt, genoſſen zwiſchen den Aufruhren ſtolzer Statthalter, und den Meutereien zuchtloſer Kriegsheere einer unſichern Gewalt. Der alte trotzige Eroberermuth der Bekenner Muhameds verging gemach in Furcht und Sorg' um Vertheidigung eines Daſeins, welches abwechſelnd von den Waffen der Ruſſen oder des Hauſes Oeſterreich bedroht ſtand. Denn Oeſterreich lagerte ſich in langem Halbkreiſe um die türkiſchen Grenzen; gebot über einen weiten Theil Italiens, deſſen kleine Fürſten und Freiſtaaten kaum noch in den Wagſchalen der Weltangelegenheiten wogen; rührte an die Alpen der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft, die zwiſchen nebenbuhleriſchen Kronen den Frieden ihrer Thäler in beſcheidener Unparteiſamkeit hütete; und ſtieß in zerſtreuten Gebieten, wie an Frankreich, ſo an die freien, vereinigten Niederlande. Neben Rußland und Frankreich war Oeſterreich in der chriſtlichen Welt die Hauptmacht des feſten Landes geworden; faſt beſtändiger Inhaber der erſten Würde des römiſchen Kaiſerthums und dadurch auf Fürſten und Stände des deutſchen Reichs groß einwirkend, deren ewiger Zwietracht die unheilbarſte Schwäche folgte.

Noch ſaß Karl VI zu Wien auf dem kaiſerlichen Stuhl, derſelbe, welcher vom ſpaniſchen Erbfolgekrieg her ſeine Staaten mit einem beträchtlichen Theil der ſpaniſchen Niederlande, mit der Lombardei, mit den Königreichen Neapolis und Sizilien vergrößert hatte. Er war aber ein ſchwacher Fürſt; Werkzeug ſchlauer Andächtler und eigennütziger Diener. Seine Schätze verſtoben; ſeine Heermacht zerfiel. Ueber Alles quälte ihn jedoch, beim Anblick ſeiner weitläufigen Reiche,

der Gedanke, in weſſen Hände dieſelben nach ſeinem Tode fallen könnten? Denn er hatte keinen Sohn, dem er ſeine Kronen vererbte; ſondern nur Töchter.

Schon beinahe zweihundert Jahre lang waren, ſeit Kaiſer Ferdinand I, die Fürſten zu Oeſterreich in Hausverträgen und Vermächtniſſen allezeit bedacht geweſen, ihre Lande ungetheilt auf die Nachkommen zu bringen. Alſo hatten ſie die Töchter jederzeit von der Erbſchaft ausgeſchloſſen und dieſelbe dem älteſten Sohne des Hauſes übertragen. Nun aber fehlte dieſer. Dies war der Kummer Karls VI. Er ſtiftete demnach für ſein Haus eine neue Erbfolge-Ordnung. Kraft derſelben ſollten, in Ermangelung eines männlichen Erben, nach ſeinem Hintritt die Kronen Ungarns, Böheims und aller Güter des Hauſes Habsburg, an die älteſte ſeiner Töchter fallen. Die Stände in Ungarn, Böheim und Oeſterreich nahmen das Hausgeſetz einmüthig an. — Es lebten freilich noch Töchter ſeines verſtorbenen Bruders, Kaiſer Joſephs I. Die ältere derſelben, Maria Joſephe, war Gemalin des Erbfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt; die jüngere, Maria Amalie, Gemalin des Kurfürſten, Karl Albrechts, von Baiern. Und in der Urkunde, vermittelſt welcher einſt Kaiſer Leopold ſeine Anſprüche auf Spanien an Karln übergeben hatte, war eben dieſen Töchtern Joſephs ausdrücklich der Vorgang vor Karls Töchtern bedungen worden. Doch auch ſie beide hatten, ſchon bei ihren Vermählungen, beſtimmt und feierlich auf ihr Recht verzichten und eine neue Ordnung der Erbfolge betheuern müſſen.

Dies Alles beruhigte inzwiſchen die Vorſicht des ängſtlichen Kaiſers noch nicht. Er, ein Zeuge des ſpaniſchen Thronſtreites, kannte die Unzuverläſſigkeit fürſtlicher Eide, und die Ohnmacht des letzten Willens der

Todten gegen Habſucht und Gewalt der Lebenden. Darum warb er, zur vollen Sicherheit ſeiner Anordnungen, Gewährleiſtung von den größten Mächten des Welttheils. England und Holland gaben ſie; auch Dänemark, Preuſſen und Sardinien. Aber der alte Fürſt und Held Eugen von Savoien, welcher nichts auf die argliſtige Staatsklugheit der Höfe bauen wollte, ſchüttelte ungläubig das Haupt und ſprach: „Zweimal hunderttauſend Bajonete leiſten beſſere Bürgſchaft, als eine Million Eidſchwüre aller Fürſten von Europa!" — Auch des deutſchen Reiches Zuſtimmung und Wort begehrte der Kaiſer. Baiern und Pfalz, wie Sachſen, mit heimlichen Hoffnungen, ſich dereinſt vom öſterreichiſchen Erbe wohl bereichern zu können, erhoben zwar auf der Reichsverſammlung mancherlei Bedenklichkeiten, bald wegen Formen, bald wegen Folgen einer ſo wichtigen Verpflichtung. Doch konnten ſie mit allen Gründen dagegen, und mit Andeutung aller Gefahren, welche der Ruhe des Reichs, aus einer beſtändigen Verbindlichkeit zu Gunſten der öſterreichiſchen Erblande, erwachſen möchten, den Beitritt der übrigen Stände nicht hindern. Als derſelbe nach den Wünſchen des Kaiſers erfolgte, begnügten ſich Baiern, Pfalz am Rhein und Sachſen, ihre Verwahrungen gegen die Wirkungen eines ſo mißlichen Schrittes kund zu thun, ohne jedoch ihre wahren Erwartungen oder Abſichten voreilig zu enthüllen.

Unter ſolchen Verhältniſſen führte die gleichartige Natur ihrer Anſprüche und Wünſche engeres Einverſtändniß zwiſchen den Höfen von Dresden und München herbei. Als man beiden das Recht zweifelhaft machen wollte, ſich einem Reichsbeſchluß zu entziehen, welchen die Mehrheit der Stände gebilligt hatte, wurde von ihnen ſofort ein Bund der Freundſchaft und gegen-

ſeitigen Vertheidigung unterhandelt, und gegen allfällige, den Reichsſatzungen zuwider geführte Kriege geſchloſſen.

Obwohl dies Bündniß einsweilen nur auf Dauer von drei Jahren, und auf wechſelſeitigen Schutz gegen Angriff berechnet war, machte es doch natürlich die Abſichten Baierns und Sachſens verdächtig. Das Sträuben der zwei Gemale von Kaiſer Joſephs Töchtern gegen die Gewährleiſtung der öſterreichiſchen Erbfolgeordnung beſtätigte beſonders in der Burg zu Wien den Argwohn, daß beide Kurfürſten im Herzen nicht die feierlich entſagten Anwartſchaften aufgegeben hätten.

Man irrte nicht. Damals war Maximilian Emanuel, Graf de la Perouſe, des Kurfürſten Karl Albrecht vornehmſter Rath in auswärtigen Geſchäften. Dieſer Mann, von italieniſchem Geblüt, in Kunſt ſtaatskluger Umtriebe geweiht, brannte von Begierden, ſeinem Gebieter ein glänzendes Loos, und ſich ſelbſt belohnende Würden und Gnaden vorzubereiten. Ihm ſchien ſchon das Wichtigſte gewonnen, wenn er einsweilen die Ausſichten offen hielt, welche den Töchtern Joſephs durch die ferdinandiſchen und leopoldiſchen Vermächtniſſe und Urkunden eröffnet worden waren. Und hatten auch die Fürſtinnen ſelbſt in ihrer Vermählungsfeier den Kronen von Habsburg entſagt: ein Meiſterſtreich höfiſcher Auslegungskunſt richtete Alles wieder ein. Der Erzherzoginnen Eid war durch eine bloße ausbiegende Wendung, ohne gebrochen zu werden, auf leichte Art zu vereiteln. Deshalb betrieb auch de la Perouſe die nähere Verbindung mit Sachſen. Der Kanzler des geheimen Rathes, Freiherr von Unertl, vertraut mit den Geheimniſſen der Urkundenkammern, mußte die beſtäubten Schätze derſelben durchwühlen, dem großen Zwecke neue Mittel zu entdecken.

Dann wurden mit dem Hauſe Pfalz am Rhein die alten Erbverträge neu behandelt, um ſie enger zu ſchlieſſen. Auch dazu ward der vielgewandte Kanzler benutzt, deſſen geſchmeidiges Gewiſſen man ſo brauchbar, als ſeinen unermüdlichen Geſchäftsfleiß fand.

Ein Ereigniß aber, welches de la Perouſens Scharfſinn nicht berechnet hatte, machte unerwartet die Tiefen ſeines kaum angehobenen Gebäudes zittern. König August II von Polen ſtarb. Friedrich Auguſt, ſein Sohn, Kurfürſt von Sachſen, verheelte den Ehrgeiz nicht, gleich ſeinem Vater, die Krone der Piaſten zu tragen. Oeſterreich konnte daran das meiſte helfen und hindern; und der Wiener Hof war ſchlau genug, ſchnell dem Wunſch des ſächſiſchen Kurfürſten mit gefälliger Dienſtfertigkeit entgegenzugehen. Man verſtand ſich zu beſondern Bündniſſen. Friedrich Auguſt, des polniſchen Thrones gewiſſer zu werden, übernahm dafür unbedenklich volle Gewährleiſtung von Kaiſer Karls VI Erbfolgegeſetz.

So ſtand Karl Albrecht plötzlich, von Sachſen geſchieden, mit ſeinen Entwürfen einſam. Der Hof zu Wien aber, weit entfernt, ſich dieſes Sieges zu überheben, ſuchte auch noch Baiern zu gewinnen. Es legte der Kaiſer jede Art Empfindlichkeit, die er bisher geäuſſert hatte, von ſich ab. Er gewährte dem Kurfürſten willig, beinahe zuvorkommend, die Belehnung mit den baieriſchen Kurlanden nach altüblichen Formen, was er ſo lange verzögert hatte. Zu dieſem bewog ihn jedoch weder allein die Furcht vor Karl Albrechts Anſprüchen; noch weniger, daß er dieſelben, ſeit Sachſens Rücktritt, gefahrlos und verächtlich gefunden hätte, ſondern auch andere Umſtände waren eingeſchritten, die ihm jetzt Baierns Freundſchaft werthvoll machten. Karl VI nämlich, weil er ſich dem Kurfürſten von

Sachſen zur Erlangung der polniſchen Krone verpflichtet hatte, gerieth dadurch in Gefahr eines Krieges mit Frankreich. Denn König Ludwig XV hatte eben dieſe Krone ſeinem Schwiegervater Stanislav Lesczinsky zugedacht, und ihm unter den Polen ſchon viele Anhänger geworben. Sie hatten denſelben wirklich erwählt. Eine Minderheit nur, doch unterſtützt von Oeſterreichs und Rußlands Waffen, erkor den Kurfürſten von Sachſen. So ward Krieg mit Frankreich unabwendbar. Die Heere Ludwigs XV brachen bald gegen den Rhein und die Niederlande auf.

Unter ſolchen Verhältniſſen lag dem Hofe zu Wien daran, den Kurfürſten von Baiern nicht zu verſäumen, oder ihn zu reizen, auf Frankreichs Seite zu treten. Oeſterreich, übel verwaltet, ohne Gelder, ohne genugſames Kriegsvolk, wünſchte überdies den Beiſtand des Reiches. Dieſen zu erlangen, ſetzte es dieſelben Triebfedern in Thätigkeit, welche ſchon zur Zeit des ſpaniſchen Erbfolgeſtreites trefflich gewirkt hatten. Es wurden nämlich wieder, wie damals, Vergeſellungen einzelner Reichskreiſe zu ihrer Selbſtvertheidigung in Vorſchlag gebracht und bewerkſtelligt. Der öſterreichiſche, der ſchwäbiſche, der fränkiſche und die beiden rheiniſchen traten dazu. Dies gewonnen, ſäumte man dann nicht länger, geſammtes Reich zum Kriege gegen Frankreich einzuladen, deſſen Heerſchaaren den deutſchen Boden bedrohten. — Frankreich, an welches ſich, in Hoffnung zu Eroberungen in Italien, die Könige von Sardinien und Spanien ſchloſſen, warnte Deutſchland vor gemeiner Sache mit dem Hauſe Habsburg, dem der Krieg allein gelte. Immer ſei noch das Reich Opfer von Oeſterreichs Staatsklugheit geweſen. Aber auch diesmal ſtand das Reich dem Kaiſer zu.

Nur Karl Albrecht und die Fürſten ſeines Stam-

mes zu Pfalz am Rhein und Köln, ſagten ſich beharrlich von jeder Theilnahme am Kampfe los. Baierns geheime Hoffnungen auf das Erbe von Habsburg waren Hoffnungen des Geſammthauſes. In München, wie in Mannheim, mußte man einen Krieg, der Oeſterreichs Kräfte im gelegenſten Zeitpunkte aufrieb, ſehr erwünſcht finden. Um ſo weniger konnte dort, wie hier, der Gedanke herrſchen, wider eigenen Vortheil Frankreich zu beleidigen, und Habsburg zu unterſtützen; zumal in einer Angelegenheit, vermittelſt welcher dem Kaiſer gelungen war, Sachſen von Baiern zu ſcheiden. — Oeffentlich aber ward der verweigerte Beiſtand mit der innigſten Liebe zum Frieden, und damit beſchönigt, daß der Gegenſtand keinerlei Benachtheiligung des Reiches, ſondern nur die Ehrenſache beider Kronen, Frankreich und Oeſterreich, Polens wegen, betreffe.

Der Graf von Königsegg, Karls VI Geſandter zu München, ſtellte mit vieler Beredſamkeit dar, daß die Friedensliebe des Kurfürſten unvermeidliches Unheil über ihn bringen müſſe. Denn alle Stände des heiligen Reiches ſähen den Schlüſſel ſeiner räthſelhaften Gleichgültigkeit nur in geheimen Einverſtändniſſen mit dem alten Reichsfeinde. Das mahne wiederholt an die zweideutige Rolle ſeines Vaters zu Anfang des Krieges um die ſpaniſche Erbſchaft, und flöße den Fürſten der Deutſchen mit Recht Argwohn und Kälte ein. Welches immerhin der Ausgang des blutigen Handels ſein möge, werde Baiern durch ſeine Untheilnahme dabei verlieren. Sollte Frankreich obſiegen, würde nicht geringe Schuld des Unglücks auf Baiern, Pfalz und Köln fallen, welche die Macht des Reiches, durch ihre Trennung von derſelben, geſchwächt haben; oder ſollte Frankreich verlieren, würde man auch Baiern als einen heimlichen und überwundenen Gegner betrachten können.

So des Kaiſers Geſandter. Dagegen der von Frankreich, Markgraf von Rezé: Was jemals das Haus Wittelsbach zur Vergrößerung öſterreichiſcher Macht gethan, hat es, ungerecht wider ſich ſelbſt, aus ſeiner eigenen Größe abgegeben. In unvergänglichem Gedächtniſſe werden die Tauſende ſeiner Krieger, die vielen Tonnen Goldes bleiben, welche Maximilian Emanuel für Habsburg aufgeopfert hat. Dafür iſt er zuletzt durch Habsburg ein Fürſt ohne Land, unſtätt und flüchtig geworden. Nur durch Frankreichs Treue kam das ſchon ganz zerſtückelte Baiern völlig wieder an Wittelsbach zurück. Jetzt wiederholt Wien das alte Drohen, ohnmächtiger denn je. England und Holland, die Seemächte, denken nicht daran, mit dem Kaiſer in ſo ungerechter Sache gemeines Werk zu treiben, und ohne ihre Hilfe wird er Nichts vermögen. Er wird, fehlt alles, das Reich, wie immer, deſſen Schickſal überlaſſen, und lieber ſein Kriegsvolk über die Alpen ziehen, Mailand zu retten. Diesmal aber iſt es minder, denn jemals, Baierns Spiel, ſich mit Frankreich zu entzweien. Es iſt ein Tag vor der Thür, da nicht bloß um eine polniſche Krone, ſondern um alle Kronen Oeſterreichs gehandelt werden wird. So Rezé.

Karl Albrechts Entſchluß konnte weder durch die Vorſpiegelungen des franzöſiſchen Geſandten ſtärker, noch durch die Warnungen des kaiſerlichen ſchwächer werden. Weil aber die Kriegeswetter heraufzogen, mußte des Landes äuſſere Sicherheit geſchirmt ſein. Es wurden ſtraks aus der Landwehr eilf neue Schaaren zu Fuß, drei zu Pferd ausgehoben; die Anzahl der Krieger zu einunddreißig tauſend Mann vermehrt. Zwölftauſend traten in ein Lager bei München, zehntauſend an die böhmiſchen Grenzen bei Neukirchen, dem Markt; neuntauſend in die Pfalz, bei Amberg und Ingolſtadt.

Dieſe Bewegungen verurſachten dem Wiener Hof argwöhniſche Beſorgniſſe, ungeachtet auf dem Tag des baieriſchen Kreiſes in Mühldorf ein Zuzug zum Reichsheer beſchloſſen worden war, woran auch der Kurfürſt ſiebenzehnhundert Mann zu ſtellen hatte. In Folge kaiſerlichen Befehls bildete ſich bei Eger ein Lager. An den tiroliſchen Grenzen wurden Linien gezogen und Schreckſchanzen aufgeworfen, für die man das Holz ſogar aus baieriſchen Forſten hieb. In Frankfurt am Main wurden Gewehre in Beſchlag genommen, welche zu Lüttich und andern Orten für Baiern angekauft waren. Dies, und daß in den Gebieten des Kurfürſten von Köln die gegen Frankreich ziehenden Kriegsvölker ohne Schonung winterlagerten, ſteigerte Karl Albrechts Zorn. Davon nahm er Vorwand oder Grund, ſowohl ſeine Mannſchaft zurückzuhalten, welche er, ein Genoſſe des baieriſchen Kreiſes, an das Reichsheer zu geben hatte, als auch den Zug der ruſſiſchen Hilfsvölker durch die obere Pfalz abzulehnen, die an den Rheinſtrom wollten. Erſt nach einem Briefwechſel voller Vorwürfe zwiſchen Wien und München, nach langen Unterhandlungen und Erklärungen, wurden die Mißverſtändniſſe gehoben, den Ruſſen die Durchzüge gegen Entſchädigung geſtattet, und vorſchnell ertheilte Befehle widerrufen. Die Spannung noch mehr zu mildern, trug vielleicht der greiſe Fürſt und Feldherr Eugen von Savoien nicht wenig bei, als er, vom Rhein kommend, den Kurfürſten in ſeinem Lager bei Ingolſtadt beſuchte. Karl Albrecht verhieß von da an, auch ſeinen Antheil zum Kriegsheer abzuſenden. Doch die bald erfolgte Ausſöhnung Frankreichs und Oeſterreichs entband ihn ſeines Wortes.

Durch den Frieden dieſer Mächte behielt der Kurfürſt von Sachſen den polniſchen Thron zwar, und in

ſo fern konnte Kaiſer Karl VI ſich von ſeinen Höflingen als Sieger beglückwünſchen laſſen. Sogar noch die Genugthuung ward ihm, daß der franzöſiſche Hof die habsburgiſche Erbfolgeordnung ebenfalls zu gewährleiſten übernahm. Aber dafür ließ er in Italien köſtliche Lande, ließ er die Krone beider Sizilien faſt ohne Gegenwehr in ſpaniſche Hand fallen; dafür vergaß er, allezeit Mehrer des Reiches zu ſein, wie er hieß. Denn Lothringen und Bar wurden von Deutſchland geriſſen, und an Stanislav Leszcinsky nebſt Königsnamen zur Entſchädigung gegeben, weil er auf Polen Verzicht that. Seit dieſer Zeit ſah Frankreich das Gebiet von Lothringen als ſein Eigengut an.

5. Fortdauernde Spannung zwiſchen Baiern und Oeſterreich. Kaiſer Karls VI Tod.

J. J. 1736 — 1740.

Der Kaiſer ſchien die Größe ſeines Opfers und ſeiner Demüthigung nicht neben der Freude zu empfinden, daß auch Frankreich für die öſterreichiſche Erbfolgeordnung Bürge geworden war. Nun erſt blickt' er mit ſtolzer Ruhe auf den ohnmächtigen Ehrgeiz eines Kurfürſten von Baiern herab, deſſen Anſprüche, nur allenfalls vom Hofe zu Verſailles unterſtützt, Beſorgniß hätten erregen können. Man gab ſich in der Burg in Wien kaum Mühe, dieſen Stolz zu verbergen, noch weniger den Verdruß, daß die Kurfürſten von Baiern und Pfalz am Rhein es hatten wagen können, ihre Waffen den Fahnen Oeſterreichs zu entziehen. Man ergriff jeden Anlaß mit Vorliebe, ſie beide der Welt verächtlich oder verdächtig darzuſtellen. Es erſchien damals eine Flugſchrift, deren unbekannter Urheber die hohen Abſichten und Anſprüche des Hauſes Wittelsbach eben ſo gefahrdrohend für die Wohlfahrt geſammten Rei-

ches, als für die Bekenner des evangeliſchen Glaubens ſchilderte. Sie ward zu Wien mit Wohlgefallen geleſen, mit Geräuſch gelobt, mit einer Art Wichtigkeit umhergeboten. Der Kurfürſt hinwieder, ſchlecht berathen, wählte von allen Mitteln das übelſte, Vorwürfe zu widerlegen, die ihm gemacht wurden. Durch das Verbot der Flugſchrift in ſeinen Landen ſtachelte er die Begierde, ſie zu leſen; durch ihr Verbrennen von Henkers Hand auf öffentlichem Markt zu Regensburg beſtätigte er ihr Anſehen.

Der neue König von Polen, Auguſt III, nun in Beſitz des Thrones, für welchen er den mit Baiern geſchloſſenen Freundſchaftsbund hatte fahren laſſen, ſchien ſeine Schuld gegen Karl Albrecht durch den Eifer tilgen zu wollen, mit welchem er ſich der Verſöhnung Wiens und Münchens annahm. Er lag dem Kaiſer an, den Groll wider Baiern aufzugeben, welches, vereinzelt, wie es daſtehe, der Ruhe von Oeſterreich nicht mehr drohen könne. Hinwieder dem Kurfürſten verhehlte er in vertraulichen Aeuſſerungen nicht, daß, mit andern Zeiten und Umſtänden, das von Sachſen ertheilte Gewährleiſten der Erbfolgeordnung mannigfach gemildert werden könnte. Kaiſer Karl VI näherte ſich dem Kurfürſten zuerſt; weniger aus aufrichtiger Neigung, als aus Bedürfniß, Kriegsvölker gegen die Türken zu empfangen. Durch ein Schutzbündniß mit Rußland war er in den Krieg gegen die Macht der Osmanen verwickelt worden. Karl Albrecht ſträubte ſich lange, ſein Volk für Oeſterreichs Ruhm und Größe auf entlegene Schlachtfelder zu ſchicken. Die Vermittelung des polniſchen Königes aber, und mehr als dies, ſeine Geldnoth, beſchwichtigte endlich den tiefen Widerwillen. Um einen Spottpreis von ſechsunddreißig Gulden für den Mann, gab er zehn Schaaren aus ſei-

nem Heer, achttauſend Mann ſtark, in öſterreichiſchen Dienſt. Die Baiern zogen ungern aus dem Vaterlande längs der Donau hinab. Verdroſſen und zuchtlos bezeichneten ſie ihren Weg mit mancherlei Unfugen. Als zu Wien die erſten Schlachthaufen gen Ungarn eingeſchifft werden ſollten, ſprangen ſie wieder aus den Fahrzeugen ans Ufer, und begehrten zuvor Auszahlung ihrer zurückgehaltenen Löhnung. Mit großer Mühe ward der Aufruhr geſtillt. Die Unglücklichen! Kaum ihrer die Hälfte ſah die heimathlichen Gefilde wieder. Die Seuche des Lagers raffte Viele hinweg, Viele der blutige Tag bei Grotzka in Servien und bei Belgrad; bis unter den Wällen dieſer Stadt jener Friede geſchloſſen ward, welcher dem Hauſe Oeſterreich allen Gewinn von Fürſt Eugens frühern Siegen wieder entriß.

Indeſſen ſchienen Karl Albrecht und der Kaiſer vollkommen verſöhnt. Da die Kaiſerin-Wittwe, Wilhelmine Amalie, ihre Tochter, die Kurfürſtin von Baiern, noch einmal im Leben zu umarmen wünſchte, ward in St. Pölten und Mölk unter fröhlichen Feſten Zuſammenkunft gehalten. Der Kaiſer und der Kurfürſt erſchienen dazu. Man wechſelte Geſchenke und Zärtlichkeiten gegen einander aus. Der ehemaligen Spannungen ward kaum noch gedacht. Allein die Höflichkeiten beider Fürſten hatten auf die Verhältniſſe ihrer Staaten oder Häuſer keinen Einfluß. Dies offenbarte ſich ſchon bei der Wahl des neuen Biſchofs von Augsburg. Der Kurfürſt wünſchte ſehnlich, ſeinem jüngern Bruder Theodor, zu den biſchöflichen Stühlen von Freiſing und Regensburg, auch noch den augsburgiſchen gegeben zu ſehn. Er bat daher den Kaiſer dringend um deſſen mächtiges Fürwort. Dieſer aber, nie geſonnen, einem Fürſten des Stammes Wittelsbach zu bedeutenderm Einfluſſe im Reiche zu helfen, behandelte

die Sache ſehr lau, alſo, daß der Kurfürſt in der Hoffnung für ſeinen Bruder betrogen ward. Karl Albrecht, bitter gekränkt, verhehlte ſeinen Unmuth dem Kaiſer nicht. Dieſer hingegen verſchwieg auch dem Kurfürſten nicht, daß er, ſei es um Vorwürfe zu thun, triftigere Urſachen hätte, ſie ihm ſelber zu machen, ihm, der, geſchwornen Eiden zum Trotz, fortwährend der öſterreichiſchen Erbfolgeordnung zuwider ſei. Die Erzherzogin, Karl Albrechts Gemalin, habe nun einmal auf das Erbe von Oeſterreich verzichtet im Erbvertrag; ſo ſei jeder Anſpruch Baierns verfallen. „Wenn nicht Verträge und Bündniſſe, wie die unter uns abgeſchloſſenen," ſchrieb der Kaiſer, „Kraft und Wirkung hätten, welchen Worten wäre dann zu trauen? Stellen ſich zu dem nur Ew. Liebden an meine Stelle, und ſagen Sie, ob Sie billig finden würden, wenn Sie keinen Sohn, wohl aber Töchter hätten, daß Sie dieſelben von einem Verwandten einer entfernten Seitenlinie, die bloß durch Weiber verknüpft wäre, von der Erbfolge ausſchlieſſen laſſen ſollten?" — „Ich habe," entgegnete der Kurfürſt, „die Erbfolgeordnung in Anſehung meiner Gemalin angenommen, keineswegs aber meinen Nachkommen damit ein Recht rauben können oder wollen, welches ihnen durch Kaiſer Ferdinands letzten Willen zugeſichert iſt. Meine Gemalin hat ſich, als eine Erzherzogin von Oeſterreich, ihres Rechtes begeben, nicht aber das Anrecht des Hauſes Baiern vergeben können oder wollen."

In dieſer künſtlichen Unterſcheidung der Perſonen und Häupter des Hauſes Baiern vom Hauſe Baiern ſelbſt, da die Rechte von jenen ohne Nachtheil für die Rechte von dieſem veräuſſert werden konnten, that ſich die Staatsklugheit des Grafen de la Perouſe kund. Für ihn war mit dieſem ſpitzfindigen Ausleger-Kunſt-

ſtück Wort und Schrift und Schwur Karl Albrechts, wie deſſen Gemalin, ein- für allemal beſeitigt. Er drang nur auf Anſicht der Urkunde vom Vermächtniſſe Kaiſer Ferdinands I, als die allein entſcheiden könne, wem, nach Ausgang des Mannsſtammes in Habsburg, deſſen Erbſtaaten zufallen ſollten. Zu dem Ende reiſete er ſelber, als Geſandter ſeines Herrn, des Kurfürſten, nach Wien, die in den erzherzoglichen Urkundengewölben vorhandene Urſchrift des Vermächtniſſes einzuſehen.

In denſelben Tagen aber gab Kaiſer Karl VI, ſchon lange ſchwächlich, den Geiſt auf. Er ſtarb, zufrieden, ſein großes Reich für eine geliebte Tochter, Maria Thereſia, Gemalin des toskaniſchen Großherzogs Franz von Lothringen, in Folge zwanzigjähriger Bemühungen, geborgen zu wiſſen. De la Perouſe, welcher mit ſtaatsmänniſchem Scharfſinn ſchon die ganze Reihe der Schritte berechnet hatte, die zu thun vor ihm lagen, war durch dieſes Ereigniß ſehr geſtört. Er begab ſich inzwiſchen mit größter Eilfertigkeit zu allen Großſtaatsbeamten des Erblichenen und zu allen in der Kaiſerſtadt wohnenden Geſandten fremder Fürſten, mit der Vorſtellung, daß weder jene irgend etwas den Anſprüchen Baierns Zuwiderlaufendes verfügen, noch dieſe die Großherzogin von Toskana als rechtmäßige Erbin anerkennen möchten, bis nach Entſcheidung des Streites. Auch nahm er für ſeinen Hof keineswegs das übliche Bekanntmachungsſchreiben vom Hintritt des Kaiſers und der Thronfolge der Königin von Ungarn und Böheim an: ſondern drang fort und fort auf Anſicht der Urſchrift vom ferdinandiſchen Vermächtniſſe.

Maria Thereſia, eine junge, geiſtvolle, unerſchrockene Fürſtin, im Beſitz der Macht und des väterlichen Thrones, im Bewußtſein, für ihr Erbe das Wort

Europens zu haben, trug kein Bedenken, die vielverlangte Urkunde vorzuzeigen. Die Botſchafter aller auswärtigen Mächte verſammelten ſich am fünfzehnten Tage nach des Kaiſers Tode. In ihrer Mitte ward der ſchon beinahe zweihundert Jahre alte Brief aufgeſchlagen und abgeleſen. Er lautete in allen Theilen der baieriſchen Abſchrift gleich, bis auf die Worte: Wann keine „eheliche Leibeserben“ vorhanden wären. In der baieriſchen Abſchrift hieß es: Wann keine „männliche Leibeserben“ vorhanden ſein würden.

Der Handel war damit nicht getilgt. De la Perouſe fertigte neue Denkſchriften aus und verließ Wien. Am Tage ſeiner Abreiſe überſandt' er dem oberſten Hofkanzler und dem öſterreichiſchen Landmarſchall feierliche Rechtsverwahrungen des Hauſes Baiern. Nun liefen von München und Wien Kreisſchreiben an alle Höfe des Welttheiles aus, begleitet mit Abſchriften gegenſeitiger Rechtstitel. Ein Schwarm gedruckter Streitſchriften für und wider Baierns Anſprüche durchflog Deutſchland. Johann Adam Ikſtatt, einer der gewandteſten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit, damals Lehrer des baieriſchen Kurerben Maximilian Joſeph in München, entwickelte hier beſonders die Tiefen ſeiner Kenntniß, und die Kraft ſeiner Darſtellungskunſt in Vertheidigung des Hauſes Wittelsbach und deſſen Forderungen. Aber noch war die goldene Zeit nicht gekommen, da der Streit um eines der größeſten Reiche des Welttheils, wie ein anderer bürgerlicher Rechtshandel, mit Federzügen zu ſchlichten geweſen wäre. Heere, Siege, Niederlagen mußten den Sinn der Urkunden beſtimmen.

Mittlerweile übten die Kurfürſten zu Baiern und Rheinpfalz gemeinſchaftlich, wie es zwiſchen beiden vertragen war, das Reichsverweſer-Amt, bis zur Wahl

eines neuen Kaiſers. Sie eröffneten daher zu Augsburg ihr reichsverweſerliches Hofgericht.

6. Ausbruch des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges. Die Verträge zu Nymfenburg. Karl Albrecht eröffnet den Feldzug gegen Oeſterreich.

J. J. 1741.

Die Großherzogin von Toskana, Maria Thereſia, ſtand furchtlos, als Königin von Ungarn und Böheim, in der Mitte der ſich ihr zuſchwörenden Erblande. Sie lächelte von der Höhe ihres feſten Thrones zu dem für und wider ſie erhobenen Federkrieg deutſcher Schriftſteller. Eine Macht des Welttheils um die andere begrüßte die Kaiſertochter, als würdige und rechtmäßige Erbin der habsburgiſchen Kronen. Ihr blieb zu allem, was ſie hatte, nur übrig, bei einer künftigen Kaiſerwahl noch die Kurſtimme Böheims für ihren Gemal ſicher zu ſtellen. Denn ein Weib konnte dieſelbe nicht führen. Alſo gab ſie dem Großherzoge Franz, ihrem Gemal, den Namen des Mitherrſchers; doch von der Herrſchaft nichts, als Befugniß zur Ausübung des böhmiſchen Kurrechtes. Viele im Reiche ſprachen: wie mag eine Frau die Kurwürde, welche ſie nie beſeſſen hat, auch nie ererben kann, einem Andern verſchenken? — Der Kurfürſt zu Mainz aber nahm kein Bedenken, das von der Fürſtin ergriffene Mittel gültig zu heißen. Und gleich dem Erzkanzler des Reiches bewieſen ſich auch Sachſen, Hannover und Trier dem toskaniſchen Herzoge hold. Alſo geſchah, daß dieſer, welchem Andere noch das Recht beſtritten, einen Kaiſer wählen zu helfen, ſogar hoffen konnte, die höchſte Würde der Chriſtenheit ſich ſelber zu gewinnen und auf Oeſterreich zurückzubringen.

Den Blicken Maria Thereſiens entging nicht, daß wohl mancher von den europäiſchen Fürſten lieber den Untergang, als das Beſtehen der alten habsburgiſchen Macht ſah. Doch Gefahr zeigte ſich von keiner Seite. Selbſt die Eiferſüchtigſten hatten die Untheilbarkeit des großen Erbthums verbürgt. Wenn Kurfürſt Karl Albrecht in Baiern Heermuſterungen ausſchrieb, oder mit den Höfen zu Madrid und Verſailles und andern eifriger verkehrte, ſchien er nur ſeinen vereitelten, allzulaut gegebenen Hoffnungen wenigſtens noch ehrenvollen Rückzug anbahnen zu wollen. In Frankreich, wo ein wollüſtiger König, Ludwig XV, nur für die Ausſchweifungen ſeiner Begierden lebte, wachte der fünfundachtzigjährige Fleury ſtandhaft über Erhaltung des Friedens. Es war kaum zu fürchten, daß irgend eines Günſtlings unruhiger Durſt nach Thaten und Ruhm, daß die Beweglichkeit eines Karl Ludwig Foucquets, Grafen von Belle-Isle, den greiſen Fleury von der Liebe einer öffentlichen Ruhe abwendig machen werde, die eben ſo ſehr der Kühle und Bedächtlichkeit ſeines Alters, als dem Glück des Staates zuſagte. — Noch weniger Furcht erweckten die deutſchen Höfe; am wenigſten der des Kurfürſten von Brandenburg, Königs von Preuſſen. Und doch kam unerwartet eben von dieſem die meiſte und erſte Gefahr.

Seit die brandenburgiſchen Marken, vor ungefähr vierhundert Jahren, vom Hauſe Wittelsbach, durch Untüchtigkeit Herzog Otto's und Argliſt Kaiſer Karls IV, abgekommen waren, hatten dieſelben ihre Herren oft geändert. Endlich an die Burggrafen von Nürnberg pfandweiſe gediehen, waren ſie, durch kaiſerliche Huld, ſammt Kur- und Erzkämmererwürde, ſtetes Eigenthum der Burggrafen geworden. Dieſe Herren hatten von da an ihr neues Gebiet vermittelſt Erbſchaften, Ankäu-

ſen und weiſer Verwaltungen von innen blühender, von auſſen größer gemacht, auch über das Herzogthum Preuſſen an der Oſtſee die Belehnung der Krone Polen empfangen. Einer der brandenburgiſchen Kurfürſten, Friedrich Wilhelm, in Krieg und Frieden beglückt und klug, nahm durch Vertrag zuletzt Preuſſen, als ſelbherrliches Fürſtenthum, an ſich, und ſein Sohn Friedrich I über daſſelbe Namen und Würde eines Königes. Berlin, der alten Kurfürſten Wohnſtatt, ſtieg aus den märkiſchen Sandfluren an der Spree mit großer Schönheit als Siz preuſſiſcher Könige auf. Doch waren dieſe, bei mäßigen Machtmitteln, wenig geachtet neben den ältern Kronen; noch minder gefürchtet. Ob ſchon der zweite König Preuſſens, genannt Friedrich Wilhelm I, ein Kriegsheer von achtzigtauſend zierlich Gewaffneten unterhielt, machte ihn daſſelbe bei ſeinen Nachbarn doch nicht ſowohl zum Gegenſtand des Schreckens, als wiziger Einfälle. Denn die Welt erkannte die harmloſe Beſtimmung dieſer Schaaren, fern von mörderiſchen Schlachtfeldern, nur auf Muſterplätzen, durch Gleichförmigkeit ihres Stehens und Gehens, und Wendens und Handhabens der Waffen, Augenweide ihres Gebieters zu bleiben. Als er ſtarb, brachte ſein Sohn, Friedrich II, andern Geſchmack auf den Thron. Er, unter harter Zucht ſeines Vaters erwachſen, hatte die Wiſſenſchaften, welche das Leben erheitern oder adeln, und Umgang und Briefwechſel mit berühmten Schriftſtellern Frankreichs zum Troſt ſeiner Einſamkeit und Jugend gemacht. Er ſchien den Ruhm eines Dichters oder Weltweiſen höher zu achten, als den zweideutigen Glanz des größten Eroberers. Erſt ſeit wenigen Monden hatte er die Herrſchaft übernommen.

Plötzlich nun, kaum zehn Wochen nach des Kaiſers Tode, erſcholl in Wien Botſchaft, der junge preuſſiſche

König ſei an der Spitze ſeines Heeres feindſelig in einen der fruchtbarſten Staaten Oeſterreichs, in Schleſien, eingedrungen. Zu gleicher Zeit erſchien vor dem Thron Maria Thereſia's ein Abgeſandter jenes Fürſten und eröffnete: Sein Herr, der König, gewährleiſte ihr allerdings das habsburgiſche Erbfolgegeſetz, aber nicht die ſchleſiſchen Fürſtenthümer, weil ſie brandenburgiſches und nicht öſterreichiſches Gut wären. Der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm hätte ſich wohl ſeiner Rechte daran zu Gunſten Oeſterreichs begeben, und zwar gegen Empfang des Kreiſes Schwiebus. Allein dieſe Entſchädigung wäre von Preuſſen nie empfangen, vielmehr durch den Wiener Hof dem nachmaligen König Friedrich I nicht auf die edelſte Weiſe wieder entwunden worden. Mit ſolcher Ueberliſtung ſei der ganzen Verhandlung alle Rechtskraft geraubt. Es fordere demnach der Enkel jenes Fürſten die Lande Schleſien zurück, die er auch in Beſitz zu nehmen ſchon auf dem Wege ſei. Würde man ſeinem gerechten Begehren freundlich entſprechen, werde er mit ſeinen Waffen nicht nur die Erblande Oeſterreichs ſchirmen helfen, ſondern bei der neuen Kaiſerwahl dem Großherzog Franz willig die Stimme ſchenken.

Mit Erſtaunen und Unwillen verwarf der Hof in der Burg zu Wien Forderungen und Verheißungen, welche ſelbſt im Munde eines Siegers nach den erſten gewonnenen Schlachten noch zu voreilig ſchienen. Man mochte nun die weitläufige Macht des Hauſes Oeſterreich mit dem beſchränkten Umfang der preuſſiſchen Gebiete, oder die auf ſo vielen Schlachtfeldern unter Eugens von Savoien Anführung ergrauten Krieger mit Friedrichs II geſchmückten Soldaten vergleichen: immer ſchien das Beginnen dieſes Fürſten ein unbeſonnenes Wagſtück jugendlichen Ehrgeizes zu ſein. Wie aber ein

Tag um den andern ſchlimmere Botſchaft gen Wien brachte; daß weder die Strenge des Winters, noch der Widerſtand der Ströme und Städte den ungeſtümen Zug der Preuſſen hemme; als man vernahm, daß ſie bis zu den ungariſchen Grenzen ſtreiften, daß die befeſtigten Plätze Schleſiens ihrer Gewalt wichen; als man endlich die blutige Niederlage der Oeſterreicher in den Feldern von Molwitz erfuhr, gerieth Wien in Beſtürzung und Sorgen, zumal der Schatz leer, die Kriegsmacht übel beſtellt war.

Der Siegsgang Friedrichs und ſeiner Preuſſen erfüllte die Hälfte des Welttheils mit Verwunderung, bald aber mit dem Getöſe wilder Leidenſchaften. Wenn der König eines kleinen Reiches allein es gegen die großgefürchtete Macht Oeſterreichs wagen, und mit Soldaten, nur aus Prachtmuſterungen bekannt, berühmte Heere ſchlagen konnte: was mußte größern Mächten mit kriegsgeübten Schaaren möglich ſein? So dachten alle Feinde Oeſterreichs, deſſen Kraftloſigkeit verrathen und offenbar gemacht worden war. Alle richteten ſich begierig auf, den Augenblick zu benutzen, der ihnen unfehlbare Vernichtung der habsburgiſchen Größe, und eine unermeßliche Beute aus der Erbſchaft Karls VI verhieß. Königin Eliſabeth von Spanien lenkte ihre lüſternen Blicke auf den Norden Italiens, wo ſich ihrem zweiten Sohn, Philipp, ein neues, unabhängiges Königreich aus den Fürſtenthümern von Mailand, Parma, Piacenza und Mantua geſtalten konnte. König Karl Emanuel III von Sardinien erinnerte ſich alter Anſprüche ſeiner Vorfahren auf die Gefilde der reichen Lombardei. Am Hofe Ludwigs XV zu Verſailles beſtritten Marſchall Belle-Isle und ſein Anhang mit lebhaftem Ungeſtüm Fleury's ſchüchterne Staatsklugheit. Sie wahrſagten Frankreichs Alleinherrſchaft über Eu

ropa, wenn einmal die öſterreichiſche Macht, dieſe ewige Nebenbuhlerin, beſiegt und zertrümmert liegen würde. Damit beſchwichtigten ſie die Abneigung des greiſen Hauptprieſters gegen den Krieg. Frankreich hatte zwar Karls VI Erbfolgeordnung gutgeheißen und verbürgt. Der Vertrag beſtand. Doch ein Augenblick, welcher der franzöſiſchen Krone den höchſten Glanz geben konnte, durfte nicht, auch durch den feierlichſten Vertrag, verloren gehen. Es ließ ſich zur Rechtfertigung ſagen: man habe im Vertrag mit weiland Karl VI keineswegs die Rechte eines Dritten verletzen wollen, noch können; oder die Uebereinkunft ſei in ſich ſelbſt ungültig geworden, weil der verſtorbene Kaiſer ſelbſt einen Hauptſatz derſelben nicht vollzogen, und für den zwiſchen Frankreich und Oeſterreich geſchloſſenen letzten Wiener-Frieden nicht die verheißene Zuſtimmung und Gewährſchaft des deutſchen Reiches ausgewirkt habe.

Erſt wenige Monden ſeit dem Hinſcheiden Karls VI waren verfloſſen, und ſchon alle Früchte vieljähriger Opfer und Sorgen durch die Bundbrüchigkeit der Zeitgenoſſen wieder vernichtet. Die Geſchichte damaliger Staatskunſt iſt beinahe nur Geſchichte menſchlicher Niederträchtigkeit, gemeiner Tücke, herrſchſüchtiger Ränke und gegenſeitiger Uebervortheilungen. Man ſpielte mit Eiden und Meineiden, und gab für Verbrechen, die den Unterthanen Schmach und Tod brachten, den Königen und ihren Dienern Lorbeern. Was Argliſt Ruchloſes erſonnen und mit edeln Namen geſchmückt hatte, ward mit kalter Grauſamkeit im Elend der Völker vollendet.

Frankreich machte ſich ſelbſt nun zum Mittelpunkt der großen Fürſtenverſchwörung gegen Maria Thereſia. Schon lange hatte auch Kurfürſt Karl Albrecht in Baiern, durch vertraulichen Briefwechſel, beim franzö-

ſiſchen Hof für ſeine Angelegenheit geworben. Jetzt erſchien Marſchall Belle-Isle, das Werk gegen Oeſterreich in Gang zu ſetzen. Er durchreiſete Deutſchland, eilte von Hof zu Hof, horchte aus, zettelte Umtriebe an, ſchlug Bündniſſe vor, unterhandelte, leitete ein. Er kam nach München und brachte ſeine kühnen Entwürfe mit. Auf dem Schloſſe Nymfenburg wurden ſie im tiefſten Geheimniſſe berathen. Darin waren ſämmtliche Mächte, die ſich wider Oeſterreich verbinden würden, mit einem Theil der habsburgiſchen Erbſtaaten bedacht. Das Königreich Böheim, Oberöſterreich, Tirol und Breisgau wurden dem Kurfürſten von Baiern beſtimmt, kraft der ferdinandiſchen Vermächtnißurkunden; — Mähren und Oberſchleſien aber mit erblicher Königswürde dem Kurfürſten von Sachſen, als Gemal einer Tochter Kaiſer Josephs, zur Tilgung aller aus Kaiſer Leopolds Abtretungsbriefen entſtandenen Anſprüche; — die Lombardei, Parma, Piacenza und Mantua dem Könige von Spanien, der, in Folge Erbvergleichs, zwiſchen Kaiſer Karl V und deſſen Bruder Ferdinand I, vor zweihundert zwanzig Jahren geſchloſſen, nicht minder, als Baiern und Sachſen, das öſterreichiſche Gut insgeſammt anſprach. Dem Könige von Preuſſen waren die niederſchleſiſchen Fürſtenthümer, als Früchte ſeines Muthes, zu laſſen. Die Niederlande hatte ſich Frankreich zu erobern ſelbſt auserſehen. Maria Thereſia ſollte nur Wien mit dem untern Oeſterreich, dazu Kärnthen, Krain und die Steiermark nebſt dem Königreiche Ungarn behalten.

Hierin einig, wurde zwiſchen Frankreich und Baiern in einem beſondern Vertrage wechſelſeitiger Beiſtand gegen alle Könige und Fürſten gelobt, welche jenen gerechten Anſprüchen mit den Waffen entgegen ſein wollten. Zu dem Ende verhieß Frankreich dem

Kurfürſten Hilfsvölker, zwölftauſend Mann zu Fuß, viertauſend zu Pferd, die immerdar ungetheilt, als beſonderer Heerhaufe im Felde, und unter keiner andern, als allein franzöſiſcher Anführung, ſtehen ſollten, ſo lange der Kurfürſt nicht ſelbſt den unmittelbaren Oberbefehl übernehmen würde. Könnte Baiern, im Fortgang des Krieges, ſtärkerer Unterſtützung bedürftig werden, verhieß der König ein zweites Hilfsheer, vierzehntauſend Fußgänger und ſechstauſend Reiter. Geſammte Mannſchaft zu beſolden, übernahm der Kurfürſt. Noch ward in fünf beſondern Zuſätzen ausgeſprochen: daß ſich der König von Frankreich verpflichte, die übrigen Kurfürſten zu vermögen, des heiligen Reiches Krone an Baiern zu geben; daß ſechszigtauſend Franzoſen über den Rhein gehen ſollten, Karl Albrechts Erwählung zum römiſchen Kaiſerthum zu unterſtützen; daß Frankreich dem Kurfürſten monatlich zwei Millionen franzöſiſcher Pfunde, und wenn Baiern das zweite Hilfsheer in Sold nähme, drei Millionen, und zwar in einer Dauer von fünfzehn Monaten, vorſtrecken wolle. Hinwieder verhieß Karl Albrecht: Frankreich müſſe um alle Kriegskoſten durch das Reich entſchädigt, und im Beſitz ſeiner künftigen Eroberungen in den Niederlanden gewährleiſtet werden. Auch ward in dies Bündniß der König von Spanien einbegriffen, welcher, was er in Italien erobern könne, behalten ſolle, dem Kurfürſten von Baiern aber monatlich zwanzigtauſend Piſtolen zu zahlen habe, wenn dieſer den Spaniern jenſeits der Alpen mit ſechstauſend Mann beiſtehen werde.

Wenige Tage nach dieſem wurde auch zwiſchen Baiern und der ſpaniſchen Krone ein beſonderer Bundesvertrag zu Nymfenburg unterzeichnet. Deſſen Hauptzweck war, die Erwählung des Großherzogs von Toskana zur Kaiſerwürde zu verhüten, damit die An-

forderungen der Mächte an Kaiſer Karls VI Hinterlaſſenſchaft nicht gegen ein Oberhaupt ausgefochten werden müßten, welches, gleich ſeinen Vorfahren, das geſammte Reich in die Angelegenheiten ſeines Hauſes verwickeln könnte. Spanien verhieß deswegen, Alles aufzubieten, um die kaiſerliche Krone an Baiern zu bringen; dem Kurfürſten jährlich neunhundert ſechszigtauſend holländiſcher Gulden Hilfsgelder in monatlichen Friſten zu zahlen, damit er ſein Heer um fünftauſend Fußgänger und tauſend Reiter vermehren könne, und noch einmal ſo viel Geldes, wenn der Kurfürſt eine ſolche Anzahl Kriegsvolkes durch Tirol den Spaniern nach Italien zum Beiſtand ſchicken würde. Der König gelobte ferner, an Baiern ſogleich achtmalhunderttauſend franzöſiſche Pfunde auf Abſchlag jener Schuld von einer Million Thaler zu entrichten, zu welcher ſich Spanien feierlich, als Entſchädigung für die von Baiern im ſpaniſchen Erbfolgekrieg gebrachten Opfer, anheiſchig gemacht hatte, und noch einmal ſo viel, ſobald durch Tirol das baieriſche Kriegsvolk den Spaniern in Italien zu Hilfe zöge. Zu noch größern Summen ward Hoffnung gegeben. Dafür gewährleiſtete hinwieder Karl Albrecht dem ſpaniſchen Throne Alles, was durch deſſen Waffen in Italien zu Gunſten Philipps, des Königsſohnes, erobert werden könnte; gelobte, nach Kräften dieſe Eroberungen zu befördern, den dafür gerüſteten Heeren freien Zug durch ſeine Gebiete zu laſſen; zu ſeiner Zeit Spaniens Anrecht auf alle Alloden Habsburgs in Italien zu unterſtützen, und, Baiern möge die Kaiſerkrone gewinnen oder nicht, an dieſem Bundesvertrage feſtzuhalten.

Dies abgeſchloſſen, trat auch Klemens Auguſt, der Kurfürſt von Köln, Karl Albrechts Bruder, dem Verein gegen Oeſterreich bei. Zwar Klemens Auguſt

hatte Maria Thereſiens Beſitzergreifung von den Landen ihres Vaters und die Uebung der böhmiſchen Kurſtimme durch den Großherzog, ihren Gemal, ſchon vorläufig anerkannt, doch unter vorſichtigen Beſchränkungen. Eben ſo geſellte ſich Karl Philipp, der Kurfürſt zu Pfalz am Rhein, für die Sache des Geſammthauſes Wittelsbach, dem Bunde bei. — Nur König Friedrich von Preuſſen zögerte lange, in Belle-Jsle's ſchwindelnde Entwürfe einzutreten, theils weil er hoffte, der Wiener Hof werde dafür, auf Niederſchleſien williger verzichtend, Frieden von ihm nehmen; theils weil er fürchtete, eine Verbindung, wie jene, könne ihn weiter führen, als er möge. Seinen Krieg hatt' er unabhängig für ſich begonnen; er hofft' ihn unabhängig zu enden. Wie aber doch dazu die Ausſicht trüber ward, und er in Hannover und Sachſen und Rußland, die mit Oeſterreich hielten, feindſeligere Umgebungen wahrnahm, unterſchrieb auch er das Bündniß mit Frankreich. Einen andern Vertrag ſchloß er mit Karl Albrecht von Baiern. Dieſer gewährleiſtete ihm den vollen Beſitz der ſchleſiſchen Eroberungen; der König ihm dagegen, mit Verheißung ſeiner Stimme zur Kaiſerwahl, den künftigen Beſitz von Oberöſterreich, Tirol, Breisgau und Böheim. Jeder gelobte, ohne Wiſſen und Willen der Andern keinen Frieden zu ſchlieſſen.

Nun erklang Baiern vom Geräuſch der Waffen. Für die Bedürfniſſe des Augenblicks war der Schatz mit franzöſiſchen Hilfsgeldern, mit ſpaniſchen Zahlungen und inländiſchen auſſerordentlichen Steuern gefüllt. Eine Heermacht von dreißigtauſend Mann ſtand ſchlagfertig, und des Winkes zum Aufbruch gewärtig.

Am einunddreißigſten Tag des Heumonds im ſiebenzehnhundert einundvierzigſten Jahre rückten die baieriſchen Schlachthaufen von allen Seiten gegen die öſter-

reichiſchen Grenzen. Eine Abtheilung derſelben führte Karl Albrechts Feldherr, Minuzzi, gegen Paſſau. Schon vor Sonnenaufgang ſtand derſelbe nah an dieſer Stadt bei St. Nicola, entſchloſſen, den wichtigen Schlüſſel zum Land ob der Ens durch Ueberrumpelung zu nehmen. Laut gepflogenen Abreden, fuhr in nämlicher Stunde der Salzbeamte von Schärding durch's Severinsthor in die Stadt Paſſau ein, und auf entgegengeſetzter Seite hinaus. Als dem wohlbekannten Manne hier willfährig die Thore aufgeſchloſſen wurden, hielt er den Wagen zwiſchen denſelben an, die argloſen Wächter ins Geſpräch führend. Jählings brachen ſechshundert Baiern aus nahem Hinterhalt hervor, und beſetzten die offene Pforte. Andre folgten behendes Schrittes mit Mörſern und Feuerſchlünden; alle jedoch in rühmlicher Mannszucht. Als Plätze, Straßen und Brücken von ihnen beſetzt waren, wurde dem Biſchof Einräumung der alten Felſenburg des Oberhauſes abgefordert, der Bürgerſchaft friedliche Ordnung geboten. Man verkündete Schutz jedes Rechts und Eigenthums, und entſchuldigte den Ueberfall durch den Zwang der Zeitverhältniſſe. Die erſchrockenen Einwohner ſchwiegen. Der Fürſtbiſchof, nach vergeblichem Weigern, übergab ſeine Veſte, die kaum von hundert und vierzig Kriegern gehütet war.

Indeſſen die Baiern von Regensburg bis Paſſau und Schärding kampfrüſtig ſtanden, ſchritten fünfundzwanzigtauſend Franzoſen über den Rhein; in Eilzügen zum Lech; alle mit der baieriſchen Hutquaſte, blau und weiß, bezeichnet, vom Marſchall Belle-Isle geführt. Zur Donau gekommen, nahm über ſie Kurfürſt Karl Albrecht, als Oberſtfeldſtatthalter des allerchriſtlichſten Königes, den Heerbefehl. Franken, wie Schwaben, zitterten vor ihrer Erſcheinung, und willigten ohne

Widerrede in die vorgelegten Durchzugs- und Lieferungsverträge. Dem ſchwäbiſchen Kreiſe wurde, für die Folge des Krieges, eine unparteiſame Stellung gewährt, um welche er bat.

Einen Theil der vereinten Kriegesmacht ſtellte der Kurfürſt, zu Baierns Sicherheit, gegen die böhmiſchen Grenzen auf. Mit vierzigtauſend Mann zog er längs der Donau in Oeſterreich ein; ohne Widerſtand bis Linz; ohne Schwerdſtreich in die ſchöne, volkreiche Stadt. Hier empfing er die Huldigungen von den Ständen des Landes; hier legte er ſich öffentlich Würden und Namen eines Erzherzogs von Oeſterreich bei.

Die Königin von Ungarn und Böheim, aus ihrer ſtolzen Zuverſicht aufgeſchreckt, ſah ſich unvorbereitet durch überlegene Waffengewalt allſeitig bedrängt. Die Baiern bedroheten das Herz ihrer unbewachten Erbſtaaten; die Spanier Italien; die Preuſſen, von Schleſien herauf, Mähren und Böheim. Maria Thereſia zählte auf Rußlands Hilfe. Dieſes Reich aber, kaum mit den Türken in Frieden getreten, ward unter Frankreichs Anſtiftungen von den Schweden überfallen. Zu den hannöverſchen Heerhaufen waren zwar ſechstauſend Dänen und eben ſo viel Heſſen geſtoßen. Allein die Nähe einer zweiten franzöſiſchen Kriegsmacht hielt dieſelben in Zwang, und nöthigte Hannover, ſich unparteiſam zu erklären. Selbſt König Auguſt von Polen, bisher Oeſterreichs Bundsgenoß, ward unter dieſen Verhältniſſen abtrünnig. England zwar hatte ihm noch vor Kurzem Vertheilung der preuſſiſchen Staaten und reichen Gewinn davon vorgeſpiegelt. Nun aber erblickt' er ſich ſelbſt unerwartet von Gefahren umzingelt, und Oeſterreichs Untergang kaum zweifelhaft. Alſo wendete auch er ſich zu Maria Thereſia's Feinden; trat dem Nymfenburger Vertrage bei, der ihm Mähren und den

erblichen Königsthron verſprach, und ließ zwanzig-tauſend Mann aufbrechen, ſein künftiges Eigenthum zu erobern.

In dieſer Verlaſſenheit bekämpfte die Königin von Ungarn ihren Stolz und Schmerz um Schleſien. Sie ſandte Unterhändler an Friedrich II von Preuſſen. Sie bot ihm die Fürſtenthümer an, die er mit den Waffen gewonnen, und verhieß ihm dieſelben zum ewigen Eigenthum, wenn er ſich mit ihr gegen ihre übrigen Feinde verbinden würde. Ihre Bitte und Erwartung blieb, nun zu ſpät, unerhört. Andere Boten ſchickte ſie in das Lager Karl Albrechts. Dieſen Fürſten ſchätzte ſie von ihren Gegnern am meiſten, weil er wenigſtens von Anbeginn gegen ſie offen und ohne Falſchheit gehandelt hatte, während die andern mit Verſtellung und Wortbruch tückiſch zu Werk gegangen waren. Sie erinnerte den Kurfürſten an den Wechſel des treuloſen Glücks, an die Unzuverläſſigkeit ſeiner Verbündeten und an die Heiligkeit ihres Rechts. Zugleich geſchahen ihm Anträge mit den vorderöſterreichiſchen Landen. — Er aber, an der Spitze zweier Heere, mit der Ausſicht auf die Thronen Böheims und des Kaiſerthums; gebunden durch einmal eingegangene Verträge mit Frankreich, Spanien, Preuſſen und Sachſen, war nicht mehr frei. Er lehnte die einſeitigen Unterhandlungen ab.

7. Er bemächtigt ſich Böheims; wird König dieſes Landes und römiſcher Kaiſer.

J. J. 1741, 1742.

Nachdem er zu Linz in großer Pracht die Erbhuldigung der Landſtände ob der Ens und ihre Geſchenke empfangen, ihre wohlhergebrachten Freiheiten beſtätigt hatte, ließ er ſeine Schlachthaufen in das Herz

Niederöſterreichs eindringen. Im Lager beim Markt Ulmerfeld muſterte er die Kriegsmacht. Deren Vortrab rückte bis zum Fluſſe Traſen, und bemächtigte ſich der Stadt Mautern und St. Pöltens, zehn Meilen von Wien. Schwere Brandſchatzungen wurden ringsum und mit großer Gewaltthätigkeit erhoben; die reichen Stifter zu Mölk, St. Pölten, Gottwich, Lilienfeld, Herzogenburg und St. André ausgeleert.

In Wien, der alten Kaiſerſtadt, nahmen Verwirrung und Schrecken überhand. Die Einwohner, gemüthlichen Wohllebens gewohnt, vergaßen ihre Luſtbarkeiten, und vergruben ihre Kleinodien. Die Reichen entflohen aus der Stadt; der Adel und der Hof mit allen Schätzen und Koſtbarkeiten nach Ungarn hinab. Hier, wo Maria Thereſia zu Preßburg die königliche Krone des Landes empfangen hatte, waltete, wie zu Wien, niedergeſchlagenes Weſen und banges Erwarten der Dinge. Nur die edle Königin ſtand noch unverzagt. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr Unglück, ihr Heldenſinn rührte das Herz der ungariſchen Männer. Als die Gefahr am höchſten geſtiegen war, trat ſie in den Kreis der vier Stände des Reichs, und empfahl, in begeiſternder Sprache der Mutterliebe, dem Schutz ungariſcher Tapferkeit ihren Säugling Joſeph, den ſie im Arm trug. Aller Augen voll Thränen, fuhren hundert Säbel aus den Scheiden. Die Ungarn ſchworen Gut und Blut ihrem Könige Maria Thereſia zu opfern. Dieſer Tag, der die Madſcharen entflammte, hat Oeſterreich gerettet. Kalten Fürſtenbefehlen folgt kaltes Gehorchen. Rührt aber der Zauber des Menſchlichſchönen an das Volksgemüth: dann erwarmen die todten Werkzeuge von überirdiſchen Kräften, und wird das Gebrechliche voll unüberwindlicher Stärke. Fürſten verſtehn gewöhnlich nur zu gebieten; ſelten zu herrſchen.

Der Königin Feldherrn, und ihr Gemal, Großherzog Franz, ſchwankten unterdeſſen mit muthloſen Heeren in ungewiſſen Richtungen vor der Ueberlegenheit ihrer Feinde in Böheim und Oberſchleſien. Wien lag ſchwach vertheidigt vor Karl Albrecht, wie unentrinnbare Beute, da. Dieſes einmal erobert, ward Oeſterreichs Kraft in ihrer Wurzel gebrochen; Böheim von Italien abgeſchnitten; Mähren und Ungarn die Bühne der Schlachten. Europa erwartete jedes Tages Botſchaft vom Einzug der Baiern in die Thore der Kaiſerſtadt. Karl Albrecht aber, ohne feldherrlichen Durchblick, unentſchloſſen oder übelberathen, zauderte noch, ſo thätig auch die übrigen Bundesgenoſſen fortſchritten, und ſelbſt die Sachſen in Böheim eindrangen. An dieſen köſtlichen Minuten hing das Glück ſeines Lebens, des Krieges Ausgang, Habsburgs Schickſal.

Sei es, daß die franzöſiſchen Vollmächtigen im Gefolge des Kurfürſten ihn ſelber abmahnten, Wien zu nehmen, weil ſie fürchteten, ſein Glück könne ihm eine dem Vortheil der übrigen Verbündeten ſchädliche Ueberlegenheit bringen; ſei es, daß ihm der Einzug der Sachſen in Böheim Verdacht einflößte, ſie könnten ſich ausſchließlich eines Königreichs bemeiſtern, welches ihm beſtimmt wäre; ſei es, daß er, ſtatt Länder zu überwältigen, die er einſt wieder zurückgeben ſollte, nützlicher erachtete, vor allen Dingen ſich ſolcher zu bemächtigen, die ihm vertragsmäßig angehören ſollten: er vergaß Niederöſterreich und Wien und richtete den Blick auf Prag. Gleichwie Friedrich von Preuſſen ſich Schleſiens, Spanien ſich Italiens zu verſichern ſuchten, wollt' er der böhmiſchen Krone gewiß ſein. Auch mocht' er glauben, hätte Jeder das Seine, würde der Weg zum Frieden ſchneller gefunden werden.

Alſo befahl er dem größten Theil ſeines Heers, ihm auf den Schiffbrücken bei Mautern über die Donau zu folgen. Fünfzehntauſend Mann ließ er unter Befehl von Segur, dem franzöſiſchen Heerführer, zur Behauptung der eroberten Landſtriche zurück. Dieſe Verfügung entſchied das Unglück ſeines Lebens und Landes. Denn mit Trennung ſeiner Streitkräfte ſchwächt' er dieſelben; gab er den Ungarn freien Spielraum, und der Königin, vermittelſt ihrer Hauptſtadt, eine feſte Verbindung mit den übrigen deutſchen Erbſtaaten, längs Italien bis in die Berge des Breisgau's. —

Er zog über Neuhaus und Tabor ins böhmiſche Land; ſein Nachtrab beſtändig von leichtberittenen Schwärmen der Ungarn und Kroaten beunruhigt und verzögert. So kam er vor Prag an. Mit ihm zugleich trafen von andern Seiten die Sachſen, und ein franzöſiſcher Heerhaufe ein, unter des Herrn von Gaſſion Befehl. Die weitläufigen Werke der böhmiſchen Hauptſtadt vertheidigte Graf von Ogilvi mit kaum dreitauſend Mann. Der Kurfürſt, belehrt von der geringen Anzahl der Beſatzung, befahl, ſich der Wälle durch raſchen Sturm und Ueberfall zu bemeiſtern. Denn ſowohl die winterliche Jahreszeit, als das eilfertige Anrücken Großherzogs Franz mit vierzigtauſend Oeſterreichern zum Entſatz der Stadt, machten den Erfolg einer regelmäßigen Belagerung zweifelhaft. Es war am ſechsundzwanzigſten Tag des Wintermonds im ſiebenzehnhundert einundvierzigſten Jahre. Vor Tages Anbruch drängten ſich, begünſtigt von der Finſterniß, die abgeordneten Schlachthaufen gegen die Wälle. Auf drei Seiten geſchah zugleich Angriff. Während in zwo verſchiedenen Gegenden Gefechte begannen, um die Beſatzung zu theilen, ſchritt ein dritter Haufe durch die ſumpfigen Graben an Sturmleitern in aller Stille auf

den Wall und ſiel von da mit Geſchrei in die Gaſſen von Prag. Die Oeſterreicher, von der Menge des Feindes umringt, erdrückt, ſtreckten das Gewehr. Der Kurfürſt verbot Plünderung und bezog das königliche Schloß.

Am eilften Tage nach Eroberung der Stadt ritt der Herold in goldgeblümtem Wamms und prächtigem Flügelkleide durch die Straßen. Ihn begleiteten die Reiter der baierischen Leibwacht. In der Linken hielt er das Wappenſchild Böheims, den Löwen mit Doppelſchweif auf rothem Grund; in der Rechten den Heroldsſtab mit dem ſilbernen Leu. So rief er den Kurfürſten Karl Albrecht von Baiern zum Könige und Erbherrn über Böheim aus. Aber das Volk ſchwieg düſter, und deutete es dem neuen Gebieter zum böſen Vorzeichen, als, vor dem Rathhauſe der Neuſtadt, der ſilberne Leu zu Boden fiel. Zwölf Tage nach dieſem verſammelte der neue König die vier Stände des Reichs auf dem Prager Schloſſe. Bei vierhundert Prälaten, Fürſten, Freiherrn, Ritter und Abgeordnete erſchienen, ehrfurchtvolle Huldigung und Gelübde der Treue zu leiſten.

Wie Großherzog Franz das Schickſal Prags hörte, wandt' er ſich muthlos mit ſeinem Heere zurück. Seine Kriegsbanden löſeten ſich zuchtlos auf; plünderten und raubten; flohen in den Schutz der Moräſte und Berge von Budweis, Tabor und Neuhaus, oder liefen rottenweiſe zu den Baiern und Franzoſen über. Karl Albrecht verfolgte den Feind nicht, der ungeſchlagen beſiegt war; und glaubte ſich im Beſitzthum der leichten Eroberungen hinlänglich geborgen. Die ſiegreichen Waffen Preuſſens, Frankreichs und Spaniens verbürgten ihm Alles, was kurzſichtige Höflinge von ſeiner künftigen Größe weiſſagten. Die Krone der Böhmen

gewonnen, blieb ihm nur noch die Mühe, die Krone des heiligen Reichs zu empfangen.

Zum Oberbefehlshaber der böhmiſchen Hauptſtadt ſetzt' er den Grafen von Baiern, ſeinen natürlichen Stiefbruder; an die Spitze der öffentlichen Verwaltung den Grafen Philipp von Kollowrat, und zum Haupt der böhmiſchen Kanzlei den Grafen Kaiſerſtein. Nachdem er dieſes und anderes zur Pflege des Königreichs beſtellt hatte, verließ er Prag. Er reiſete, verborgen unter dem Namen eines Grafen Fugger, nach Dresden; beſuchte den König von Polen, ſeinen Schwager, noch am Abend der Ankunft; eilte folgendes Morgens über Regensburg gen München; ordnete ſchleunig an, was für Baiern nöthig ſein konnte, und begab ſich, begleitet von ſeiner Gemalin, nach Mannheim, um dort dem Orte der Kaiſerwahl näher zu wohnen. Mannheim ertönte von Feſten. Seine Ankunft ward noch denſelben Tag mit einer Doppelhochzeit beider Enkelinnen des alten Kurfürſten Karl Philipp von der Rheinpfalz gefeiert, deren eine, Maria Eliſabeth, dem jungen Fürſten Karl Theodor von Sulzbach; die andre, Maria Anna, dem Herzog Klemens Franz von Baiern gegeben wurde.

Zu Frankfurt am Main ſaßen die Kurfürſten des heiligen Reichs, oder ihre Botſchafter, ſchon beiſammen, den künftigen Kaiſer zu wählen. Hier verſchwendete Frankreich die ganze Größe ſeines Einfluſſes für Karl Albrecht; nicht minder Preuſſen, welches durch geheimen Vertrag und durch große Begünſtigungen für das Haus Baiern gewonnen war. Eiferſucht wider Oeſterreichs nie veraltende Größe, oder Furcht vor der Gewalt ſo zahlreicher gegen Habsburg verſchworener Mächte entſchied die wankenden Fürſten zu Gunſten Wittelsbachs. Selbſt Georg II, welcher als König

von Großbritannien Maria Thereſiens hilfreicher Freund blieb, konnte ſich doch als Kurfürſt von Hannover nicht dem Uebergewicht der Mehrheit entziehen. Des Großherzogs Franz von Toskana Geſandter, welcher die Kurſtimmen Böheims für ſeinen Herrn geltend machen wollte, wurde zu Frankfurt weder anerkannt, noch angehört.

Alſo geſchah am vierundzwanzigſten Jännertag des ſiebenzehnhundert zweiundvierzigſten Jahres die Erwählung Karl Albrechts, Kurfürſten von Baiern, zum römiſchen Kaiſerthum. Noch an demſelben Tage, da er in der Kirche zu Frankfurt feierlich, als Kaiſer Karl, der Siebente ſeines Namens unter den Reichsoberhäuptern, ausgerufen wurde, vernahm er die zwar erwartete, doch immer überraſchende Botſchaft. Er empfing ſie unter den Feſten und Glückwünſchen des Mannheimer Hofes, mit freudigem Erröthen; und gab, zum Gedächtniß dieſes Augenblicks, von ſeinem Finger den köſtlichſten Ring an den Grafen von Eltz, welcher die Kunde zuerſt gebracht hatte.

Am letzten Tage des Jännermondes that er zu Frankfurt am Main den feierlichen Einzug. Die für denſelben verſchwendete Pracht war der höchſten Würde der Chriſtenheit angemeſſener, als den mäßigen Erträgniſſen ſeiner heimathlichen Haus- und Erblande. Prunkwagen, Roß und Geſchirr und der ungeheure Troß ſeiner Dienerſchaft ſtarrten von Silber und Gold in Sammt und Seiden. Mit ihnen wetteiferten der Reichthum und die Menge der Fürſten, Grafen und königlichen Botſchafter von Landen fern und nah, welche insgeſammt Macht und Pracht ihrer Vaterlande, Thronen und Herrſchaften zur Schau zu tragen ſchienen. In St. Bartholomäi Kirche beſchwor Karl VII die Wahlbedingungen. Sie waren ihm zahlreicher und

bindender, denn ſeinen Vorfahren im Reich, vorgelegt. Alle bezielten Hut und Schirm reichsſtändiſcher Gerechtigkeiten und Ordnungen; des Handels Aufnahme; des Münzweſens beſſere Einrichtung, wie auch das Handhaben kirchlicher Freiheiten deutſchen Volkes gegen die Eingriffe des Papſtes und der ſchlauen Nunzien des römiſchen Stuhls. Er ſchwor. Und am zwölften Hornung nach dieſem ward die Krönung mit auſſerordentlichem Glanze vollzogen. Der hochbetagte Erzbiſchof von Mainz überließ dem Kurfürſten Klemens Auguſt von Köln mit ſchmeichelnder Gefälligkeit das Amt, die erſte aller Kronen Europens auf das Haupt ſeines eigenen Bruders legen zu können.

Nun folgte eine lange Reihe freudenreicher Tage, wechſelnder Schauſpiele und Gaſtmähler mit allen Erfindungen, allen Zaubern üppiger Kunſt. Das anmuthvolle, leutſelige Weſen des Kaiſers entzückte, die ihn ſahen. Denn arglos und herzlich im Wort, war er edelmüthig und prächtig im Thun. Die ganze Haltung ſeines Aeuſſern, die feſten Züge ſeines Antlitzes, mit den großen, gütevollen Augen, der gebogenen Adlernaſe und den ſtarken Lefzen, galten dem ſchauluſtigen Haufen als unverkennbarer Ausdruck angeborner Hoheit und deutſcher Redlichkeit. Und in der That, wenn Tugenden des geſelligen Lebens und gemüthliches Wohlwollen allein einen Fürſten ſeines Thrones würdig machen, ſo war er's.

2. Die Waffen von Oeſterreich ſiegbaft über Baiern.

Jahr 1742.

Vom Lechſtrom zum Inn, vom Hochgebirg herab zur Donau, feierte theilnehmend alles Volk den erhöhten Glanz ſeines Fürſtenhauſes und Vaterlandes. Aber

traue niemand dem tückiſchen Geſchick! Es bekränzet noch das Haupt, über welchem es ſchon das gezuckte Opferbeil ſchwingt. Das Glück hatte den Kaiſer wirklich ſchon verlaſſen, als um ſeinen goldenen Stuhl die Huldigungen eines halben Welttheils ſchollen.

München beging Karls Erhebung mit Gottesdienſten und öffentlichen Luſtbarkeiten. Aus hundert Feuerſchlünden rauſchten frohe Donner; von allen Thürmen der Stadt Klang der Glocken. Da ſprengten zu den Thoren der Stadt ſchon die Boten des Unglücks herein mit Geſchrei vom Herannahen des Feindes aus Ungarn und Tirol; von Paſſau's Verluſt; von Straubings Belagerung.

Oeſterreich war vom erſten Schrecken geneſen. Maria Thereſia hatte um ihre ſchwachbeſchirmte Hauptſtadt zehntauſend Krieger aus Italien, ſiebentauſend aus Ungarn, dreitauſend aus Breisgau verſammelt. Sie hatte ihren Schatz mit flanderiſchen Anleihen, mit Hilfsgeldern von London, Venedig und den niederländiſchen Freiſtaaten gefüllt. Nun waren ihr Minuzzi und Segur an der Ens nicht mehr furchtbar. Dieſe Heerführer, kaum ſtark genug, zu behaupten, was ſie hatten, befanden ſich ſelbſt ohne alle Verbindung mit den in Böheim ſtehenden Kriegsvölkern. Zwiſchen ihnen und dieſen hatten ſich, von Mähren aus, öſterreichiſche Schaaren geworfen, und zu Tabor und Budweis befeſtigt. Von Wien herauf aber zog mit zwanzigtauſend Kriegesleuten Feldmarſchall Ludwig Andreas Khevenhüller, entſchloſſen, die Feinde ſeiner Königin von den Ensufern zu vertreiben. Er hatte ſein Heer in drei Haufen getheilt, den einen, von Lambach und Strengberg aus vorgeſchoben, den andern beim Schloſſe Zumdorf, einen Uebergang des Ensſtroms auf Schiffbrücken zu erſtreiten; den dritten

hielt er, ohnweit der Stadt Ens im Nachhalt, zur Unterſtützung beider. Segur, von ſchlechten Kundſchaftern bedient, ſtatt dieſe Abſendungen einzeln mit voller Macht anzugreifen und zu ſchlagen, ging überraſcht und verwirrt zurück. Solche Erſchrockenheit des Befehlshabers jagte den Seinigen größere Furcht ein, als die Kühnheit oder Anzahl der Feinde. Sie flüchteten bis Linz. Hier ſchloß ſich Segur mit fünfzehntauſend Franzoſen in die Stadt ein. Khevenhüller folgt' ihm auf den Ferſen; legte fünfzehntauſend Oeſterreicher um die Mauern und ſchickte den Oberſtfeldwachtmeiſter Freiherrn von Bärnklau mit dem übrigen Theil des Heers die Donau aufwärts gegen das Baierland.

Schon in den erſten Jännertagen ſchwärmten leichtberittene Warasdiner, über die beſchneiten Felder, plündernd bis zu den Innufern. Sie waren aus Kroatien gekommen, wo ſie in geringen Städten und Dörfern an den Strömen der Save und Drau wohnten; Krieger dort von Kindesbeinen auf, in ewigen Gefechten für ihre Aecker und Heerden mit benachbarten Türken. Bärnklau folgte ihnen mit dem Fußvolk; bemächtigte ſich des Städtleins Ried und des Schloſſes Schärding. Damit hatt' er ſich über den Inn feſten Schritt gewonnen; zwiſchen Baiern und Linz die Verbindungen unterbrochen oder erſchwert.

Sein unerwartetes Erſcheinen warf unglaubliches Schrecken über Baiern. Das Land war ohne Wehr und Kriegsvolk. Man bot wohl da und hie Landfahnen auf, Jäger und Schützen. Alle Mauthämter empfingen Befehl, beim erſten Anblick der Gefahr die Brücken des Inn, der Donau, Salzach und Iſar abzubrechen. Doch das blieben eitle, verworrene Nothhilfen, welche dem Feinde mehr Furcht verkündigten, als erweckten.

Aus Böheim machte ſich aber Oberfeldmarſchall von Törring-Jettenbach auf, an der Spitze einiger Schlachthaufen ſchnelle Rettung zu bringen. Er kam über Winterberg, durch Wege und Gebirge, die ſonſt keinem Heere zugänglich gehalten worden waren. Zu Paſſau nahm er einige Feldſtücke und Haubitzen. Mehr noch ſollte ihm Graf Pioſasque, nebſt Dragonern und Fußvolk, nachführen; das Gericht Griesbach mußte achthundert Bauern mit Schaufel und Karſt aufbieten zum Schanzen. Gen Schärding ging der Zug des Feldmarſchalls. Denn dies Thor Baierns wollt' er den Feinden wieder entreiſſen, oder doch ſperren. Ohne Raſt verließ er Paſſau, wandernd mit ſeinen Kriegern durch die Nacht. In der Morgenfrühe folgenden Tages erblickt' er jenſeits dem Inn die Mauern und Thürme Schärdings; dieſſeits friſches Bollwerk. Es waren aber zweihundert Wagen voll geraubten Heus im Begriff zur Stadt einzufahren. Die vorderſten erfüllten ſchon die Hälfte der Brücke. Jählings erſtürmten, Degen in der Fauſt, Törrings Baiern ſämmtliche noch unvollendete Brückenſchanzen des Feindes. Die Oeſterreicher flohen über den Strom, und ſchloſſen hinter ſich das Thor. Vom Brückenthurm herab donnerte das Geſchoß auf die nachſetzenden Baiern, und wehrte denſelben zwiſchen den Wagen vorzudringen, oder ſie anders zu rücken. Da ließ Törring ab. Nun erſt erkannte Bärnklau, daß ſeines Gegners Kühnheit größer, als deſſen Macht, und die Stärke deſſelben kaum anderthalbtauſend Mann ſei. Darüber zornig, zog er mit doppelt zahlreichern Haufen hervor. Es entzündete ſich mörderiſches Treffen. Die Baiern trieben den Ausfall blutig ab. Bärnklau wiederholte denſelben; doch eben ſo ſieglos. Törring focht bis über die Mitte des Tages hinaus. Da ward ſein Volk vom

langen Streit ermüdet. Grafen Pioſasque's Hilfe erſchien nicht. Alſo zog Törring endlich voll Verdrüſſes um das vereitelte Unternehmen zurück, von Feinden umſchwärmt, über den Rotfluß, die Straße nach Braunau längs der Pokinger Haide. Da, beim Dorfe Mittich, begegnete ihm der öſterreichiſche Oberſtfeldſtatthalter Menzel, der mehrere Geſchwader Huſaren führte. Von der andern Seite erſchien mit der Beſatzung von Schärding, Bärnklau. Schnell war die ſchwache Reiterei der Baiern zerſprengt. Das Fußvolk ſtritt in der Mitte des Feindes verzweiflungsvoll bis zur einbrechenden Nacht. Dann floh es verworren auseinander nach Braunau, Griesbach und andern Orten. Viele blieben als Leichen auf dem Kampfplatz, oder, als Gefangene, in des Feindes Gewalt.

Bärnklau, jetzt ohne Furcht, Meiſter auf den Grenzen, ſchrieb ſeine Brandſchatzungen aus. Er berannte Paſſau. Hier lag franzöſiſche Beſatzung, welche ſich ſtark verſchanzt und mißtrauiſch alle Bürger entwaffnet hatte. Man erwartete nach ihren Vorrüſtungen mörderiſche Vertheidigung. Aber ohne Gegenwehr übergaben die Franzoſen die Stadt. Selbſt der Befehlshaber der Veſte Oberhaus, Graf Plattin, wiewohl er Mannſchaft und Kriegsvorrath genug beſaß, öffnete feigerweiſe den Feinden die Felſenburg. Der Damm aller Orten gebrochen, fuhr der Strom der feindlichen Gewalt über Baiern aus, und mehrte ſich täglich. Maria Thereſia hatte die Mannen aller Geſpannſchaften Ungarns in die Waffen gerufen. Es zogen Tauſende und Tauſende an der Donau herauf. Es kamen die Heiduken und Tolpatſchen, der Ungarn Fußvolk, bewaffnet mit Flint' und Säbel, und im Gürtel Piſtolen und Dolche; die Huſaren, der Ungarn leichte Reiterei, die ſchon vor Jahrhunderten den Deutſchen

furchtbar geweſen, auf kleinen, ausdauernden Roſſen, geſchickt, ſchnell umherzuſtreifen, zerſtreute Kriegshaufen unverſehens aufzuheben und große Heere neckend zu umflattern oder zu ermüden. Es kamen die Kroaten, leichtbewaffnet, grauſam, räuberiſch; die Likaner, der Morlachen und Dalmaten wüſte Nachbarn, ein rauhes mordfertiges Volk, und andere wilde Horden, deren Daſein und Namen Deutſchland vorher kaum gekannt hatte. Selbſt den großen Räuberbanden, die in den ſlavoniſchen Wäldern hauſeten, von den Ungarn Panduren geheißen, wurde der Königin Gnade verheißen, wenn ſie wider Oeſterreichs Feinde zögen. Und ſie kamen.

Dieſe alle ſtürzten, nach Beute lechzend, gegen die baieriſchen Dörfer und Städte; voran das Geſindel der Panduren. Sie führte ihr Oberſt, Franz von der Trenk, ein tollkühner Abenteurer aus Preuſſen, der Gold und Ehren wollte, verſchmitzt, gewandt, zu allen Mitteln und Gräueln gewiſſenlos. Er warf ſich zuerſt auf Deggendorf. Der Anblick ſeiner Mordbanden ſchon erweckte Ekel und Grauſen. Es war ein Zug wilder, lumpiger Geſtalten, mit ſcheußlichen Geſichtern, in fremdartiger, weiter Tracht, von Koth und Blut bedeckt. Nachts zogen ſie unter Mordgebrüll und Türkenmuſik gegen die Mauern von Deggendorf, alle mit brennenden Fackeln. Die kleine Beſatzung des Städtleins floh voll Entſetzens in die Wälder. Die Räuber nahmen den Ort. Auch Braunau, Burghauſen, Landau, Dingolfing fielen ſchnell nach einander in Feindes Hand. Immer gewaltigere Haufen ſchritten aus Oeſterreich den Vorangegangenen nach, beſonders ſeit Feldherr Segur vor Khevenhüller die Waffen geſtreckt, und Linz an demſelben Tage übergeben hatte, da Kaiſer Karl VII zu Frankfurt ge-

krönt ward. Bärnklau, mit den von Khevenhüller empfangenen Verſtärkungen, drang gegen Landshut, wo er von Waffen, Pulver, Lebensmitteln aller Gattung große Vorräthe erbeutete. Die thieriſche Wuth ſeiner Kriegsknechte, wie die ſtolze Rohheit ſeines eigenen Gemüthes, machte ſeinen Namen zum allgemeinen Abſcheu und Schrecken. Er behandelte die Baiern gleich Verbrechern, den Landesherrn derſelben gleich einem Aufrührer. Maria Thereſia aber belohnte das Glück ihres Heerführers mit der Würde eines Oberſtfeldmarſchallſtatthalters.

Der Graf von Törring hatte neue, doch nur geringe Streitkräfte zuſammengerafft; wenige Schaaren zu Pferd und zu Fuß. Bärnklau überfiel auch dieſe mit Uebermacht, und ſchlug ſie nach Ingolſtadt zurück. So lag alles offen vor dem Schwerd der Verwüſter, als wehrloſe Beute. Beherzter Widerſtand der Städte erregte keine Achtung; duldende Ergebung kein Erbarmen. Es ſchworen die verzweifelnden Einwohner des Marktes Mainburg, lieber unter den Trümmern ihrer Wohnungen zu ſterben, als ſie von den viehiſchen Gräueln ihrer Feinde beſudelt zu ſehn. Ein paar baieriſche Heerbanden, zufällig bei ihnen, unterſtützten den Entſchluß. Und ſie hielten das geſchworene Wort im langen und blutigen Streit, bis die Menge der Oeſterreicher die Mauern erſtürmte. Männer, Weiber, Kinder wurden gnadenlos niedergeſäbelt; die Wohnungen den Flammen gegeben. — In derſelben Zeit brach aus den Tiroler Bergen ein neuer Schwarm des Feindes hervor, von den Feldherren Launoy und Stentſch geführt. Zwar hüteten einige baieriſche Landfahnen dort die Zugänge ihres Vaterlandes. Aber die Oeſterreicher waren auf ungebahnten Pfaden durch Wald und Gebirg geſtiegen, unerblickt von den Wächtern.

Als ſich die Landfahnen umgangen ſahen, flohen ſie unmuthig auseinander. Durch Traunſtein und Roſenheim ging, was von Tirol her zog, und ſtieß zu Bärnklau's Völkern.

Aus München waren ſchon die Schätze des Hofes und der Kirchen, die Waffenvorräthe und Urkunden geflüchtet. Beſatzung fehlte faſt gänzlich. Aber die Bürgerſchaft ſtand unter Waffen, als Menzel mit den Fahnen Maria Thereſia's vor die Hauptſtadt trat. Drei Tage lang unterhandelten der Kriegsbefehlshaber in München, Freiherr von Zint, und die Abgeordneten der Stadt wegen Uebergabe. Menzel gelobte Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums; Unverletzbarkeit der kurfürſtlichen Schlöſſer, auch der ſtändiſchen Freiheiten und Stadtrechte, und rückte, ohne Schwerdſtreich, ein. Er trieb darauf links und rechts ungeheure Brandſchatzungen zuſammen. Seine Befehle, von unmenſchlichen Drohungen begleitet, wurden unmenſchlich vollſtreckt. Man ſah die Gräuel des dreißigjährigen Krieges und ſeiner ſchwediſchen Mörderrotten wieder; ſah wieder Weiber auf offener Gaſſe geſchändet; Säuglinge wieder in den Wiegen erſchlagen; Männern Naſe, Ohren und Wangen weggeſchnitten; andere an den Bäumen ihrer Gärten erhenkt. Kroaten und Panduren, Räuber von Haus aus, Verächter der Ehre und des Todes, durchſchwärmten das Land, Gelddurſt und viehiſche Begierden zu ſättigen. Der Soldat, wo er ſich einlagerte, erpochte vom Wirth, der ihn nähren mußte, tägliche Löhnung in Geld. Es eilten ununterbrochen wehklagende Botſchaften der Klöſter, Städte und Märkte zum Oberbefehlshaber Bärnklau. Er aber antwortete den Abgeordneten, die nur um Menſchlichkeit baten, mit Achſelzucken, wie einſt Brennus, der Gale, über dem Schutte Roms, den Römern,

da er derſelben Gold wog: „Weh Ueberwundenen!“

Die kalte Grauſamkeit der Sieger ſtürzte alles Volk, auch wo es noch den Feind nicht erblickt hatte, in Jammer und Furcht. Die Menſchen aus den Dörfern retteten ihre Habe in die Städte; die in den Städten trugen ihr Gut in die Grüfte der Todten. Beamte verlieſſen ihre Stellen; Pfarrer ihre Gemeinden. Die Willkühr des Kriegsknechtes trat an die Stelle des Geſetzes. Hin und wieder rotteten ſich verzweifelnde Bauern bewaffnet zuſammen in Wäldern und Feldern, und führten einzeln den Krieg der Vergeltung gegen ihre Unterjocher; ohne Zuſammenhang unter ſich, ohne Leitung und Ermunterung von oben. Der Hof hatte auf den Tag der Gefahr keine Vorſorge gethan; keine Waffen vertheilt, keinen allgemeinen Aufſtand eingerichtet, der ſich doch bei dieſem tapfern Volk, in allen Kriegen immer von ſelber gemacht, und auf das hingedeutet hat, was ſein ſollte: nämlich das Zeughaus in allen Hütten; das Lager in allen Dörfern; ſo viel Roſſe, ſo viel Reiter, ſo viel Mann, ſo viel Streiter. Selten kennen Fürſten die Fülle ihrer Macht in der Entſchloſſenheit und Kraft eines treuen Volkes. Oft wollen ſie dieſelbe nicht kennen, um ſie nicht ſcheuen zu müſſen.

Mannhaft ſtritten manchen Tag die biderben, kräftigen Landleute in den bergigten Umgebungen von Tölz wider ihre Räuber, und erſchlugen deren viele. An einem einzigen Tage nahmen ſie den Panduren dreiundzwanzig mit ſchwerer Beute befrachtete Flöſſe ab, auf dem Iſarſtrom, wo dieſer aus dem Hochgebirg in das Blachfeld hervorgeht. Nicht minder ruhmvoll vertheidigte ſich Landsberg, des Heldenmuthes ſeiner Vorzeit eingedenk, gegen alle Uebermacht. Auf ſchwä-

biſcher Seite vom Lech, auf baieriſcher von zweifacher Mauer umgeben, nahmen die Bürger, ſechshundert an der Zahl, die Waffen mit demſelben Schwur zur Hand, wie einſt ihre Väter gegen die Schweden, und glücklicher, als dieſe. Vereint mit eben ſo ſtarker Landwehr unter dem Befehlshaber Thumb, ſchlugen ſie binnen zwanzig Tagen viermal die Aufforderung der Oeſterreicher und einmal deren mörderiſchen Sturm ab.

Mittlerweile war Bärnklau bei Deggendorf über die Donau gegangen, hatte Stadt am Hof gebrandſchatzt und Kehlheim geplündert. Hier wagte die baieriſche Beſatzung nicht, ſeine Ankunft zu erwarten. Sie flüchtete feigſinnig und hinterließ dem Feinde reiche Vorräthe von Lebens- und Kriegsbedürfniſſen, und Befeſtigungen, an denen drei Monden lang gearbeitet worden war. Feldmarſchall Törring ging von Ingolſtadt mit ohngefähr zwanzig Schlachthaufen und eilf Geſchwadern. Er wollte den Feind wieder aus Kehlheim treiben. Er beſchoß aber die Stadt mit ſeinen Feuerſchlünden vergebens, und zog, nach entſcheidungsloſen Gefechten, den bedrängten Straubingern zu Hilfe.

Vor Straubing war mit den erſten Tagen Aprils der öſterreichiſche Oberſtfeldzeugmeiſter Graf von Wurmbrand an der Spitze vieler Schaaren gerückt, entſchloſſen, die Stadt, deren Eroberung Khevenhüller ſtolz verſäumt hatte, es koſte, was es wolle, zu nehmen. Er forderte Uebergabe, und Brandſchatzung von hunderttauſend Gulden. Die tapfere Bürgerſchaft aber, welche ihre Vorſtädte ſelber weggebrannt hatte, gelobte, verbunden mit vaterländiſchen Kriegern, unter Befehl des Oberſten, Freiherrn von Wolfswieſen, zu fechten bis auf den Letzten. Ihre Feſtungswerke hatte der franzöſiſche Kriegsbaumeiſter

Du Chaval vortrefflich hergeſtellt. Wurmbrand bemeiſterte ſich alsbald der ſogenannten Altſtadt, und im Schutz von deren Häuſern eröffnete er die Laufgräben. Tag und Nacht ſtanden in Straubing Kriegsleute und Bürger brüderlich auf den Wällen, unerſchrocken dem Tode im Angeſicht. Sie ſchlugen viele Stürme ab, oder erſchreckten den Feind mit ihren plötzlichen Ueberfällen. Noch lebt in Straubing das Gedächtniß des Mitbürgers Einſiedler, des glücklichen Stückſchützen, der vom Wall herab Jedem, welchen er ſich erſah, unfehlbaren Tod ſandte; noch die Erinnerung an die kühne Verſchlagenheit des Gerichtsdieners Gſchray von Monheim, welcher an der Spitze der Freiwilligen vielmals unter Panduren und Kroaten fürchterliche Blutbäder anrichtete. Er, wie Niklaus Lukner von Cham, der unter ihm diente, haben nachmals in den Kriegsgeſchichten der Preuſſen und Franzoſen glänzende Namen und Würden erworben. Als nun Törring herannahte, und Wurmbrand verzweifelte, die Stadt zu beſiegen, ließ ſeine Rache zu wiederholtenmalen feurigen Regen von Bomben, Haubitzgranaten und glühenden Kugeln und Steinen über ſie fallen. Doch nichts erſchütterte den Sinn der Belagerten. Da zog der Feind, mit Hinterlaſſung großer Opfer, in dunkler Morgenſtille des eilften Apriltages wieder ab. Frohlockend ſah von den Wällen die Bürgerſchaft ſeine Flucht. So das baieriſche Volk.

In Frankfurt am Main lebte Karl VII indeſſen, umgeben von kaiſerlichem Gepränge, freudenarme Stunden. Er hatte zwei vielbeneidete Kronen gewonnen, und ſein eigenes Land darum eingebüßt. Ohne Selbſtkraft, fleht' er in rührenden Ausdrücken wechſelsweiſe die Könige von Preuſſen und Frankreich zur Rettung ſeiner Staaten an. Frankreich aber, beſtürzt durch

die Unfälle ſeiner Heere an der Ens und in Böheim, oder mißtrauiſch gegen Preuſſens Spiel, hütete ſich mit ſtrenger Umſicht, entſcheidendere Schritte zu wagen. Friedrich II, König von Preuſſen, welcher Maria Thereſiens gewachſene Stärke, die Uneinigkeit der verbündeten Höfe, die Untüchtigkeit der franzöſiſchen Feldherrn, die Schwäche ihres und noch mehr des baieriſchen Heers kannte, ſann ſchon damals, für ſich ſelber rühmlichen Frieden zu machen, um nicht Opfer fremder Umtriebe und Fehltritte zu werden. Der Wiener Hof dagegen hatte ſchon beim erſten Glück ſeiner Waffen den vorigen Stolz wieder angenommen, und ſchien ſich nicht mehr vertheidigen, ſondern nur noch die Verwegenheit der Feinde ſtrafen zu müſſen. Als der preuſſiſche König ſolches wahrnahm, beſchloß er, durch einen großen Gang in Feindes Land die verlorne Ehrfurcht für ſich herzuſtellen. Seine Fahnen, vereint mit den ſächſiſchen, flogen über Olmütz und Hradiſch bis zur Teja. So ſehr ſchreckte die Erſcheinung derſelben das Königreich Ungarn, daß ein großer Theil des aufgebotenen Heerbanns daſelbſt wieder auseinanderlief.

Obgleich die Preuſſen, ſehr lau von den Sachſen unterſtützt, und zu arm an Geſchütz, um die mähriſche Hauptveſte Brünn mit Nachdruck zu belagern, ſich, wegen Mangels haltbarer Plätze, wieder nach Böheim und Schleſien zurückziehen mußten, brachte der große Streifzug dem Könige doch neues Anſehen unter den Feinden, und ſelbſt für die baieriſchen Lande, wo nicht Erlöſung von der Noth, doch Erleichterung. Denn weil in der gleichen Zeit von Frankreich zwanzigtauſend Mann friſcher Hilfsvölker gegen die Donau eilten, zu welchen drei Schaaren tapferer Heſſen in Kaiſers Sold ſtießen, zogen die Oeſterreicher vom Lech und der Iſar zurück, um gedrängtere Stellung bei Paſſau und Schär-

ding zu wählen. Sie räumten in erſter Furcht ſogar München. Mancher der ihrigen ward beim Abzug von den rächeriſchen Fäuſten der Bürger erſchlagen. Aber auf Khevenhüllers Befehl mußte Bärnklau ſogleich wieder mit fünftauſend Mann hinziehen, die Hauptſtadt zu beſetzen. Er fand die Thore geſperrt. Die Bürger hatten die Brücke der Iſar abgeworfen, und auf die Wälle ſchweres Geſchütz geführt, welches von ihnen bisher vergraben und heimlich gehalten worden war. Die Oeſterreicher gingen im Sturmſchritt, unter dem Feuer der Münchner, gegen die Brücke; ſtellten ſie her; drangen in die Vorſtadt, das Lechel genannt, und forderten die Uebergabe der Stadt. Während der Bürgermeiſter, nebſt einigen Rathsgliedern, hinausging zu unterhandeln, ſchlichen Trenks Panduren durch das Thor des kurfürſtlichen Gartens in die Burg, und rächten am Leben manches Einwohners den Tod ihrer hier gefallenen Gefährten. So wurde die Stadt eingenommen. Täglich mußten viele hundert Landleute an neuen Verſchanzungen graben, inzwiſchen aus den ſchönſten Stämmen der benachbarten Wälder Flöſſe gebaut wurden, die Kriegsvorräthe, Lebensbedürfniſſe und allen Raub aus Baiern eilfertig nach Oeſterreich zu entführen.

Denn das Hilfsheer aus Frankreich betrat endlich wirklich den baieriſchen Boden. Es waren fünfundzwanzig Schlachthaufen und dreißig Geſchwader. Der Herzog von Harcourt führte ſie. Fünfzehn andere Schlachthaufen wandten ſich nach Böheim. Da gebot Khevenhüller den Seinigen allgemeinen Rückzug. Er legte ſich mit ſeiner Macht an die Donau, von Pleinting bis Oſterhofen. Paſſau hielt er gedeckt; das Schloß Hengersberg, nicht fern davon, ſtark beſetzt. Kroatenſchwärme flatterten wachſam nach allen Seiten aus.

Harcourt und Törring, welcher zweitauſend Pfälzer und drei- bis viertauſend Heſſen mit ſich vereint hatte, folgten dem Feinde. Aber ſie mochten ihm wenig anhaben. Khevenhüllers größerer Feldherrngeiſt vereitelte blutig ihre Anſchläge auf Paſſau, und zwang ſie, ihn, wenn gleich ſchwächer als ſie, zu fürchten. Harcourt, um den Nachzug des übrigen Theils der franzöſiſchen Heere zu erwarten, lagerte ſich bei Niederaltaich, von der Donau bis zu den Bergen von Gravenau, ſtark verſchanzt; Feldmarſchall Törring bei Plattling, am linken Iſarufer bis zur Donau. Es fehlte nicht an Scharmützeln und heftigen Gefechten. Die Baiern erſtürmten Deggendorf und verloren es wieder. Viel Blutes ward in fruchtloſen Gemetzeln vergoſſen; aber nichts Großes verrichtet, was die Kette der Umſtände erſchüttert, oder einen Umſchwung der Verhältniſſe hervorgerufen hätte. Es iſt nur ungewöhnlichen Geiſtern gegeben, Zeit und Stunde zu erkennen, da ſich des Schickſals Knoten willig löſen und die Wagſchalen der Weltverhängniſſe ohne Mühe verrücken laſſen. Friedrich von Preuſſen ſchlug Oeſterreich in der dreiſtündigen Schlacht beim Dorfe Chotuſitz in Böheim. Da opferte ihm erſchrocken die Königin von Ungarn Schleſien auf, den furchtbarſten ihrer Gegner zu verſöhnen. Und Friedrich der Sieger ſchloß mit ihr den Frieden zu Breslau. Sachſen folgte ängſtlich ſeinem Beiſpiel.

Dieſer Schlag verwandelte die Geſtalt aller Umſtände. Maria Thereſia, gerettet durch gegenſeitiges Mißtrauen und falſches Spiel ihrer verbündeten Widerſacher, athmete freier. Die Fortſchritte der Spanier in Italien ſtanden nun plötzlich gebannt. Marſchall Belle-Isle in Böheim war gezwungen, ſich mit dem franzöſiſchen Heer in Prag einzuſperren, wo ihn der

Grimm des belagernden Feindes und das Schrecken des Hungers verfolgte. Karl VII in Frankfurt, ohne Geld, ohne Land, vom Reich armſelig unterſtützt, glich auf dieſer Bühne der Welthändel mehr noch einem troſtloſen Zuſchauer, als der Erſten aller Perſonen, für welche und um welche der große Gang des Trauerſpiels bewegt ward. Es blieb ihm allein das demüthigende Loos, ſein Schickſal an Frankreichs Gunſt und Glück zu hängen, und jeden Anlaß möglichen Zwiſtes mit dieſer Krone vorſichtig auszuweichen, um nicht die letzte Stütze einzubüßen. Darum berief er aus den Lagern an der Donau den Feldmarſchall Törring, als Großſtaatsbeamten für auswärtige Angelegenheiten, an ſeinen Hof. An deſſen Statt ernannt' er den Grafen von Seckendorf zum Oberbefehlshaber des baieriſchen Heers. So hofft' er zwiſchen ſeinen und den franzöſiſchen Feldherren, durch Wechſel der Perſonen, die verderblichen Uneinigkeiten zu tilgen, welche ſich aus Rangſtreit oder Eiferſucht erhoben hatten. Seckendorf, zwar ein Greis an Jahren, aber voll heißer Ruhmbegier, wie ein Jüngling im Beginn der Laufbahn, hatte ſchon unter Oeſterreichs Fahnen in den Türkenkriegen große Erfahrungen, aber nur zweifelhafte Lorbeern geſammelt. Mißhandlungen, mit denen der Wiener Hof ſeine Dienſte vergolten, machten ihn jetzt der Sache Baierns um ſo ergebener.

Bis zu ſeiner Ankunft beim Heer führte Feldzeugmeiſter Minuzzi den einsweiligen Oberbefehl daſelbſt. Dieſer brannte, ſich durch eine glänzende Waffenthat ſchnell Namen zu machen. Er veranſtaltete den Kriegsrath. Auch der Herzog von Harcourt erſchien dazu. Man war einverſtanden, in dieſem Augenblick ſtärker, als Khevenhüller zu ſein, der durch große Abſendungen nach Böheim geſchwächt war. „Warum ſäumen

wir denn?“ ſprach Minuzzi zum Herzog von Harcourt: „Um zehntauſend ſind wir ſtärker als Khevenhüller. Jetzt ruft uns der Augenblick. Die Wage ſchwankt. Ein großer Streich entſcheidet, ſtellt die Sachen Baierns und Böheims her und rettet ein halbverlornes Spiel. Zaudern wir, und erleiden Broglio’s und Belle-Jsle’s Heere Unfälle in Böheim: ſo wird Khevenhüller bald wieder ums Doppelte mächtiger denn wir, und er der Angreifende ſein. Können wir’s vor Gott und Menſchen verantworten, wenn wir die Gelegenheit fahrläſſig entſchlüpfen laſſen?“ — Harcourt fühlte das Gewicht von Minuzzi’s Gründen wohl, aber antwortete kalt: „Jch trage meines Hofes ausdrücklichen Befehl, nichts zu wagen, ohne beſondern Auftrag meines Königs. Was ich thun kann, iſt, nun die Verſtärkungen angekommen ſind, vom Hofe Erlaubniß zum Angriff zu begehren.“ Damit war Minuzzi’s Antrag vereitelt; die überlegene Macht der Heere auf dieſer Seite gelähmt; ein gunſtvoller Augenblick verſcherzt.

Sekkendorf kam; aber auch an Harcourt’s Stelle der Graf von Sachſen. Jener, welcher im Lager Muthloſigkeit und Mangel aller Bedürfniſſe fand, trachtete, zuerſt die traurige Lage deſſelben zu ändern, und mit dem neuen Heerführer der Franzoſen volles Verſtändniß anzuknüpfen. Der Graf von Sachſen aber, gebunden, wie er ſagte, durch beſtimmte Weiſungen von Verſailles, nahm bei Deggendorf ſeinen Weg durch die obere Pfalz, um zum Marſchall Maillebois zu ſtoßen. Dieſer führte nämlich, zur Rettung der Franzoſen in Böheim, ein friſches Heer vom Rhein herbei. Alſo ward Sekkendorf gezwungen, den Bewegungen des Grafen von Sachſen zu folgen. Er ging über Straubing, welches er ſtärker beſetzte, in ein Lager nach Pfäter und Stadt am Hof. Khevenhüller

folgte lauerſam dem Zuge des Grafen von Sachſen nach; Trenks Kroaten und Panduren ſchwärmten bis Cham.

In dieſem Städtlein lag Graf Künigl mit einem baieriſchen Schlachthaufen und zwo Banden Grenadieren, wohlverſchanzt. Sie gehörten zu jenen Kriegsleuten, die beim Abzug aus Linz, als Gefangene, hatten geloben müſſen, keine Waffen mehr gegen die Königin von Ungarn zu führen. Cham war ihnen zum Aufenthalt angewieſen. Dieſen Umſtand benutzte Künigl, das Städtlein, als unparteiſames Gebiet, geltend zu machen; Trenk aber, ſich deſſelben ohne Schwerdſtreich zu bemeiſtern, weil keiner der Baiern gegen ihn fechten dürfe. Lange ward unterhandelt. Es fielen inzwiſchen einzelne Schüſſe von den Mauern. Trenk verlangte Auslieferung der Thäter und empfing ſie nicht. Darüber Erbitterung. Er ließ durch verkleidete Soldaten Feuer in die Vorſtadt legen. Bald ſtiegen Flammen auf; Sturmwind warf ſie umher. Unter dieſen Schrekken griff Trenk die Schanzen mit dem Säbel in der Fauſt an, nahm ſie und richtete ihre Stücke gegen die Stadt. Panduren erkletterten die Ringmauern. Der Pulverthurm, vom Feuer ergriffen, flog während des Gefechts krachend in die Luft und zermalmte mit ſeinem Fall eine halbe Straße. Durch Rauch und Glut, unter dem Geheul des Sturms und der Erſchlagenen und Streitenden, drangen die Siegenden vor. Wer drinnen flüchten konnte, rettete ſich über das Gebälk der abgetragenen Brücke, von Schüſſen verfolgt. Nun Mord und Verwüſtung nach allen Seiten. Weiber und Jungfrauen wurden entehrt; dann ins Feuer geſchleudert; ihnen nach in die Glut Säuglinge; die Männer niedergehauen; die entflohenen Soldaten im Wald aufgeſucht und gefangen weggeſchleppt.

Indeſſen hatte Marſchall Maillebois die obere Pfalz erreicht. Bei Amberg ſtieß der Graf von Sachſen zu ihm. Beide nahmen die Richtung nach Böheim, Prag und das Heer darin zu befreien. Vergeblich hatte zu Frankfurt am Main der Kaiſer verlangt, ſich ſelber an die Spitze dieſer franzöſiſchen Hilfsvölker zu ſtellen, und, laut Vertrag von Nymfenburg, den Oberbefehl zu führen. Ausweichend erwiederte des Königs von Frankreich erſter Großbeamter, der greiſe Fleury: „Es würde kaiſerlicher Majeſtät übel ſtehen, ohne ihrer Würde geziemenden Prunk vor einem Heer zu erſcheinen und zu gebieten.“

Der Zug der Franzoſen nach Böheim ward jedoch für Baiern Gewinn. Denn Khevenhüller eilte an der Spitze ſeiner Hauptmacht zur Verſtärkung der Oeſterreicher in jenes Königreich, und ließ nur Bärnklau mit zehntauſend Mann in München und andern Städten des Herzogthums zurück. Sekkendorf, dieſem allein genugſam gewachſen, verlor keinen Tag. Er ſchritt über die Donau zurück. Er nahm Abensberg und, durch Ueberrumpelung, Landshut. In dieſer Stadt hatte die Beſatzung der Oeſterreicher die äuſſere Iſarbrücke zu beſſerer Sicherheit abgedeckt. Eine baieriſche Heerbande Freiwilliger aber erſchien im Morgennebel eines Herbſttages, vom Oberſtwachtmeiſter Troſt angeführt. Fünfundzwanzig Waghälſe krochen über die Endbäume der Brücke; bahnten den Weg; erſchoſſen die Wachten; bemeiſterten ſich des Thors und drangen in die Straßen. Ihnen nach die übrigen. Der feindliche Hauptmann, überraſcht und wüthend, verſuchte mit den Seinigen erſt Vertheidigung, dann Flucht; beides umſonſt. Viele wurden am Thor erſchoſſen; die andern gefangen. Sekkendorf rückte folgendes Tages mit der Hauptmacht dem kecken Vortrab nach.

In Gefahr, von den Baiern umwickelt zu werden, verließ Bärnklau München. Er eilte dem Inn zu. Sekkendorf aber, der thätige Greis, wuchernd mit Augenblicken, besetzte die Hauptſtadt; und ließ durch den Feldherrn Preiſing, der am Lech sechstauſend Mann geſammelt hatte, die noch vom Feinde beſetzten Orte mit Sturm oder Liſt nehmen. So befreite Sekkendorf binnen wenigen Wochen Baiern, bis zum Inn, aus der Gewalt der Fremden. Bärnklau, welcher auf dem Rückzug die Stadt Burghauſen, noch mit Ungarn beſetzt, und vor Braunau, dieſe Veſte zu erſtürmen, eine Abtheilung ſeines Kriegsvolks gelaſſen hatte, nahm erſt bei Schärding bleibende Stellung im feſtverſchanzten Lager. Hier ſtand er, zufrieden, ſich ſo lange behaupten zu können, bis er ſtärker ſein würde. Es kam mit den Baiern der Fürſt von Hildburghauſen, und griff die Ungarn in Burghauſen an. Da ward an ihnen, wegen viehiſchen Freveln, ſchwere Rache geübt. Verzweiflungsvoll vertheidigten ſich ihrer die letzten in den Häuſern und von den Dächern, bis beim Schall der Trommeln Gnade verkündet ward.

Des Kaiſers Feldherr, im Lager bei Braunau, das er befreit hatte, wagte nicht, die Oeſterreicher, täglich an Menge wachſend, in ihren Schanzen bei Schärding anzugreifen. Marſchall Maillebois verhieß immerdar aus Böheim Hilfe, ohne ſie je zu ſenden. Das Landvolk ward freilich aufgeboten, ſich gegen die ungariſchen Völker zu bewaffnen. Einige Tauſend Schützen eilten freiwillig zu den Fahnen ihres Vaterlandes. Aber dieſe Haufen, ungeübt und ohne Sold, gaben mehr Verwirrung, als Beiſtand. Beſſern Troſt gewährte endlich Maillebois, welcher, nachdem er vergebens verſucht hatte, bis Prag vorzudringen, über

Eger in die Oberpfalz zurückkehrte. Allein es verlieſſen zugleich, ihn beobachtend, auch fünfundzwanzigtauſend Oeſterreicher Böhmenland und lagerten ſich hinter dem Inn von Paſſau bis zum Markt Altheim. Da zog ſich Sekkendorf nach Altenötting zurück, furchtſam vor ſo überlegener Macht. In die Veſte Braunau ſtellte er den Feldherrn Minuzzi mit dreitauſend Tapfern. Er hatte ſich kaum entfernt, berannten die Oeſterreicher dieſe Stadt, und beſchoſſen ſie aus Mörſern und Haubitzen. Bei hundert Häuſer wurden in Aſche gelegt, die Umgegendey in Grund verwüſtet. Der unerſchrockene Minuzzi, ſeine Krieger, alle Bürger fochten heldenſinnig unter dem Hagel der Feuerkugeln, bis Maillebois zu Sekkendorf ſtieß, und beide Entſatz brachten.

Nun, bei Altheim überflügelt, wählten die Oeſterreicher in dem hügelichen Lande bei Ried eine feſtere Stellung, rückwärts. Obgleich ſalzburgiſches Gebiet unparteiſam geachtet worden war, bemächtigten ſie ſich dennoch der Stadt Laufen, um durch die Salzabrücke in gerader Verbindung mit Tirol zu ſein, und den Rücken der Verbündeten bedrohen zu können. Doch Sekkendorf, ohne Raſt, durch Regen und Schneegeſtöber auf ſchlechten Straßen, rückte vor Laufen; jagte die Feinde hinaus und aus dem ganzen Erzbisthum.

Alſo war mit des Jahres Ausgang Baiern wieder frei, bis auf einen geringen Strich Landes am rechten Inn-Ufer. Die Heere pflogen der Winterruhe. Von Salzburgs Grenzen, über Mühldorf, bis Neuburg und Ingolſtadt, dehnten ſich die Baiern aus. Minuzzi ſtand mit ſiebentauſend Mann bei Braunau; Sekkendorf im Hauptgelager Landshut. Die Franzoſen lagerten von Dingolfingen und Eggenfelden über die Donau durch die obere Pfalz bis in das von ihren Waffen

beſetzte Eger in Böheim. Zwiſchen Paſſau und dem Traunfluß ſtand der Feind.

9. Fortdauer des Krieges im Jahr 1743.

Der Königin von Ungarn ſchien die Räumung Baierns geringer Verluſt neben dem übrigen Gewinn des vollbrachten Feldzuges. Sie, die der Anfang deſſelben mit Untergang bedroht hatte, ſah ſich am Ende deſſelben ihren Widerſachern weit überlegen. Sie hatte Preuſſen und Sachſen von ihnen getrennt; Sardiniens Beiſtand gewonnen; die Spanier aus der Lombardei getrieben; Böheim wieder erobert. Mitten im Winter war Marſchall Belle-Isle mit den Ueberbleibſeln ſeines Heeres aus Prag unter großem Ungemach nach Eger entronnen. Von da zog er durch die obere Pfalz gen Frankreich heim. Die Oeſterreicher aber hatten ihn bis an die Nab verfolgt, und umringten die baieriſchen Lande in weitem Halbkreiſe. Aus Großbritannien kamen Hilfsvölker in die Niederlande, zum Troſt der Königin, und reiche Goldſummen in ihren Schatz. Ihre Krieger hatten, vom Glück ermuthigt, die ſtolze Zuverſicht und Haltung wieder gewonnen, welche den Sieg verheißen. Zu Frankfurt wohnte Karl VII, der die Hälfte des habsburgiſchen Erbes angeſprochen, in unkaiſerlicher Demuth, machtlos; mehr ein Gegenſtand des Mitleids, als der Ehrfurcht. Das Heer deſſelben, kaum noch ſechszehntauſend Mann ſtark, lebte, wie er ſelber, ohne Muth und Vertrauen. Seckendorf verſuchte wohl, die Zahl der Kriegsſchaaren zu verdoppeln, es gebrach aber bald an Geld, bald an Waffen, bald an Kleidern und Lebensmitteln. Des Kaiſers Sache zu verſchlimmern, ward noch der Argwohn des Reichs künſtlich gegen ihn aufgeregt. Man vertheilte zu Regensburg Druckſchriften des Inhalts: Zu London ſei

Rede geweſen, Friede zu vermitteln. Der baieriſche Geſandte daſelbſt, Freiherr von Haslang, habe vorgeſchlagen, man ſolle Baiern zu einem Königreich erheben; es mit benachbarten Erz- und Hochſtiften, die man verweltlichen könne, und mit einzuverleibenden Reichsſtädten vergrößern, auf daß die Einnahmen Baierns um ſechs Millionen erhöht würden. So könne, ohne Oeſterreichs Schaden, auf Unkoſten des Reichs Alles unblutig ausgeglichen werden. Solche Gerüchte verbreiteten in Deutſchland Unwillen und Sorgen. Mehrere Fürſten und Städte des Reichs wünſchten laut, den Zepter des Kaiſerthums in der Hand des mächtigen Hauſes Habsburg-Lothringen, lieber wenigſtens, als in der Hand eines Fürſten zu ſehen, welcher erſt durch Umſturz der Verfaſſungen reich und mächtig zu machen wäre.

Karl VII, durch Maria Thereſiens gefährliche Staatsklugheit nicht minder, als durch das Glück ihrer Waffen gebeugt, widerſprach ſtark und genugthuend in offenen Kundmachungen dem verleumderiſchen Geſchrei, ohne es ganz unterdrücken zu können.

Er begab ſich darauf von Frankfurt hinweg wieder in das befreite München, voll Ungeduld, ſein leidendes Volk zu tröſten. Ihn begrüßte unbeſchreibliches Frohlocken. Die ewige Liebe der Baiern zu ihrem Fürſtenhauſe loderte bei ſeinem Anblick hell auf. Leutſeligkeit ſeines Weſens und Größe ſeines Unglücks vermehrten die Begeiſterung. So ging er in die Burg ſeiner Väter ein, unter dem Jauchzen der Entzückten, herrlich, nicht wie ein Ueberwundener, ſondern wie ein Sieger.

Aber er überzeugte ſich bald und mit Schmerz, daß er weder vermögend ſei, die Wunden, an welchen ſein Volk blutete, zu heilen, noch, durch Aufbietung

größerer Macht, neue zu verhüten. Auch Sekkendorf erkannte das Unmögliche. Er begab ſich zum Kaiſer, der den grauen Kriegsmann mit Wehmuth umarmte, und deſſen Rath verlangte. Der Graf ſtellte den dürftigen Zuſtand des Heers, die Verſiegung aller Hilfsquellen, die Unzuverläſſigkeit der Bundesgenoſſen dar, und rieth zur Verſöhnung mit der Königin von Ungarn. Denn Baiern aus ſich allein könne nichts mehr leiſten; das Reich unterſtütze ſchlecht und mit Widerwillen; Böheim ſei unwiederbringlich verloren; Preuſſen habe, nachdem es, was es begehrt, empfangen, den Bund verlaſſen; Frankreich habe nie im Ernſt helfen, ſondern Oeſterreich nur auf fremde Koſten beſchäftigen wollen, um ſich ſelber Eroberungen zu machen. Zwar führe der Kaiſer den Namen Statthalter des Königs von Frankreich bei deſſen Heeren in Deutſchland, aber den Befehl und die Macht führe der franzöſiſche Marſchall. So ſei das Beſte: um jede Bedingung Frieden zu nehmen.

Bei dieſen Worten erwachte im Kaiſer das ſtolze Selbſtgefühl. Er ſprach: „Ich will Frieden; will ihn auch ohne einigen Vortheil; aber nicht mit Schmach. Baiern hat oft ſchwere Schickſale erfahren; viel durch widerwärtige Verhängniſſe eingebüßt; niemals ſeine Ehre. Dieſe darf es nicht verlieren. Ich will mich Broglio, dem franzöſiſchen Marſchall, verſtändigen, und, ſobald er geneigt iſt, angriffsweiſe zu gehn, mich an die Spitze der Heere ſtellen. Ich will das Letzte für das Letzte wagen.“ — So ſprach der Kaiſer; und wie er, Törring-Jettenbach, ſein Großſtaatsbeamter und Vertrauter, ein Mann mit baieriſchem Herzen. „Böheim iſt verloren,“ ſprach dieſer: „aber noch ſtehen die Franzoſen in der Veſte von Eger. Dies iſt die Pforte des Königreichs; alſo immer noch der

Eingang in unſerer Gewalt. Baiern, Oberpfalz und ſelbſt Salzburg ſind vom Feinde leer. Unſere Fahnen wehen wieder an den Schwellen Oeſterreichs. Vom Glück und Zufall das Beſte hoffen, iſt Unbeſonnenheit; aber das Böſeſte von ihm fürchten, weibiſcher Kleinmuth; Ehre über Alles.“

Mit Broglio, dem franzöſiſchen Marſchall, und dem Fürſten Conti ward, nach dieſer Unterredung, Raths gepflogen wegen Eröffnung des Feldzugs. Es geſchah auf dem Schloſſe Wollnzach. Der Kaiſer ſelbſt war zugegen. Er drang auf Angriff der feindlichen Stellung bei Schärding; auf engere Verbindung des franzöſiſchen und baieriſchen Heers. Sein Bemühen blieb fruchtlos. Broglio zeigte auf ſein Fußvolk, von Noth und Krankheiten des Herbſtes und Winters ſo furchtbar geſchwächt, daß zwanzigtauſend Neugeworbene, die vom Rhein kommen ſollten, kaum die entſtandenen Lücken ausfüllen konnten. Auch beklagte er, ohne Befehle ſeines Hofes den Krieg nicht angriffsweiſe führen zu können.

Während man noch berieth, andere Entwürfe ſpann und Boten nach Paris ſchickte, brachen die Oeſterreicher ſchon aus ihren Winterlagern auf, und gingen bei Schärding und Riedenburg über den Inn, gegen Simbach und Braunau. Minuzzi befeſtigte hier noch den Kern der baieriſchen Macht, kaum achttauſend ſtark. Die Stirnſeite ſeines Lagers deckte zum Theil ein breiter Waſſergraben mit ſteilen Ufern; den rechten Flügel die Veſte Braunau, den linken aber geringes Schanzenwerk. Nur eine ſchwache Kette zerſtreuter franzöſiſcher Beſatzungen zu Thann, Eggenfelden, Pfarrkirchen, Griesbach verband dieſe Stellung mit der franzöſiſchen Hauptmacht. Es ſtand Fürſt Conti mit zwölftauſend Franzoſen bei Landau.

Graf Khevenhüller ward ſeines Vortheils bald inne. Durchbrach er jene Kette, hatt' er die Baiern vereinzelt und umgangen. Weder Conti, noch Sekkendorf, der bei Landshut ſtand, nahmen Bedacht, jene Verbindung zu ſtärken. Alſo ließ Khevenhüller jählings, was zu Griesbach und Pfarrkirchen war, überfallen und aufheben. Nun flohen, ohne den Feind zu erwarten, die zu Thann und Eggenfelden nach Landau, wo Conti alsbald, ohne Rückſicht auf Minuzzi, über die Iſar zurückzog. Fürſt Karl von Lothringen, mit achtundvierzig Schlachthaufen und neun Reiterſchaaren, drang inzwiſchen gegen das Lager bei Simbach an, nachdem vor demſelben die baieriſchen Schanzen bei einer Dorfkirche erſtürmt waren. Auf großen Umwegen wandte ſich eine andere Abtheilung des Heers gegen Minuzzi's ſchlechtbewahrten linken Flügel. So war ſeine Stellung umgangen.

Minuzzi hatte von Sekkendorf Befehl, gegen Landshut zurückzuziehen, ſobald er ohne Verbindung mit Conti ſein würde. Aber in der Begierde, ſich durch ein Wagſtück auszuzeichnen, dem vielleicht das Glück die Krone ſchänkte, achtete er weder des Befehls, noch der dreifachen Uebermacht des Feindes. So begann am neunten Maitag des ſiebenzehnhundert dreiundvierzigſten Jahres das mörderiſche Treffen. Die Tapferkeit der Baiern blieb ohne Glück und Ruhm. Zwiſchen zwei Feuer gerathen, wurden ihre Glieder zerriſſen, zerſprengt. Viele retteten ſich unter das Geſchütz von Braunau, andere nach Burghauſen. Minuzzi ſelbſt mit einigen ſeiner Feldherrn und Oberſten gerieth in Gefangenſchaft. Darauf umlagerten die Sieger Braunau, welches, mit neuen Werken befeſtigt, der Fürſt von Hildburghauſen vertheidigte; nahmen links Mühldorf und Waſſerburg; rechts drangen

ſie gegen Dingolfing und Landau. Dingolfing, von den Franzoſen mit dreifachen Schanzenreihen umgeben, ward erſtürmt, geplündert und in Brand geſteckt. Die vertriebene Beſatzung zündete die Iſarbrücken hinter ſich an. Gleiches Schickſal hatte Landau. Es legten die Franzoſen Feuer in die untere Stadt, und begaben ſich in die obere, als beſſer zur Vertheidigung gelegen. Aber verfolgt vom ſchweren Geſchütz des Fürſten von Lothringen, lieſſen ſie auch hier die Wohnungen in Flammen auflodern, und flüchteten in nächtlicher Dunkelheit über den Iſarſtrom. Bald fiel auch Deggendorf. Dieſe Stadt iſt auf der einen Seite von Hügeln umgürtet, auf der andern durch eine kleine Ebene vom Donauſtrom getrennt. Die Franzoſen hatten alle Höhen mit Schanzen bedeckt, mit Wällen unter ſich verbunden; die Ebene durch Waſſerleitungen aus der Donau überſchwemmt. Hier befehligte Fürſt Conti ſelber. Seine Gegenwart rettete die Stadt nicht. Ihre Thore wurden eingehauen. Was nicht daraus entkam, fiel unter der Schärfe des Schwerdtes. Die weichenden Franzoſen, nachdem ſie das Städtlein hinter ſich angezündet, fochten und zogen von Schanzen zu Schanzen zurück an's andere Donauufer.

Was geſchehen war, hatte Sekkendorf lange geweiſſagt, ohne dem Unglück wehren zu können. Marſchall Broglio blieb gelaſſen bei dieſen Ereigniſſen zu Straubing; der Graf von Sachſen zu Stadt am Hof. Keiner beklagte die Unfälle, oder begegnete den künftigen. Jeder ſchien mit vergnügter Eiferſucht die Niederlagen des Andern zu erwarten und zu begünſtigen, und ſchrieb künſtliche Selbſtentſchuldigungen, oder Anklagen gegen die Deutſchen an ſeinen Hof. Als nun die Macht der Oeſterreicher immer gewaltiger von beiden Seiten an der Donau

hinaufdrängte, wandten ſich die Feldherrn Frankreichs mit einer Eil aus Baiern, die an Flucht grenzte.

Kaiſer Karl VII, Zuſchauer dieſes trauervollen, unerklärlichen Spiels, verſank in großen Kummer, und ſchien lange ungewiß, ob er das Opfer der ſtolzen Marſchälle oder des ränkereichen Hofes von Verſailles ſei. Die geringe Macht, welche Sekkendorf führte, konnte ſich, da rechts und links die Franzoſen wichen, im Angeſicht des Feindes nicht behaupten. Es waren kaum neuntauſend Mann übrig. Anfänglich hatten ſie bei Ebersberg und Erding, dann zwiſchen Moosburg und Landshut Lager geſchlagen, als wollten ſie München decken; endlich unter den Wällen von Ingolſtadt Sicherheit geſucht, um nicht von den Feinden umſchlungen zu werden. Denn dieſe ſchwärmten in ungezählten Schaaren vom Inn daher, aus den tiroliſchen Bergſchluchten hervor, aus den böhmiſchen Wäldern herab. Ein feindlicher Oberſt berannte München mit leichten Geſchwadern von Huſaren und Likanern, und der Stadtrath überreichte ihm zitternd die Schlüſſel. Der Kaiſer hatte ſchon wenige Tage zuvor ſeine Hauptſtadt verlaſſen und nach Augsburg Zuflucht genommen. Nur die Herzogin Leopoldine Eleonore von Baiern war zurückgeblieben, Schutzengel einer ſchönen Stadt gegen Zerſtörungswuth von Barbaren zu ſein.

Es waren ſeit Eröffnung des neuen Feldzuges kaum fünf Wochen verſtrichen, und ſchon das obere und niedere Baiern, bis auf wenige feſte Plätze, und die ganze Pfalz im Nordgau verloren. Marſchall Broglio, um das Schickſal dieſer Länder wenig bekümmert, verließ ſie und eilte unaufhaltſam dem Rheine zu, ganz Deutſchland zu räumen. Er kündigte ſolches, als Befehl ſeines Königes, dem Kaiſer an. Dieſer erwiederte mit Zorn und Schmerz: „Ihr völliger Rückzug und

der Grund zu demſelben befremdet mich, während in eben dieſen Augenblicken Ihr König und Herr mir meldet, daß er die Ehre ſeiner Krone an die meinige binde, und mich, ſeinen Verwandten und Freund, nie verlaſſen werde. So bleibt mir denn keine Zuflucht, als der Edelmuth meiner Feinde. Einſt aber werd' ich auch, ich hoff' es, Ihrem Könige die Augen öffnen. Und tauſend Köpfe, wie der eines Marſchalls von Broglio, ſollen nicht vermögend ſein, den Verluſt zweier Königreiche und zweier Heere zu verantworten, um die er ſeinen Gebieter und mich gebracht hat."

Er verließ Augsburg. Schon ſah man die Ungarn am Lech. Er begab ſich nach Frankfurt. Doch verſammelte er vor der Abreiſe noch einmal den Kriegsrath um ſich. Er ſprach vom Unglück des Vaterlandes, von der Doppelzüngigkeit franzöſiſcher Staatskunſt, deren Richtung ein Hauch des Augenblicks kehrt, und deren öffentliche Befehle an die Feldherren von geheimen Weiſungen widerſprochen würden. Es war Frage, welchen Weg der Rettung in ſo verzweiflungsvoller Verlaſſenheit wählen? Man beſchloß, zur Schonung des Staates und des Heeres, den feindlichen Befehlshabern Waffenſtillſtand anzubieten.

Seckendorf eilte, ſich des demüthigenden Auftrags zu entladen. Zu Niederſchönfeld fand er die oberſten Feldherren der Königin von Ungarn. Er verhieß ihnen, die noch von Franzoſen und Baiern beſetzten Feſtungen zu räumen, wenn man das Kriegsvolk des Kaiſers als ein dem gegenwärtigen Kriege fremdes Reichsheer betrachten nnd unangefochten laſſen wolle. Fürſt Karl von Lothringen nahm die angebotene Uebergabe von Ingolſtadt, Braunau, Straubing und Reichenhall an; wegen des Uebrigen war der Entſcheid der Königin von Ungarn zu erwarten. Dieſe ſprach:

„Sie führe keinen Krieg gegen das Oberhaupt des Reichs; als ſolches habe ſie den Kurfürſten von Baiern nie erkannt. Sie möge alſo wohl geſtatten, daß er und ſein Kriegsvolk ſich auf Reichsgebiet zurückzögen, aber in Baiern würde ſie beide angreifen laſſen, wo ſie ſich zeigten.“

Die Trümmer des baieriſchen Heeres wurden bei Wemding zuſammengezogen. Es waren zwölftauſend Mann, mit Inbegriff aller noch aus den übergebenen Feſtungen genommenen Beſatzungen. Hier und in andern Gegenden Schwabens und Frankens und am Rhein zerſtreut, blieben ſie den ganzen Sommer, als verachtete und müßige Zuſchauer des Kriegs. Nur dreitauſend Franzoſen behaupteten noch, verbunden mit vierhundert Baiern, den Beſitz von Ingolſtadt, ſo lange bis ihnen die letzte Hoffnung des Entſatzes verſchwand.

Dem fliehenden Broglio aber eilte der Fürſt von Lothringen mit Maria Thereſiens ſiegreichen Fahnen zum Rhein nach. Bärnklau hielt Baiern mit zwanzigtauſend Mann im Zaum. Da hauſeten die wilden Völker mit grauſamer Willkühr und rohem Uebermuth in Städten, Klöſtern und Dörfern. Wo ihnen einſt beim Rückzuge Uebels geſchehen wor, nahmen ſie nun unmenſchliche Rache. Auch Roſenheim gerieth in Gefahr, von den Panduren in Aſche verwandelt zu werden, weil hier zweihundert der Ihrigen den Herbſt zuvor in baieriſche Gefangenſchaft gefallen waren. Schon ſtanden ſie fertig, die Mordfackeln anzuzünden. Der Befehl war gegeben. Weiber, Männer, Kinder flohen bleich und zitternd aus Häuſern und Gaſſen. Da trat Vater Romedius, Oberer der Kapuziner, in ehrwürdiger Geſtalt, vor den Hauptmann der Panduren, Georg von Schlangen. Er wies auf dieſes Volkes Elend und Unſchuld; auf die Heiligkeit der Tempel des Herrn; auf

die Rache des ewigen Vergelters. Bei den Worten des Gottesboten erſchrack des Hauptmanns Herz, und Roſenheim ward gerettet.

Die Ausſchweifungen der Kriegsknechte und ihrer Hauptleute währten noch fort, auch als zu München eine öſterreichiſche Verwaltung Baierns und der obern Pfalz angeordnet ward. Johann Anton, Graf von Goes, Freiherr auf Karlsberg und Mosburg, erſchien an der Spitze der Verwaltung. Landſtände und geſammte Unterthanen mußten der Königin von Ungarn den Eid des Gehorſams und der Treue ablegen. Karl VII verwahrte in feierlichen Kundmachungen ſeine Rechte, und mahnte ſeine Unterthanen ab, in feindlichen Dienſt zu gehen. Des Siegers Gewalt verſpottete die Ohnmacht des Ueberwundenen, und machte treue Anhänglichkeit des Bürgers an den Landesfürſten zum todeswerthen Verbrechen. Verträge, unter welchen Städte beim Abzug ihrer Beſatzungen übergeben waren, wurden hohnlachend zerriſſen; und zwiſchen dem Jammer ausgeplünderter Menſchen und bleicher Hungergeſtalten über dem Schutt ihrer Wohnungen, ſcholl das Jubelgeſchrei des ſchwelgenden Feindes bei ſeinen Zechgelagen und Gaſtmahlen.

10. Frankfurter Verein. Wiedereroberung Baierns. Kaiſer Karls VII Tod.

Jahr 1744, 1745.

Geziert mit der erſten Krone der abendländiſchen Chriſtenheit, führte Karl VII unterdeſſen zu Frankfurt ein trauerreiches Leben. Er wohnte, halb vergeſſen von der Welt, in der Stille ſeines Palaſtes, ohne Freunde, ohne Feinde. Der Glanz ſeiner Würde vermehrte nur das Mitleiden, ſo wie der Anblick ſeines unthätigen Heers, an welchem die Sieger verächtlich

hinzogen, den Spott. Das wechſelnde Glück der Schlachten ſchien den Mann nicht mehr zu berühren, von dem oder für welchen der große Krieg des halben Welttheils angehoben war. Er blieb in ſeiner eigenen Sache ohne Stimme, ohne Recht, ohne Antheil. Er hatte der Königin von Ungarn Verſöhnung und das Opfer aller ſeiner Anſprüche gegen billige Entſchädigung erbieten laſſen, aber zur Antwort empfangen: man werde ihm höchſtens ſein Erbland und den Kaiſertitel bewilligen, wenn er vollen Erſatz der Kriegskoſten gewähren, und den Bund mit Frankreich fahren laſſen würde. So gering achtete ihn Maria Thereſia, daß ſie zu Frankfurt unter ſeinen Augen begehren ließ, ſeine Erwählung zum Kaiſerthum ungültig zu erklären. So ohnmächtig war er, daß er den wider ſeinen Willen erkornen neuen Erzkanzler nicht einmal hindern konnte, ſolch einen kränkenden Antrag den Reichsverhandlungen einzuverleiben.

Dieſer Stolz der Königin verſchloß ſein Herz auf immer gegen ſie. Als daher ſein Bruder, der Kurfürſt von Köln, unzufrieden gegen Frankreich, im Begriff ſtand, mit den Seemächten zu Gunſten Oeſterreichs Verträge einzugehen, und nach Frankfurt kam, ihn zur Nachfolge zu bereden: fuhr er denſelben zornig an, und entließ ihn mit harten Worten. Er ſandte den alten Feldmarſchall Sekkendorf aus, nach Dresden und Berlin, um Gunſt und Beiſtand dieſer Höfe zu werben. Dresden ließ ihn ohne Troſt und Hoffnung. Denn der Kurfürſt von Sachſen, geſchreckt durch Oeſterreichs Waffenglück, oder durch Preuſſens Vergrößerung in Schleſien, hatte ſich ſchon der ſiegreichen Königin von Ungarn durch Bündniſſe zugethan.

Eben dieſe Bündniſſe aber hatten zu Berlin neuen Argwohn gegen Wien angefacht, oder den alten ver-

ſtärkt. König Friedrich, welcher nie ſchönen Worten überwundener Feinde traute, kannte Maria Thereſiens Verdruß zu wohl um das verlorene Schleſien, und ihre Begierde zum Wiedergewinn deſſelben. Ihre künftigen Abſichten hatte ſie ſchon in den Verträgen mit England und Sachſen zu Worms und Warſchau ſchlecht verhehlt. Die Fortſchritte ihrer Waffen am Rhein und in Italien; ihre Bemühungen, ſich noch die Mächte des Nordens, zumal Rußland, zu gewinnen, mahnten den König, eigener Sicherheit nicht zu vergeſſen. So empfing er den Marſchall Sekkendorf mit nicht ungünſtigen Aeuſſerungen. Bald gingen dieſe wirklich wieder in engere Verbindung mit Frankreich, mit dem verlaſſenen Kaiſer, und andern Fürſten über, welche Oeſterreichs Uebermacht oder Frankreichs Rache ſcheuten.

Nachdem der preuſſiſche König ſein Einverſtändniß mit dem Hof zu Verſailles befeſtigt hatte, ſchloß er zu Frankfurt am Main mit Karl VII, mit Karl Theodor, dem jungen Kurfürſten von der rheiniſchen Pfalz, und dem König Friedrich von Schweden, als Landgrafen von Heſſen, einen Verein. Der Zweck deſſelben war angeblich Aufrechthaltung geſammten römiſchen Reichs in wohlhergebrachter Verfaſſung; Herſtellung des Friedens in Deutſchland, und Erhaltung kaiſerlicher Würd' und Macht. Darum ſollte vom Wiener Hofe vor allen Dingen Anerkennung Karls VII, als Oberhaupt des Reichs, Auslieferung geſammter Reichsurkundenſchaft, und Zurückſtellung der feindlich beſetzten Lande Baiern verlangt, dann getrachtet werden, den Streit um die öſterreichiſche Erbfolge durch ſämmtliche Stände des Reichs gütlich zu vermitteln oder richterlich zu entſcheiden. Die vereinten Höfe gelobten inzwiſchen gegenſeitigen Schutz ihres gegenwärtigen Beſitzthums,

Staatliche Bibliothek Bamberg

und geſtatteten allen übrigen deutſchen Fürſten freien Zutritt zu ihrem Bund.

Wie friedlich und gerecht der Buchſtabe dieſes Vereinigungs-Vertrages lautete, welchem Frankreich willig beitrat, war doch der Geiſt derjenigen kriegeriſch, welche ſich in ihm verbanden. Es war noch einmal auf Demüthigung Oeſterreichs abgeſehen. Preuſſen waffnete. Ludwig XV vermehrte ſeine Macht am Rhein, und ließ alles unter ſeinen Fahnen dienende deutſche Kriegsvolk zum Heere Karls VII ſtoßen. Dieſes verſammelte Marſchall Sekkendorf wieder aus den zerſtreuten Lagerplätzen eifrig hinter den Verſchanzungen bei der Veſte Philippsburg. Es zählte gegen ſechszehntauſend Mann. Doch gebrach es ihm an den erſten Nothwendigkeiten. Der Kaiſer hatte kaum Geld genug, die Bedürfniſſe ſeiner Hofhaltung zu befriedigen. Frankreich pflegte die bundesmäßig zugeſagten Hilfsgelder ſehr unrichtig zu ſenden. Das Reich leiſtete ſeinem Oberhaupt nur kärgliche Aushilfe. Die Geſandten am Reichstag verloren ſich lieber in langweiligen und endloſen Berathungen über Geſtattung einiger Römermonate, oder über Verſorgung der Reichsveſten mit Lebensmitteln, als daß ſie zur That ſchritten. Eifriger, als um des Reichs Wohlfahrt und Ruhm, hatten hier altfürſtliche und kurfürſtliche Geſandten um Gleichheit des Titels gezankt, oder gräfliche oder fürſtliche Geſandtſchaften, weil jene, wie dieſe, mit ſechs Roſſen auffahren und Hochgeboren heißen wollten. Sekkendorf, Oberfeldherr des erhabenſten und ärmſten Herrſchers in Europa, rieth daher demſelben, alle ſeine Kleinodien zu verpfänden, um dem murrenden Kriegsvolk zahlen zu können.

Mittlerweile eröffnete Fürſt Karl von Lothringen, an der Spitze der öſterreichiſchen Heereskraft, den vier-

ten Feldzug. Er ſchonte nun des kaiſerlichen Kriegsvolkes nicht länger, weil es aus Frankreich Unterhalt bezog und öffentlich von franzöſiſchen Vollmächtigen gemuſtert wurde. Er ging über den Rhein und drang gegen die Städte des Elſaß. Da brach der Preuſſen Friedrich plötzlich auf, mit hunderttauſend Mann nach Böheim, um größere Gefahr von ſeinen Bundesgenoſſen abzuwenden. Das plötzliche Erſcheinen des königlichen Helden, die Stärke und Eil ſeines Heerzugs machten den Wiener Hof zittern. Fürſt Karl wurde eiligſt vom Elſaß heimberufen, das ſchwerbedräute Königreich zu ſchirmen. Dieſer gewandte und kühne Feldherr vollbrachte den Rückzug keck im Angeſicht ſeiner Feinde. Sekkendorf beſchwor vergebens die Heerführer Ludwigs XV, den Marſchall von Coigny, den Herzog von Noailles, vereinigt mit ihm, den Fürſten anzugreifen. Sie hüteten ſich deſſen wohl. Die Untüchtigkeit dieſer Männer brachte dem Fürſten von Lothringen ſo viel Ruhm, als ſeine kluge Entſchloſſenheit. Er ſchritt unangefochten und ſtolz durch's deutſche Land gen Böheim, während die franzöſiſche Hauptmacht vor den Mauern von Freiburg im Breisgau müßig lagerte, und Ritter Belle-Isle zwölftauſend Franzoſen, unter dem Namen des kaiſerlichen Huldigungsheeres, nach Konſtanz und in die Waldſtädte am Oberrhein umherführte.

Sekkendorf, an der Spitze von zwanzig Schlachthaufen und acht Geſchwadern, folgte dem überlegenen und furchtbaren Feind ſehr langſam, in gemeſſenen Schritten. An allem, was zur Führung des Krieges gehört, mehr oder minder entblößt, kaum mit nöthigem Geſchütz verſehen, begnügte er ſich, ohne Gefahr dem verlaſſenen Baiern näher zu kommen. Es ward Herbſt, eh' er die Grenzen deſſelben bei Hochſtädt erreichte.

Hier hatte der Fürſt von Lothringen den Feldherrn Bärnklau mit einem ſchwachen Heerhaufen zurückgelaſſen. Derſelbe hielt die obere Pfalz brandſchatzend beſetzt, und warf ſich bei Rain dem kaiſerlichen Kriegsvolk beherzt entgegen. In Donauwörth wachten die Ungarn. — Sekkendorf aber, durch die Schlachthaufen der Pfälzer und Heſſen zu vierzigtauſend Mann erwachſen, befahl dem Fürſten von Hildburghauſen, Donauwörth zu überrumpeln, um beider Donauufer Herr zu werden.

Hildburghauſen rückte gegen die Stadt. Der verwegene Parteigänger Gſchray ſchlich in der Dunkelheit eines Herbſtmorgens zum Pfahlwerk, riß es nieder, und brach mit den Baiern fechtend in die Stadt ein, wo die Ungarn, noch ſchlaftrunken, nur verworrenen und vergeblichen Widerſtand leiſteten. Sie flohen aus dem Thor, hinter einem Graben neue Vertheidigung zu beginnen, nachdem ſie die Brücke hinter ſich angezündet hatten. Die Baiern ſtürzten ihnen über die brennenden Balken nach und fingen oder tödteten die Vertriebenen. So war die Bahn gebrochen zum Lech. Sekkendorf ging über den Strom; ſchnell von Friedberg bis Dachau. Aus München flüchtete die öſterreichiſche Landesverwaltung zu Bärnklau, welcher, unfähig mit zwölftauſend Streitern das Land zu behaupten, der überlegenen Stärke ſeines Feindes auswich.

Dieſe glücklichen Fortſchritte der Franzoſen und Baiern waren die Frucht von König Friedrichs Zug nach Böheim geweſen. Aber ihm ward von den Bundesgenoſſen übel gedankt. Denn die Heerführer Ludwigs XV, zufrieden, Elſaß und ſich ſelber gerettet zu ſehen, gaben die Preuſſen der vereinten Macht des Feindes und ihrem Schickſale preis, während ſie ſich mit unnöthigen Belagerungen, Zügen und Siegesgeprängen unterhiel-

ten. Fürſt Karl erreichte Böheim. Zwanzigtauſend Sachſen ſtießen da zu ihm. Allgemeines Aufgebot erging durch Ungarn. Friedrich ward gezwungen, Böheim zu verlaſſen, um Schleſien zu retten.

Während des großen Umſchwungs der Kriegesſchickſale war Karl VII zu Frankfurt von einer ſchweren Krankheit geneſen. Gichtbeſchwerd' und Blutſturz hatten ihn ſchon dem Grabe nahe gebracht. Kaum aber war ihm die frohe Botſchaft vom Vordringen ſeines Kriegsvolks in Baiern geſchehen, verließ er mit Ungeduld Frankfurt, die Stadt ſeiner Zuflucht, und eilt' er gen Augsburg, von da nach München. Er hielt feierlichen Einzug zu Pferde, mit großem Gepränge. Feierlicher aber, denn alles, war der Ausdruck reiner, in allem Elend der Zeit nur höher gewordener Liebe von Männern, Weibern und Kindern, die ihn mit Freudengeſchrei und Thränen umringten, wie einen wiedergefundenen, lange verlornen Vater. In allen Tempeln ſcholl aus tauſend bewegten Herzen das „Herr Gott, dich loben wir!" mit Inbrunſt zum Himmel.

Fechtend und langſam, alles verwüſtend, zog Feldherr Bärnklau aus den baieriſchen Städten zurück. Als Straubing von ſeiner Beſatzung verlaſſen wurde, ſprengte ſie die alten Feſtungswerke, dieſe rühmlichen, oft blutgefärbten Zeugen bürgerlicher Tapferkeit, in die Luft. Seckendorf folgte rächend bis Vilshofen. Der Fürſt von Hildburghauſen nahm mit ſtürmender Fauſt Burghauſen. Die Beſatzung von dreizehnhundert Mann wurde theils niedergehauen, theils in die Wellen der Salza geſtürzt, theils gefangen. Es erſcholl allgemeines Aufgebot an das Landvolk, zur Vertreibung der Oeſterreicher von baieriſcher Erde. Da ſtand es in wilder Rache, mannigfach bewaffnet, auf; überfiel die feindlichen Nachtrabe; jagte ihnen großen

Raub ab; drang in ungeordneten Haufen auf Reichenhall, und eroberte es, ohne es jedoch behaupten zu können.

So war Baiern abermals aus Maria Thereſia's Waffengewalt befreit. Nur Ingolſtadt noch, auch Schärding und Braunau, blieben feindlich beſetzt. Die Oeſterreicher zogen in feſter Stellung zwiſchen Braunau und Paſſau, unter Grafen Bathiany's Befehl zuſammen, Verſtärkungen zu erwarten, und mit dem wiederkehrenden Frühling hervorbrechen zu können. Auch Seckendorf führte ſein Heer mit Anbeginn der rauhen Jahrszeit in die Winterlager. Des erſchöpften Landes zu ſchonen, wurden die Kriegsvölker weit umher verlegt. Daſſelbe geſchah auch in der Oberpfalz, wo ſich die Baiern, nebſt den Franzoſen, unter Befehl des Grafen von Segur ausgebreitet hatten.

Dies gethan, trat der greiſe Seckendorf zum Kaiſer, und legte in deſſen Hand verdroſſen den Heerbefehl nieder. Denn ihn ſchmerzte, ſich von allen Seiten verkannt zu ſehen. Die franzöſiſchen Feldherren hatten mit ihm, als wär' er gegen Frankreich übelgeſinnt, faſt alle Gemeinſchaft aufgehoben. König Friedrich von Preuſſen verachtet' ihn, als einen ſeiner Stellung nicht gewachſenen Mann. Denn Friedrich verzieh nie, daß er in Böheim ohne Unterſtützung gelaſſen worden; und dieſen Unwillen machte ſein Geſandter am Pariſer Hofe, Graf von Schmettau, durch perſönlichen Haß gegen den kaiſerlichen Oberbefehlshaber, erhöht haben. Darum legte Seckendorf einen Heerbefehl ab, in welchem er fürchtete, ſeinem Herrn durch alle Siege nicht ſo viel Vortheil, als durch Argwohn oder Unzufriedenheit der Bundesgenoſſen Schaden zu bringen. Doch Karl VII verkannte den treuen und einſichtvollen Mann nicht. Er erfüllte zwar des grauen Kriegers Bitte; behielt ihn jedoch an ſeiner Seite,

als Freund, welcher in ſchweren Stunden immer Rath oder Troſt hatte. Der Kaiſer verzweifelte aber an der wiederkehrenden Huld des Schickſals täglich mehr. Der ſtandhafte Haß ſeiner unverſöhnlichen Gegnerin in Wien, die Selbſtſucht ſeiner Freunde und Bundesgenoſſen hatten einen Geiſt gebeugt, der, niemals ſtark und heldenmäßig, nun auch von den Leiden eines krankhaften Körpers niedergezogen ward, ohne ſich wieder aufrichten zu können. „Mich wird das Unglück nicht verlaſſen, bis ich es verlaſſe!“ ſagte Karl Albrecht vielmals zu den Seinigen. Seine Kräfte ſchwanden ſichtbarlich. Seit einem Jahre war nur noch Milch faſt ſeine einzige Nahrung geblieben.

Die Königin von Ungarn hatte inzwiſchen, durch Großbritanniens Fürwort bewogen, ausgeſprochen, daß der Kaiſer und ſein Hof zu München nichts von ihren Heeren zu befahren habe, auch wenn ihre Waffen wieder ſiegreich vordringen würden. Um ſo furchtloſer kam nach dieſer Erklärung die Kaiſerin mit ihren Töchtern von Frankfurt zur Pflege des Gemals und Vaters. Desgleichen begab ſich der Reichshofrath nach München.

Jene beruhigende Zuſicherung der Königin von Ungarn ward bald um ſo wichtiger, da die Oeſterreicher wirklich, nach geſammelten Kräften, ohne Winterraſt zu machen, wieder auf den Kampfplatz traten. Bärnklau rückte von Paſſau über Deggendorf und Stadt am Hof in die obere Pfalz; griff Franzoſen und Baiern daſelbſt an, und drängte ſie zurück, während Feldherr Thüngen aus Böheim mit ſtarken Heerhaufen über Pfreimt und Hirſchau nach Amberg ging. Graf Segur war gezwungen, bis Kehlheim zu weichen, und den Feinden abermals die obere Pfalz zu räumen.

Immitten dieſer Heeresbewegungen jenſeits der Donau erſcholl unerwartet die Botſchaft vom Tode

Kaiſers Karls VII. Eine zurückgetretene Fußgicht hatte binnen wenigen Tagen Leiden und Leben ſeines Körpers geendet, der, an den edelſten Eingeweiden ſchadhaft, im ſchönſten Alter der Manneskraft zur Auflöſung reif geworden war. Als er ſein letztes Stündlein nahen geſehen, hatte der Kaiſer in der Morgenfrühe des Todestages noch ſeine Gemalin und den einzigen Sohn Maximilian Joſeph an das Sterbebett gerufen; dieſen, dem nur wenige Wochen zur Vollendung des achtzehnten Jahres fehlten, vollmündig erklärt, und mit rührender Andacht geſegnet; dann ſich, unter heitern Ahnungen eines beſſern Seins, zur Ruhe gelegt. Der greiſe Sekkendorf gelobte dem Sterbenden, dem jungen Erbfürſten getreulich beizuſtehen mit Rath und That, und ihm zu ehrenhaftem Frieden zu helfen.

Alſo ſtarb der Kaiſer am Ausgang des zwanzigſten Jännertages, im ſiebenzehnhundert fünfundvierzigſten Jahr unſerer Zeitrechnung, dem achtundvierzigſten ſeines Lebens. Sein Leichnam wurde dem Volk zur Schau geſtellt; dann mit kaiſerlichem Gepränge zur Gruft bei den Theatinern, das Herz nach Altenötting, geführt. Selten erweckte die düſtere Pracht eines Leichenzuges ſo lebendig die Gefühle von menſchlicher Eitelkeit, wie hier. Vor dem Sarge ward die Weltkugel einhergetragen, als Sinnzeichen von der Macht deſſen, der während ſeiner Herrſchaft kaum eigenes Land beſeſſen. Die feierliche Todesverkündung hieß ihn den Unüberwindlichſten, als triebe man noch mit der Schmach des Verſtorbenen, wie mit dem Verſtande der Lebenden, Spott. So gebot es die Sitte damaliger Zeit und höfiſcher Thorheit. Man feierte den traurigen Prunk einer Krone, welche ſelten das Glück, öfters das Unglück ihrer Träger verdoppelt hat.

Zweiter Abſchnitt.

Die Zeiten Maximilian Joſephs, des Letzten vom Stamme der Ludewingen in Baiern.

1. Kurfürſt Maximilian Joſephs Gemüthsart. Der Friede von Fueſſen.

Jahr 1745.

Die Natur hatte für den erſtgebornen Sohn des verblichenen Kaiſers, den Jüngling Maximilian Joſeph, viel gethan, ihn zum Liebenswürdigſten aller zeitgenöſſiſchen Herrſcher zu machen. In zarter, edler Leibesgeſtalt wohnte ein menſchenfreundlicher Geiſt, voll Sehnſucht, eine Welt zu beglücken. Es mangelte ihm nicht an vortrefflichen Gaben jeder Art. Doch die Führer ſeiner Kindheit, uneingedenk, für Thron und Herrſchaft den Fürſtenſohn zu erziehen, hatten ihn nur mit einem Wuſt von Schulgelahrtheit beſchwert. Durch einen ſeiner Lehrer, Johann Adam Ikſtatt, war er in die weitläufigen Irrgarten geſammter Rechtskunde, durch einen andern, den Jeſuiten Daniel Stadler, in alle Einzelnheiten der Meßkunſt und Größenlehre, wie in die unfruchtbaren Spitzfindigkeiten damaliger Weltweisheit eingeführt worden. Er kannte Judäa beſſer, als ſeinen Staat, und Roms Geſchichten vollkommner, als die ſeines Vaterlandes. Umſonſt hatte die Wißbegier des edeln Knaben nach beſſern Kenntniſſen gedürſtet. Mehr denn einmal war ſeinem Eifer durch den ſchlauen Gewiſſensrath Stadler Einhalt ge-

than worden mit den Worten: man müſſe zeitlichen Dingen nicht allzufaſt obliegen, und nie vergeſſen, daß mit größerm Wiſſen größere Verantwortung vor Gott erwachſe

Neben den Mängeln des Unterrichts und den verführeriſchen Reizungen eines üppigen Hofes hatte der Jüngling dennoch die erſte Unſchuld ſeines Herzens treu bewährt. Streng gegen ſich, gütig gegen Alle, redlich, bieder, leutſelig, war er ein Muſter der Sittlichkeit für ſein Volk, welches er mit Zärtlichkeit liebte. Wer den Namen des Baiern trug, hatte Recht auf ſein Herz.

Kaum in der Reife des jugendlichen Alters von den gelehrten Schulbeſchäftigungen, durch den Tod des Vaters, zum Thron gerufen, betrat er denſelben, unkundig der verworrenen Staatenverhältniſſe und Fürſtenſorgen. Seine Erblande lagen von mehrjährigen Kriegen wüſte, ſeine Schatzkammern erſchöpft, alle Ordnungen zertreten, alle Ausſichten verdüſtert. Aus ſolchem Sturm das Schiff des Staats mit Ehren zu retten, wäre auch dem Gewandteſten am Steuerruder die ſchwerſte Aufgabe geworden. Dies, und eine unfeſte Geſundheit, ſchon in zarter Kindheit faſt tödtlich erſchüttert, daneben die angewohnte Ehrfurcht für Einſicht und Erfahrung bejahrterer Männer, hinderten ihn eben ſo ſehr, ſich den Arbeiten mit beharrlicher Anſtrengung, als den eigenen Ueberzeugungen mit Zuverſicht hinzugeben.

Der Tod des Kaiſers, davon die Botſchaft Baiern ſchreckte, tönte inzwiſchen den Bundesgenoſſen deſſelben ſo erwünſcht, wie ſeinen Feinden. Dieſe ſahen in der Kette aller wider Oeſterreich verſchworenen Fürſten einen Hauptring, jene hinwieder eine Bürde läſtiger Verpflichtungen gelöſet. Wien athmete ſtolzere und

fröhlichere Hoffnungen. Zwar Franz, Großherzog von Toskana, ſchrieb dem jungen Maximilian Joſeph: „Nichts hat mich ſo ſehr gerührt, als der Verluſt, den Ew. kurfürſtliche Durchlaucht erlitten; die Königin fühlt ſich darüber eben ſo betroffen, als ob Dero Haus allezeit in größter Freundſchaft mit Oeſterreich gelebt.“ Aber mit dieſen Bezeugungen des Beileids flogen zugleich Befehle an alle Fahnen Maria Thereſiens, aufzubrechen in Haſt und die erſte Beſtürzung Baierns zu nutzen.

Alſo verdoppelte Feldzeugmeiſter Freiherr von Thüngen den Eifer, die letzten unüberwältigten Städte der obern Pfalz zu nehmen. Schon war Neumarkt gefallen; Amberg, wo der franzöſiſche Befehlshaber d'Envie ſtand, umzingelt und belagert. Von zwo Stückſchanzen auf dem Marienberge, von eben ſo vielen auf dem Katharinen-Kirchhofe und dem Erzberge wurde die Stadt beſchoſſen, und mit glühenden Kugeln geängſtigt. Die Bürger von Amberg, die Jünglinge der Schulen, fochten heldenhaft an der Seite alter Kriegsknechte. Als ſie aber des Kaiſers Hinſchied durch die Belagerer vernahmen, und der franzöſiſche Befehlshaber nächtlicher Weile aus ihrer Stadt hinweg auf den neubefeſtigten Rothenberg zog, unterwarfen ſich die Verlaſſenen, voll zwiefachen Schmerzes, den Siegern. Gleichzeitig ward in den Lagern des öſterreichiſchen Heeres bei Paſſau große Bewegung erblickt, und alles zu einem entſcheidenden Streich wider Baiern vorgerüſtet.

Die Geſandten der verbündeten Mächte zu München ermunterten den jungen Gebieter von Baiern, ſtandhaft auszuharren: noch ſei minder verloren und zu fürchten, denn jemals; der preuſſiſche Friedrich mit ſeiner Heldenſchaar rüſtig, den neuen Feldzug zu beginnen;

Coigny's und Segurs verſtärkte Kriegsmacht nahe; das Heer der Baiern ausgeruht und muthvoll; das Erbland rechts der Donau leer von Feinden. Dazu verhieß ihm Chavigni, Frankreichs Geſandter, monatlich fünfmalhunderttauſend Pfund Hilfsgelder im Namen ſeines Königes. Dies Alles entſchied ihn, den Bundesgenoſſen ſeines Vaters treu zu bleiben. Er erklärte in einem Kreisſchreiben den Höfen, er werde ſich ſeiner wohlererbten Rechte nicht entſchlagen. Er behielt, zur Behauptung derſelben, den Titel eines Erzherzogs von Oeſterreich bei. In gleicher Zeit ſchloß er mit dem ſchwäbiſchen Kreiſe, welcher aller Theilnahme am Kriege feierlich entſagt hatte, einen Unparteiſamkeitsvertrag für die von Schwaben umgebenen Herrſchaften Wieſenſteig und Mindelheim. Den Heerbefehl über die Baiern ließ er in der Hand ſeines Feldmarſchalls Törring-Jettenbach.

Ehe dieſer noch aus den zerſtreuten Winterlagern die Kriegsvölker geſammelt hatte, drang Graf Bathiany ſchon von Schärding nnd Braunau mit den erſten Frühlingstagen in Baiern herauf; ſeine Stärke in drei Heerſäulen vertheilt. Ueber St. Salvator und Pfarrkirchen, Griesbach und Eiderbach kamen die Fahnen der Königin von Ungarn. Vilshofen, mit heſſiſcher Beſatzung, ward beſtürmt; die Vorſtadt in Brand gelegt. Die Kroaten ſtürzten zwiſchen den Flammen durch in die Straßen; metzelten nieder Alt und Jung, was ihrem Schwerd begegnete. Kaum ihr eigener Anführer konnte, mit dem Säbel in der Fauſt, die Raſenden von der Mörderei abtreiben.

Törring, nur mit wenigen Tauſenden bei Landshut, rief eilfertig die Beſatzungen Burghauſens, Waſſerburgs, Reichenhalls, Kehlheims und anderer Städte zu ſich. Er gab die eine Hälfte Baierns den Feinden

preis, um die andere, nebſt der Hauptſtadt, deſto kräftiger zu decken. Er zählte auſſerdem auf Coigny's verheißenen Beiſtand; nicht minder auf Verbindung mit den franzöſiſchen Fahnen unter Segur's Befehl. Aber Coigny, ſtatt durch Schwaben heranzukommen, wanderte zurück gegen die Ufer des Neckar. Segur, welcher mit achttauſend Mann bis Pfaffenhofen gelangte, ward daſelbſt durch Tapferkeit und Uebermacht von den Ungarn des Grafen Bathiany aufs Haupt geſchlagen. Er floh unabläſſig bis Donauwörth; bald, uneingedenk ſeiner prahleriſchen Verheißungen, bis zum Rheine.

Schon der Anfang dieſer Unfälle machte den Münchner Hof verzagt und zwieſpältig. Viele riethen zum Frieden, Andere zur ſtandhaften Fortſetzung des Krieges; Alle, weniger wie ihnen des Staates Vortheil und Ruhm, ſondern mehr Parteiſucht und eigener Nutzen eingab. Nebenbuhleriſch um die Gunſt des jungen Fürſten, und begierig, ihn zu leiten, ſpielten Höflinge und Feldherren, Weiber und Männer ihre Umtriebe, ihm ſich wichtig, oder Andere verhaßt zu machen, deren Einfluß ſie beneideten. Wider Sekkendorfs Anſehen waren die meiſten, weil er das Meiſte vor dem jungen Fürſten galt, daneben ein Fremdling war, und häuslicher Verhältniſſe willen ſich Oeſterreichs Gnade zurückwünſchen mußte. Feldmarſchall Törring arbeitete ihm beſonders entgegen; mit ihm Jeder, der, wie er, voll vaterländiſchen Selbſtgefühls, die Herabwürdigung Baierns durch Oeſterreich, oder die Vernichtung der Rechtſame und Anſprüche des Fürſtenhauſes für das übelſte aller öffentlichen Uebel hielt.

Der Kurfürſt hörte die Stimmen Aller. Sekkendorf ſprach: „Des Krieges erſter Zweck iſt verſchwunden, und die Hoffnung, der Königin von Ungarn

die Länder und Völker zu entreiſſen, welche ſchon im vierten Jahre mit ſo gewaltiger Begeiſterung für ſie ſtreiten. Nicht um Eroberung iſt's mehr zu thun; nur noch um Selbſtrettung und Beſchirmung der alten Erblande. So furchtbar liegt das Spiel geändert. Auf wen ſollen wir zählen, wenn nicht auf eigene Kraft? Aber wo finden wir dieſe? Die Lande Baiern ſind erſchöpft, ein jammervoller Schauplatz der Heere; Felder öde; Gewerbe zerſtört; Dörfer ausgeraubt; Städte von Brandſchatzungen verarmt; öffentliche Einkünfte gehemmt; erſparte Schätze verronnen. — Sollen wir auf Frankreich unſere Hoffnung bauen? Eben Frankreichs ſchlaffe oder treuloſe Staatskunſt hat Baiern ins Elend geworfen. Wie vormals Broglio, iſt nun Coigny unerbittlich. Er war nur gekommen, ſein Heer von unſern letzten Biſſen zu ſättigen, und Zeuge der feindlichen Fortſchritte zu ſein. Nun wandert er, gleichgültig um unſer Schickſal, wieder dem Rheine zu. Segur wird ihm folgen. — Die Verbindlichkeiten des Frankfurter Vereins hat der letzte Odemzug des Kaiſers aufgelöſet. Sie galten vornämlich die Anerkennung ſeiner Würden, und die Ehre derer, die ihn wählten. — Vielleicht ſollen wir noch auf König Friedrichs von Preuſſen Schlachtenglück rechnen. Gefährliche Rechnung! Er ficht für Schleſien; nicht für Baiern. Wahr iſt's, er hat den Feldzug mit Vortheilen begonnen; aber doch nicht auf Feindes, ſondern eigenem Gebiet. Ihn haben die Unfälle der vergangenen Monate ſchwächen müſſen. Wer will verbürgen, daß Friedrich, kann er's mit Ehr' und Nutzen, nicht abermals wie vor zwei Jahren einſeitigen Frieden ſchließt? So iſt's an der Zeit, daß Baiern, ohne Rückſicht auf Andere, ſein Heil bedenke. Verwandelte Umſtände, Unzuverläſſigkeit der Bundesgenoſſen, des Feindes

Uebermacht, und eigene Gefahr enden jeden Vertrag. Rettung eines Volks gilt vor Welt und Nachwelt mehr, als Rettung eines Wortes, das unter Verhältniſſen, die nicht mehr ſind, Höfen gegeben wurde, die nicht länger daran halten, als ihnen gefällt."

So ohngefähr redete Seckendorf. Ihm entgegen, anderes Geiſtes, Marſchall Törring, mit ſeinen Freunden: „Zehn friedliche Jahre bringen des Landes verlornen Wohlſtand wieder, hundert aber nicht die verlorne Ehre. Und müſſen wir aus Baiern weichen zum drittenmal, wir werden zum drittenmal ruhmhaft wiederkommen. Weder Preuſſen, noch Frankreich, können uns fallen laſſen, wenn ſie ſelber nicht fallen wollen. Es iſt wahr, die franzöſiſchen Heere ziehen ungeſchlagen zurück; weniger aber aus Furcht vor Oeſterreich, als aus Furcht vor Baierns Unentſchloſſenheit. Sie wollen ſich nicht in die Gefahr wagen, bei plötzlichem Frieden von unſerer Seite, in feindliche Hand ausgeſpielt zu werden. Zeigen wir nur unſern Bundesgenoſſen Standhaftigkeit, und wir werden ihre Zuverſicht ärnten. Wir können nichts verlieren, was wir nicht verloren geben! Das war vor Zeiten zweier Maximiliane von Baiern Grundſatz im Unglück des dreißigjährigen, wie des ſpaniſchen Erbfolgekriegs. Und ſie endeten mit rühmlicher Behauptung ihrer Lande, ihrer Rechte, ihrer Ehren. Warum ſoll der dritte Maximilian die Helden-Fußſtapfen ſeiner Väter meiden? Er trägt den ererbten Namen eines öſterreichiſchen Erzherzogs: kann er ihn, ohne den Schatten ſeines erlauchten Vaters, ohne ſich ſelber zu entweihen, kleinmüthig ablegen? Er erbte die gerechten Anſprüche des Fürſtenhauſes Baiern; es iſt möglich, ſie bleiben unter widerwärtigen Verhängniſſen des Augenblicks unerfüllt. Doch ſo tief ſind wir nicht geſunken, daß wir mit eigener

Hand ſie einer glücklichern Nachwelt rauben ſollen. Noch ſchwanken nur die Wagſchalen. Was für Baiern in Baiern verloren ward, iſt in Schleſien für Baiern gewonnen worden. Warum muthlos über das Schickſal entſcheiden, ehe es über uns entſchieden hat?“

Der junge Kurfürſt folgte dem Rufe ſeines ſchlichten Biederſinnes, und Ehrgefühls, in der Noth kein gegebenes Wort zu brechen. Treu an Frankreich und Preuſſen, befahl er, den gemeinſamen Kampf fortzuſetzen, und bereitete ſich, Baiern zu verlaſſen und nach Mannheim zu gehen.

Nun liefen Botſchaften um Botſchaften ein: es zögen die pfälziſchen und heſſiſchen Hilfsvölker vom baieriſchen Heer zurück, ohne fernern Theil an dieſem Kriege nehmen zu wollen; es weiche der geſchlagene Segur gänzlich nach Frankreich; Baiern bleibe vereinzelt, der geſammten Macht und Rache Oeſterreichs preisgegeben. Nun mahnten die Geſandten von Mainz und Köln zur eiligen Annahme des Friedens, eh' es zu ſpät werde. Nun trat die verwittwete Kaiſerin hervor, und beſchwor mit allem Ernſt, mit aller Liebe einer Mutter, den Kurfürſten, ſich mit Oeſterreich zu verſöhnen. Wenn er ſich, drohte ſie, ſeinem Volke als Flüchtling ganz entziehen wolle, würde ſie nach Wien reiſen, und ihn mit ihren Augen nie wiederſehen. — Die Mutterthränen ſiegten über den Sohn. Maximilian Joſeph entſchied für den Frieden.

Eilfertig benutzte Seckendorf dieſe Stimmung. Er berief einen ſeiner Verwandten, Karl Ludwig von Seckendorf, einen geiſtvollen jungen Mann, zu ſich, welcher als öſterreichiſcher Hauptmann kriegsgefangen bei ſeinem Vater zu Ansbach auf Ehrenwort lebte. Dieſen ſandt' er in das Hauptgelager des feindlichen Feldherrn Thüngen bei Amberg, denſelben und den

Wiener Hof mit des Kurfürſten Geſinnung bekannt zu machen. Eilboten brachten gewogene Antworten. Der Unterhändler flog zur Königin von Ungarn, während Maximilian Joſeph, von der Nähe feindlicher Waffen bedräut, München ſchon verlaſſen, und in Augsburg Zuflucht genommen hatte. Es wurden Vollmächtige zur Abſchlieſſung des Friedens ernannt; von Oeſterreich Graf Colloredo; von Baiern der Oberſthofmeiſter Fürſt von Fürſtenberg, welchem der Feldmarſchall Sekkendorf, als Rathgeber, zugeordnet ward.

Zu Fueſſen, jener Stadt des Hochſtifts Augsburg am Fuße der Alpen, wo der Lechſtrom aus dem Schlund des Hochgebirgs hervortritt, kamen die Abgeordneten zuſammen. Colloredo betrieb den Abſchluß der Hauptbedingungen mit großer Eilfertigkeit; denn Friede mit Baiern brachte für die Königin von Ungarn und Böheim auch Friede mit Pfalz und Heſſen; freieres Spiel gegen Preuſſen, freiere Ausſicht zur kaiſerlichen Krone für das Haupt ihres Gemals. Darum ward in Fueſſen ſtärker gedroht, freundlicher geſchmeichelt. Der Fürſt von Fürſtenberg leiſtete im Unterhandeln ſchwachen Widerſtand. Ihm war die Verſöhnung Baierns mit Oeſterreich wichtig, wegen der böhmiſchen Güter ſeiner Gemalin. Der Marſchall Sekkendorf, welcher gern den Schein bewahren wollte, nicht ſowohl dem Hauſe Baiern, denn vielmehr dem ehemaligen Reichsoberhaupte gedient zu haben, machte keine Hinderniſſe. Er hoffte einem künftigen Kaiſer ſeine Dienſte weihen zu können, und zweifelte nicht, daß dieſer Kaiſer aus Oeſterreich kommen werde. Alſo eilten die Unterhändler mit gleicher Begier zum Ziel. Der Friede zwiſchen Kurfürſt Maximilian Joſeph von Baiern und Maria Thereſia, Königin von Ungarn und Böheim, ward am zweiundzwanzigſten Tage

Aprils im Jahre ſiebenzehnhundert fünfundvierzig unterzeichnet.

Es entſagte der Kurfürſt allen Anſprüchen auf die Erblande der Königin; er verhieß dem Großherzog von Toskana nicht nur Anerkennung im böhmiſchen Kurrechte, ſondern auch Baierns Stimme in der künftigen Kaiſerwahl; dann allezeit in Reichsangelegenheiten mit Oeſterreich zu gehen, und der Vergeſellung der fünf vordern Reichskreiſe beizutreten. Dazu verſprach er noch in geheimen Zuſätzen und beſonderer Uebereinkunft: künftig mehr nicht, als ſechstauſend Mann Kriegsvolk zu halten, und nicht nur, wenn die fünf Kreiſe ſich erklären würden, ſondern auch jederzeit auf Verlangen der Königin von Ungarn und Böheim, ſeine Mannſchaft ins Feld rücken zu laſſen. Maria Thereſia erkannte dafür des verſtorbenen Karls VII kaiſerliche Würde an, und gab ohne Entſchädigung an Baiern zurück, was ſie von dieſem Lande mit ihrer Kriegsmacht eingenommen.

Der Vertrag von Fueſſen ward beſtätigt und vollzogen. Die Königin rief ihre Völker aus Baiern und der obern Pfalz ab; auch aus den drei feſten Städten Ingolſtadt, Braunau und Schärding, ſobald Alles erfüllt war. Die Bundesgenoſſen Baierns aber überhäuften den Kurfürſten mit ihren Vorwürfen, und trugen deſſen Rathgebern lange ihren Haß nach. Preuſſen ſchloß nun noch in demſelben Jahre, Frankreich erſt drei Jahre hernach mit Maria Thereſien den Frieden.

Von den Baiern ſelbſt wurde die Fueſſener Uebereinkunft verſchieden beurtheilt. Es fehlte nicht an verſtändigen Männern, welche dieſelbe von der verzweifelten Lage der Dinge, unter welchen ſie ihr Daſein empfing, gerechtfertigt hielten. Wäre ſie verworfen worden, würde nur Auswanderung in die Pfalz oder nach Frankreich, verlängertes Elend des Landes und Alles ins

Spiel zu wagen, übrig geblieben ſein. Oft wird das widerwärtige Verhängniß durch kluge Ergebung im rechten Augenblick verſöhnt, während es den widerſpenſtigen Stolz in ſeinem Grimm zerſchmettert. Andere aber nannten jenen Vertrag den ſchmachvollſten, welchen Baiern ſeit Jahrhunderten eingegangen ſei. Mehr würde Oeſterreich auch nach Beſiegung der preuſſiſchen und franzöſiſchen Macht nicht haben erzwingen können, als zu Fueſſen gutwillig hingegeben worden. Nicht die Rechte des Fürſtenhauſes allein, ſondern Baierns ganze Unabhängigkeit wäre dem Wiener Hofe ſchimpflich verkauft. Viele Freunde der Ehre Baierns trauerten; unter ihnen keiner anhaltender, als Maximilian Joſeph, der Kurfürſt ſelbſt. Doch ſein Wort war gegeben.

Am Hofe zu München wohnte Maria Anna, Schwägerin Karl Theodors, des Kurfürſten von der Pfalz, und Gemalin Herzogs Klemens Franz von Baiern, welcher Kaiſers Karls VII Brudersſohn war. Der vaterländiſche Stolz dieſer Fürſtin verabſcheute das zu Fueſſen vollbrachte Werk ſo ſehr, daß ſie ihren Gemal, als damaligen nächſten Erben von Baiern, gern beredet hätte, feierlich ſeines Hauſes Recht und Anſpruch zu verwahren und gültig zu erhalten. Der Herzog aber vermied Entzweiung mit dem Kurfürſten und dem Wiener Hofe. Doch übertrug er auf der Herzogin Zuſpruch ſeine Rechte, wenn je davon Gebrauch gemacht werden könnte, an Kurfürſten Karl Theodor von der Rheinpfalz, als wahre Schenkung.

2. Die erſten Früchte der Ruhe. Hofleben und Hofparteien.

Jahr 1745 — 1750.

Dieſe Verſuche einer baieriſchen Fürſtin, das für glücklichere Zeiten zu retten, was jetzt von der Miß-

gunſt der Umſtände nicht zu erhalten, und durch Selbſtſucht oder Feigheit der Zeitgenoſſen ſchnöderweiſe dahingegeben war, blieben der Königin von Ungarn und Böheim kein Geheimniß. Aber Maria Thereſia, ſiegreich aus dem großen Kampfe getreten, würdigte die Beſtrebungen Maria Annens kaum der Aufmerkſamkeit; noch, daß durch Betrieb der Fürſtin die alten Bande zwiſchen Rheinpfalz und Baiern, in Erneuerung der Hausverträge für künftige Tage feſter geknüpft werden mußten. Oeſterreich genoß die Aernten ſeines Glücks. Ohngefähr acht Monde nach Kaiſer Karls VII Hinſchied empfing der Großherzog von Toskana, als Franz I, zu Frankfurt am Main die verwaiſete Krone des Reichs. Baiern hatte bis dahin Reichsverweſerſchaft geführt.

Von nun an trachtete Maximilian Joſeph nur dem Erfüllen des edelſten Fürſtenwunſches nach, ein glückliches Volk um ſeinen Thron zu erblicken. Vor Allem ward dazu Wiederherſtellung des zerrütteten Staatshaushaltes dringend, und das Tilgen der verzehrenden Landesſchulden. Er begann mit Aufhebung entbehrlichen Prunkes und Troſſes am Hofe. Er ſchränkte ſich, Andern als Beiſpiel, in ſeinen Bedürfniſſen ein. Ja, in edelherziger Aufwallung faßte er ſogar einen Entſchluß, wie ihn vor alten Zeiten einſt Herzog Heinrich von Landshut genommen hatte. „Ich will, ſprach er, in ein fernes Land ziehen und in fremden Dienſt; ſo wird ein Hofſtaat erſpart und dem Volk geholfen.“

Doch an Vollziehung des Vorſatzes hinderten ihn Mutter, Verwandte und Räthe mit beweglichen Bitten.

So führte er, der Eingezogenheit treu, bürgerlich ſtilles Leben. Seine Erholungen waren Jagd und Tonkunſt, oder bildneriſche Arbeit an der Drechſelbank. An ſeinem Tiſche herrſchten Einfalt und Gaſtfreund-

lichkeit. Jeden ſeiner Unterthanen hörte er mit Liebe. Er erſchien vor dem Volke, wie der Vater vor Kindern, welcher, leutſelig und ernſt, für Alle, wo nicht Hilfe, doch Troſt hat. Keinen, der ihn ſuchte, wies er zurück. Seine Worte kamen aus einem Herzen, deſſen Güte im offenen großen Blicke ſeiner Augen lächelte. So ward er in kurzer Friſt die allgemeine Zuverſicht und Freude ſeines Volks. Der gemeine Mann hieß ihn nur den guten Max.

Daneben wurde jedoch, was fürſtlichem Stand und Anſehen geziemt, nicht verſäumt. Der Hofſtab beſtand, wie vor Alters, aus dem Oberſthofmeiſter, Oberſtkämmerer, Oberſtmarſchall und Oberſtſtallmeiſter, welche meiſtens, an feierlichen Tagen einberufen, mit der Bedienung bei Hofe beſchäftigt, den Stab, als Zeichen richterlicher Hoheit über die niedern Hofbeamte, zu führen befugt waren. Ihnen ſtand auch das Hofgeſinde der übrigen Fürſten und Fürſtinnen untergeben. Desgleichen dauerten die fünf Erbämter, als Rittermannslehen, wie vor Zeiten, am Hofe fort; der Erblandhofmeiſter, der bei Huldigungen und Landtagen den Stab führte; die beiden Erbmarſchälle, bei Feierlichkeiten das Schwerd tragend; der Erbſchenk, welcher den Herzogshut, der Erbtruchſes, welcher den Reichsapfel auf rothſammtenen Kiſſen hielt, und der Landjägermeiſter in Weidmannstracht, dem ein Forſtmeiſter den Bluthund nachführte. Auch die gewohnten Einrichtungen der öffentlichen Verwaltung wurden beibehalten. Im geheimen Rathe führte der Kurfürſt ſelbſt den Vorſitz. Hier oder im Zuſammentritt mit ſeinen vertrauteſten und erſten Staatsbeamten wurden die wichtigſten Angelegenheiten verhandelt; Rechtsſachen beim Hofrath; die Staatswirthſchaft in der Hofkammer; kirchliches Geſchäft beim geiſtlichen Rath; Sachen des

Heerweſens beim Hofkriegsrath. Zu Landshut, Straubing, Burghauſen und Amberg beſtanden, in herkömmlicher Ordnung, jene Landesverwaltungen fort, welche, „Regierungen“ geheißen, die Befehle der höchſten Behörden vollſtreckten.

Der Graf von Seckendorf behauptete ſich, auch nach geſchloſſenem Frieden, in Gunſt und Vertrauen des jungen Kurfürſten. Er gab, zur Verbeſſerung des öffentlichen Haushaltes, die erſten Einrichtungen an; verminderte die Menge des Hofgeſindes, verabſchiedete das entbehrliche Kriegsvolk, und machte den Entwurf, die Güter und Einkünfte des Staates zu verpachten, weil derſelben Ertrag, bei unmittelbarer Verwaltung, unzuverläſſig, oder durch Untreue der Beamten zu ſehr geſchmälert werde. Was er that, geſchah nicht ohne Widerſpruch eingeborner Baiern, welche den Einfluß des Mannes in den Friedenstagen fürchteten, die er dem Vaterlande ſo ruhmlos herbeigeführt hatte. Ihm ward vorgeworfen, daß er, ein Fremdling, der Baiern wohlhergebrachte Uebungen und Rechte zu wenig ehre; mit unzarter Gewalt oder zerſtörender Uebereilung ſelbſt dem Beſten, was er wolle, den Werth raube; und ſeine Macht benutze, an die Stelle verdrängter Kinder des Vaterlandes, ſeine Geſchlechtsverwandten zu erheben. Das preiswürdigſte Werk wird in der Hand des Eigennutzes zum ekelhafteſten. Doch ihn unterſtützte die kaiſerliche Wittwe; nicht minder, wer noch aus der Zeit Karls VII Anſehen am Hofe genoß: der Fürſt von Fürſtenberg; der Graf von Kaiſerſtein, deſſen Haus in öſterreichiſchen Landen blühte; eine Gräfin Kinsky und andere der fremden Höflinge mehr. Als aber Franz I den Kaiſerthron beſtiegen hatte, wandten ſich die meiſten derſelben wieder der neuen Sonne zu. Auch Seckendorf verließ München, um

in Frankfurt am Main zu den Füßen des Reichsober-hauptes ſeine Huldigungen darzubringen.

Inzwiſchen nun, was der Krieg verwirrt und gebrochen hatte, nach voriger Weiſe hergeſtellt wurde, in Städten und Märkten Gewerbe begannen, der Pflug im Felde ſicher ging: knüpften ſich auch die zerriſſenen Freundſchaftsbande zwiſchen Baiern und den benach-barten Höfen neu an. Mit dem Hauſe Sachſen wurde beſonders engere Verbindung geſchloſſen. Hier blühte die Schönheit Marianen Sophiens, der neunzehn-jährigen Tochter König Auguſts III von Polen. Ihre Anmuth, wie der Ruf ihrer Tugenden, reizte die Aufmerkſamkeit, bald die Neigung des zwanzigjährigen Kurfürſten von Baiern. Und an demſelben Tage, da ſeine Schweſter Maria Antonia ihre Vermälung mit Friedrich Chriſtian Leopold, dem ſächſiſchen Kur-Erben, beging, feierte er die ſeinige mit deſſen Schweſter, der polniſchen Königstochter.

Die junge Fürſtin fand am Hofe zu München die-ſelbe Betriebſamkeit mannigfaltiger Parteiungen, welche ſie zu Dresden geſehen und verlaſſen hatte; Nebenbuh-lereien und Ränke um die Gunſt eines gutmüthigen Herrn, und um die Leitung öffentlicher Geſchäfte. Von der einen Seite übte noch die Kaiſerin-Wittwe, Amalia, ihr mütterliches Anſehen; fromm, betſüchtig, den Mönchen hold, und ihrem Stammhauſe Oeſterreich ergeben. Von der andern Seite ſtand mit ſtiller Wirk-ſamkeit die Freundin des preuſſiſchen Friedrich, Maria Anna, die geiſtvolle Gemalin des Herzogs Klemens. Sie athmete nur für die baieriſche Unabhängigkeit. Die Edelſten im Volke und am Hofe achteten ſie hoch. Zwiſchen beiden wandelte, mit eigenen Anſichten, im Schein frommer Anſpruchloſigkeit, der kurfürſtliche Beichtvater Daniel Stadler. Die Dankbarkeit und

Ehrfurcht Maximilian Joſephs gegen den ehemaligen Lehrer räumte dem gewandten Jünger Loyola's um ſo größern Einfluß ein, je weniger der geiſtliche Herr das Anſehen verlangte, in weltliche Dinge einzugreifen. Die Verſchmiztheit der Höflinge aber täuſchte er nicht. Selbſt die Geſandten auswärtiger Mächte ſuchten und fürchteten ihn. Sogar die junge Gemalin des Kurfürſten, welche ihn haßte, war nicht vermögend, ihn aus dem Vertrauen des Fürſten zu verdrängen. Herzogin Maria Anna, mit ihr Feldmarſchall Törring, welcher, für ein ſelbſtſtändiges Daſein Baierns, Herſtellung des Heerweſens forderte, und jeder Biedere ſcheute und mied den ſchlauen Frömmling. Andere, wie die Grafen von Preiſing und Seinsheim, welche um den Vorzug in den Geſchäften nebenbuhleriſch rangen, ſchloſſen ſich abwechſelnd an ihn.

Neben allen Umtrieben und Einflüſterungen, zwiſchen welchen die Entſchlüſſe des jungen Gebieters ſchwankten, fehlte es nicht an Männern von großer Kraft und Einſicht, deren Arbeitſamkeit dem Lande Heil brachte. So Franz Joſeph Freiherr von Unertl, Kanzler des geheimen Rathes, welcher ſchon ſeit Maximilian Emanuels Zeiten dem Staate klug und thätig gedient hatte; Maximilian Franz Joſeph Freiherr von Berchem, Geheimerrath, ein Mann von großen Gaben zur Staatsführung, aber beherrſcht von unmäßiger Begierde nach Gold und Wolluſt; Franz Andreas Freiherr von Praidlohn, ſchon unter Kaiſer Karl VII, als geheimer Kanzler, ein vielvermögender Mann; Johann Adam von Ickſtatt, welchen die Dankbarkeit ſeines erlauchten Zöglings in den freiherrlichen Stand erhoben hatte. Die Gelehrſamkeit dieſes Mannes wurde eben ſo ſehr bewundert, als ſeine feile Geſchmeidigkeit verachtet, mit welcher er der Fürſten, Päpſte und Bi-

ſchöfe Hoheit zum Nachtheil der Unterthanen vertheidigte und für Gnaden und Belohnungen ſeine beſſern Ueberzeugungen zum Opfer brachte. Ehrwürdiger, denn er, blieb Aloys Wigulens Freiherr von Kreitmayr, ſeiner Zeit einer der gründlichſten Rechtskundigen, ein Mann von ſtrengen Grundſätzen und ernſten Sitten.

3. Verbeſſerung der Rechtspflege in Baiern.

Durch dieſes Mannes Einſicht und Eifer geſchah es, daß das Volk von Baiern, zum Schirm des Eigenthums und Lebens, verbeſſerte Geſetze empfing an der Stelle der alten. Was im fünfzehnhundert zwanzigſten Jahr, unter den Söhnen des preiswürdigen Herzogs Albrecht IV, für das bürgerliche gerichtliche Verfahren geſtiftet, hundert Jahre nachher im verbeſſerten Landrecht gemehrt worden war, hatte ſeitdem der Zuwachs zahlloſer Verordnungen, Befehle, erläuternden Beſchlüſſe unförmlich ausgeſtaltet. Vieles erſchien nun dem Bedürfniß des Zeitalters zu weitläufig, vieles zu kärglich bedacht. Der Streit zwiſchen kirchlichem und weltlichem, römiſchem und deutſchem Recht hatte die Verwirrung vergrößert, und rechtsmörderiſcher Liſt gewandter Zungendreſcher mannigfache Spielräume und Schlupfwinkel eröffnet.

Kurfürſt Maximilian Joſeph verkürzte durch Aufſtellung einer neuen Gerichtsordnung den Weg derer, die vor Gerichten Recht ſuchten, und beſchränkte gewiſſenloſe Willkühr. Dazu wirkte beſonders auch die Wohlthat ſeines bürgerlichen Geſetzbuches. Durch Einfachheit, Licht und Volksthümlichkeit, iſt es lange ein löbliches Denkmal der Zeit und ſeiner Verfaſſer, wenn gleich nicht vom Roſt des Zeitalters frei geblieben. Verhältniß des Standes und der Geburt beſchränkte die

Freiheit der ehelichen Verbindung, Geſammtgut eines Geſchlechts die Erbfolge, Weidgang den Gebrauch des Landeigenthums; fremder Glaub' und fremde Kirche das Recht zu erben, zu vererben und Gläubige zu heirathen oder zu bevogten. Selbſt noch vom Erwerb der Leibeigenſchaft ſprach das Geſetz. Herber waren Geiſt und Buchſtabe des peinlichen über Verbrechen und Strafen. Die Natur der Vergehungen wie den Zweck der Beſtrafungen verkennend, erſchien es, mit Blut geſchrieben; ſchauerlich und ungerecht in ſeiner Anwendung. Ein Handel um geringes Gut, auch nur um den Werth von mehr denn fünfzig Gulden, konnte von untern Gerichten zu den höhern, bis zur höchſten Stelle, fortgeführt werden; nicht alſo, wenn es um Leib und Leben ging. Viel blieb der Willkühr des Richters heimgeſtellt; der Menſchlichkeit das Wenigſte. Das war die Wirkung angeerbter Ehrfurcht vor dem Spruch moſaiſcher, römiſcher und kirchlicher Geſetze, und des grauſamen Grundſatzes: daß Strafe des Verbrechens die Rache der menſchlichen Geſellſchaft am Verbrecher, und ihr letzter Zweck ſei, Andere zu ſchrecken.

Daher verdammte das Geſetz ſchon um dreimal wiederholten Diebſtahl eines Werthes von mehr denn dreißig Kreuzern, oder, wegen Entwendung von zwanzig Gulden, zum Strang; den Entweiher eines Heiligenbildes zum Tode durchs Schwerd; den Mißhandler des geweihten Abendmahlbrodes der Altäre zum Scheiterhaufen, gleichwie den, welcher der Hexerei oder eines Bündniſſes mit dem Teufel bezüchtigt ward. Wer tödtete, ward wieder getödtet; der vorſätzliche Selbſtmörder unter dem Galgen begraben; ſeinen Erben der dritte Theil der Hinterlaſſenſchaft genommen. Der wiederholten Unzucht folgte Landesverweiſung; der Unzucht mit gottgeweihten Perſonen, oder mit Juden, Türken

und andern Ungläubigen, Staupbeſen; dem dreimaligen Ehebruch Tod. Tod war auch über Abtreibung der Leibesfrucht und Kindesmord verhängt; als Kindesmord ſelbſt die heimliche Niederkunft einer Unvermälten mit einem lebloſen Kinde angeſehen. Aber frei aus ging der reiche Wollüſtling, welcher die Unſchuld betrogen hatte; und wenn eine Schwangere von Gemeinde und Haus verſtoßen ward, daß Mutter und Kind in Schmach und Elend unter freiem Himmel verdarben, ſchwiegen die Geſetze.

Von dieſer Zeit an ſind ſchier in keinem deutſchen Lande mehr Menſchen gehenkt, geköpft, gerädert und verbrannt worden, als in Baiern; ohne daß die Zahl der Verbrechen vermindert wurde. Maximilian Joseph unterzeichnete mit ſchmerzlichen Gefühlen die Menge der Todesurtheile, und lebte jedesmal einen traurigen Tag nach Handhabung der ſchrecklichſten ſeiner Fürſtenpflichten. Man ſah ihn finſter und ſchwermuthvoll, während das gemeine Volk, beim Läuten der Armenſünder-Glocke, zum Schauſpiel der Hinrichtungen wie zu Luſtbarkeiten hinausraunte, um das rothe Tuch vom Rathhauſe wehen, nach verleſener Urgicht den Stab brechen, und die gräßlichen Geſchäfte des Henkers zu ſehen.

Das Vorurtheil von ungleicher Geburt und natürlicher Verſchiedenheit der Stände, rohen Zeitaltern entſtammt, galt, wie im gemeinen Leben, auch im Geſetz noch. Der Kurfürſt, mit Bildung und Denkart des Bürgers und Landmanns wenig vertraut, folgte den Anſichten ſeiner Räthe, daß der gemeine Mann, ohne Ehrgefühl und Zartſinn, nur durch Schrecken in Zaum und Ordnung zu halten ſei. Man ſchonte daher der vornehmen Sünder, oder züchtigte ſie glimpflicher, als wäre die Schuld derer geringer, welche beſſere Er-

ziehung und Einſicht, aber nicht beſſere Sitten, denn der Pöbel, hatten. Wurden aber Miſſethäter von hoher Abkunft des Todes würdig gefunden, entzog man wenigſtens das Schauſpiel der geſetzlichen Rache dem Anblick der Volksmenge. Noch zeigt man heute die Stätte des Müllerthurms und Falkenthurms, in welchen hochadeliche Verbrecher, waren ſie in die „Verfällung“ verurtheilt, zum Fallbrett geführt worden ſein ſollen, wo ſie, hinabſtürzend zum mörderiſchen Abgrund, in den Armen der „ſtillen Jungfrau“ von zuſammenfahrenden Meſſern zerſchnitten ſtarben.

Auch die peinliche Frage mit Daumſtock, Aufziehen und Spitzruthen ward noch, als rechtliches Mittel, zur Erzwingung des Geſtändniſſes benutzt. Bei hartnäckigem Läugnen verſchärfte ſich die Folterqual durch den Bock. Da ſaß der Verdächtige halbnackt auf kurzen, geſpitzten Holznägeln eines Brettes; die Daumen auf dem Rücken mit Bindfaden ſcharf zuſammengeſchnürt, eben ſo die großen Zehen; und zwiſchen beiden bloßen Armen wurde ihm eine mit hölzernen Nägeln geſpickte Stange gezogen und gedreht, während der Leib unter Ruthenſtreichen blutete. Oder, was ſchmerzlicher denn Alles war, man legte ihm achtundvierzig Stunden anhaltend einen Leibgürtel mit einwärts gekehrten Eiſenſtacheln um. Doch blieb den kurfürſtlichen Beamten, ohne Erlaubniß der höhern Gerichtsſtelle, die Anwendung der Folter unterſagt; und immer bei Schwangern, oder ſchwächlichen oder blödſinnigen Leuten. Desgleichen ward die peinliche Frage adelichen und mit Würden bekleideten Perſonen nicht gegeben, obwohl dieſelben vermöge ihrer Klugheit ſchwerer, als Unwiſſende und Einfältige aus niedern Ständen, zum Geſtändniß zu bewegen waren. Rühmlich iſt, daß neben ſo vieler Grauſamkeit doch verbeſſerte Einrichtung der Gefäng-

niſſe befohlen ward, weil durch Irrthum zuweilen die Kerker auch wohl Wohnungen der Unſchuld werden konnten.

Die maximilianiſchen Geſetzbücher wurden auch in die obere Pfalz eingeführt, welche bisher nach eigenen Uebungen gerichtet war. Nur nahm man dabei ſchonende Rückſicht, wo des Landes und Volkes eigenthümliche Verhältniſſe Ausnahmen erheiſchten.

Alle dieſe Veränderungen, welche vorzeiten nie ohne Rath und Genehmigung der verſammelten Landſchaft bewerkſtelligt werden konnten, wurden, unbekümmert um ſie, vollbracht. Man hatte ſich ſchon gewöhnt, Befehle für Geſetze zu halten; darum achtete man Geſetze ſchweigend, als Befehle, die vom Fürſten kamen. Noch lagen in den Urkundenkammern die alten Freiheitsbriefe aus Tagen, da Pfaffen und Ritter, Städte und Märkte für ihr und des Landes Heil vor dem Stuhl des Herrn zu ſprechen gehabt hatten. Aber den beſtäubten Pergamenten fragte keiner nach. Der Geiſt ſtändiſcher Freiheit war durch den eigenen Buchſtaben, der ihn ſchirmen ſollte, gemordet worden. Man ließ nämlich einzelner Hofmarksherren, Klöſter und Städte herkömmliche Rechtſame unangetaſtet; das Uebrige dem Landesfürſten, der keine Einmiſchungen in den Umfang ſeiner Befugniß duldete. Alſo wurden auch die Verordneten der Landſchaft beim Entwurf der Geſetzbücher zwar befragt, doch nur wegen ihrer eigenthümlichen Rechtſame, und inwiefern dieſelben in die neue Geſtaltung der Gerichts- und Rechtsordnungen einzufügen waren.

Demnach wurde theilweiſe das Alte in das Neue übergetragen, oft zu beider Verderben. Diejenigen, welche bisher Halsgerichtsbarkeit üben konnten, behielten den Blutbann, und das gefährliche Vorrecht, zu

jeder Zeit Verdächtige auf die Folterbank ſchleppen und gefürchtete Peiniger ihrer Angehörigen werden zu können. Nur ſelten hörte man in Baiern vom Mißbrauch dieſer Gewalt. Um ſo williger ſchonte Maximilian Joſeph die ererbten Vorrechte. Er beſtätigte ohne Furcht peinliche Gerichtsbarkeiten, wo ſie zweifelhaft, oder ertheilte andere, wo ſie nie vorhanden geweſen. Alſo that er aus freier Gnade, wem er wohlwollte; ungebunden durch das Anſehen der Stände. Die Verordneten derſelben konnten ſich höchſtens an dem Hofe noch durch Sträuben einige Wichtigkeit geben, wenn allenfalls von Schmälerung ihrer Einkünfte Rede ging. Seit hundert Jahren und länger nicht mehr des baieriſchen Volkes Anwälde vor dem Thron, waren ſie allein Schutzredner ihrer Vortheile geworden. Wer aber nur für ſich und für nichts anders taugt, der taugt in Wahrheit zu nichts. So die gefreite Landſchaft in Baiern zu dieſer Zeit. Ihr Daſein pflanzte zwiſchen Bürgern deſſelben Landes und Unterthanen deſſelben Fürſten nur eine Ungleichheit fort, welche weder dem Schritt der Zeit und der Geiſtesbildung, noch dem Heil des Staates länger nothwendig war.

Wenn jedoch auch Verfaſſung und Geſetz Schooß- und Stiefkinder des Vaterlandes kannten: das Herz Maximilian Joſephs kannte den Unterſchied nicht. Der Geringſte ſeines Volkes war ihm theuer; und der Vornehmſte des Adels fand ihn niemals ſchwach. Ein Graf, der bei ihm viel galt, und deswegen ſchon etwas wagen zu dürfen glaubte, hatte einſt im Zorn einem niedrigen Beamten zwölf Stockſtreiche gegeben. „So zahle der Graf ihm Schmerzengeld, für jeden Streich tauſend Gulden!“ Der Graf gehorchte mit Schrecken.

4. Beſchaffenheit des Staatshaushaltes in dieſer Zeit.

Die Thaten eines kriegeriſchen Fürſten, der Waffen wechſelndes Glück, und das ſchauderhafte Gefolge der Siege oder Niederlagen entflammen und ergötzen die Einbildungskraft. Aber das ſtille Sinnen und Wirken des Hausvaters auf dem Throne iſt für die nachkommende Welt lehrreicher, gleichwie der Zeitgenoſſenſchaft ſegenbringender. Darum will ich die Sorgen Maximilian Joſephs für ſein Volk mit größerer Liebe, denn Kriegeswerke ſeiner Vorfahren erzählen. Es iſt Zeit, daß die Welt den Wahn verlaſſe, als ſei auf dem Blutfelde das Hinſchlachten der Völker ruhmreicher, denn ihr Beglücken.

Baiern trug nach dem Tode des letzten Fürſten eine Schuldenlaſt von ohngefähr vierzig Millionen Gulden. Der viel geſchwächte Staat konnte ſich nicht unter ſo ſchwerer Bürde aufrichten. Schon Kaiſer Karl VII hatte ſie zu erleichtern verſucht und ein Schuldenabledigungswerk geſtiftet; das Unheil des Krieges aber Alles wieder zerſtört. Von den Oeſterreichern waren die dazu geweihten Einkünfte hinweggenommen, und vom Kaiſer hinwieder in den Nothtagen die frühern Schulden mit neuen vermehrt worden.

Nun hörte Maximilian den Rath ſeiner Erfahrenſten. Er trat mit den Verordneten der Landſchaft zuſammen, ſetzte aus Gliedern derſelben und ſeinen eigenen Räthen einen Ausſchuß nieder, das verwickelte Geſchäft zu ſchlichten; die nothwendigen Einnahmen zur Entrichtung der Zinſen, oder zur Abtragung der Hauptſummen auszumitteln; deren Verwaltung zu veranſtalten; die Zahlungsfriſten feſtzuſtellen und die Laſten durch gütliche Abbruchshandlungen zu erleichtern. Das geſammte Schuldenwerk wurde in ein altes und neues

getheilt; zu jenem Alles gerechnet, was Baiern, ſeit dem Jahre tauſend fünfhundert dreiundvierzig bis zur Stiftung von Karls VII Schuldenabledigungswerk, an aufgenommenen Geldern zu zahlen verpflichtet war; zu dieſem, was ſeitdem als neue Schuld verzinſet werden mußte. Jenes ward fortan von der Landſchaft zu Baiern allein, dieſes von kurfürſtlichen und landſchaftlichen Angeordneten gemeinſchaftlich geführt. Schulden aber, welche erſt ſeit Beginn von Maximilian Joſephs Staatsführung entſtanden waren, fielen ausſchließlich der Hofkammer zu. Von da an wurden den Gläubigern die Zinſen regelmäßig entrichtet, aber oft willkührlich erniedrigt und von fünf auf vier, ſogar auf drittehalb vom Hundert der Hauptſumme herabgeſetzt. Durch ſolche Gewaltthätigkeit verſtieß man das öffentliche Zutrauen, um welches geworben ward. Kein Staat kann Eigenthümer betrügen, ohne ſich ſelbſt.

Es wurden die gewohnten Abgaben mit Strenge und Ordnung erhoben; von Zeit zu Zeit durch neue vermehrt, um zwiſchen den öffentlichen Einkünften und Ausgaben das verlorne Gleichgewicht herzuſtellen. Man nahm alljährlich drei- und vierfache Steuern, deren Ertrag in den verſchiedenen Gegenden des Landes aber eben ſo ungleich, als der Maasſtab war, nach welchem ſie erhoben wurden. Aehnliches Mißverhältniß waltete in den Anlagen der Stände, aus alter Zeit beibehalten. Der Ritterſtand zahlte nur ein Zehntheil des Ganzen, inzwiſchen der geiſtliche fünf, und Städte und Märkte vier Zehntheile entrichten mußten. Auch die Beſteuerung der Höfe, genannt Hofanlage, war in gegenwärtigen Zeiten ſchon eine bleibende Quelle öffentlicher Einkünfte. Vor hundert Jahren wurde ſie nur in Tagen des Drangſals zu auſſerordentlichen Hilfen geſtattet. Und wie ſie damals im Sturm der Umſtände geſchaffen

worden, verblieb ſie in urſprünglicher Unvollkommenheit, ohne Rückſicht, ob ein Hof vierzig, oder mehr denn hundert Juchart Feldes umfange.

Dieſe und andere ungleichmäßige Vertheilungen der öffentlichen Laſten mußten, nebſt den wachſenden Bedürfniſſen des Staates, eine Grundverbeſſerung der Steuereinrichtungen in's Gefühl rufen. Der Kurfürſt anerkannte ihre Nothwendigkeit. Aber niemand wagte ſich in den großen Irrgarten wider den Minotaur des Herkommens. Schon der bloße Anblick von der Menge unausweichbarer Vorarbeiten, und des Aufwandes von Jahren konnte den Muthigſten zurückſchrecken; um ſo mehr, weil die vom Alterthum in die Verfaſſungen gepflanzte Rechtsungleichheit der Stände und Bürger zuletzt eine billigere Laſtenvertheilung unmöglich oder durch Erſchütterung von den Grundveſten des Staatsgebäus gefährlich machte. Im gerechten Ebenmaas aller Theile der Verwaltung beruht zwar feſter Gang, Haltung und Schönheit des gemeinen Weſens. Aber Staaten ſind wie Menſchen; ſie geſtalten ſich langſam aus.

Darum, weil leichter iſt, gewohnte Mängel zu ertragen, als zu verbannen, ward die bisherige Unvollkommenheit der öffentlichen Haushaltung unverrückt beibehalten. Neben den erſten Auflagen, aus den älteſten Zeiten des Herzogthums Baiern, den Mai-, Herbſt-, Vogtei- und andern Steuern, dem Umgelde, den Gerichts- und Strafgefällen, Mauthen und Zöllen, Braugefällen, Bierpfennigen und andern mehr, wurde eine lange Reihe ſpäter eingeführter Abgaben, unter mancherlei Namen, gefordert. Dazu floſſen alljährlich die Geldbewilligungen der Landſchaft. Und waren alle aus dieſen Quellen hervorgehende Geldſummen zur Beſtreitung des öffentlichen Bedarfs ungenü-

gend, erfand man ohne Mühe neue dazu. So die Anlagen auf Tanzbewilligungen, Roß- und Schinderhaare, Kalender-Stempel, Mühlbeuteltuch und andere Dinge. Als einen Beitrag der Inländer zum Weggeld brachte man, unter dem Namen der Mähnatanlage, eine Abgabe von jedem Mähnſtück oder Zugvieh auf. Unter dem Vorwand, das kleine Kriegsheer in Friedenszeiten, ſtatt durch gezwungene Aushebung der jungen Mannſchaft, durch freiwillige Werbung ergänzen zu wollen, wurden Werbungsgelder, „Rekrutenanlage“ geheißen, ausgeſchrieben. Auch die Geiſtlichkeit mußte von den Gütern der Kirche Hilfe leiſten. Die Schatzung derſelben wurde von Zeit zu Zeit vermittelſt päpſtlicher Bullen aufgeſtellt oder genehmigt.

Auſſer allen dieſen Beſteuerungen nahm man, wie billig, die Ausbeute der Berge, Salzwerke und Forſten in Anſpruch, und trachtete, den Ertrag derſelben zum Vortheil der öffentlichen Einkünfte zu mehren. Die Eiſenſteingruben von Bergen, Gerichts Marquartſtein, und zu Fiſchbachau im Gericht Aibling, das Bleibergwerk zu Rauſchenberg bei Traunſtein, und die Vitriolgruben von Bodenmais im Gericht Viechtach wurden, wie die Werke der obern Pfalz am Erzberg zu Amberg, zu Bodenwöhr und Gottesgab am Fichtelgebirg, mit neuer Kraft angebaut; andern verborgenen Schätzen der Erde ämſig nachgeſchürft. Maximilian Joſeph verlieh den Bergleuten Befreiung vom Kriegsdienſt, eigenes Gericht, nebſt weitern Vorzügen und Rechtſamen, und machte die oberſte Bergwerksbehörde unmittelbar von ſich allein abhängig. Um dieſen Verwaltungszweig erwarb ſich damals Graf Siegmund von Haimhauſen viel Verdienſt. Dieſer ſinnvolle, gernthätige Mann, welcher auf Reiſen und aus Schriften und in ſeinen eigenen böhmiſchen Berg-

werken nicht gemeine Kenntniß vom innern Bau der Erde und der Gewinnungsart unterirdiſchen Reichthums geſammelt hatte, ward Schöpfer vieler nutzbringenden Einrichtungen. Die Steinkohlen von Tölz und Miesbach verſuchte man zum Brennen der Ziegel. Eine bei Paſſau gefundene kieſelthonartige Erde gab zu Nymfenburg, wo der Kurfürſt den Bau der ſchönen Anlagen vollendete, neuen Werkſtätten das Daſein, deren Ruhm ſich bald über Deutſchland ausbreitete. Denn die aus jenem Thon verfertigten Porzellangeſchirre ſtanden an Güte, Lieblichkeit der Formen, und Pracht und Zartheit der Farben und Bilder, wenigen von den berühmteſten des Auslandes nach.

Die ewigen Salzquellen Reichenhalls beſchäftigten immerdar bei dreitauſeud arbeitſame Menſchen, und mehrten jährlich das Einkommen des Staats um einige Tonnen Goldes. Nicht minder die Gefälle vom Halleiner Salz, deſſen alljährlich das ſalzburgiſche Erzſtift, laut beſtehenden Verträgen, eine große Menge an Baiern abzuliefern hatte. Weit hinaus, bis in's rheiniſche Deutſchland und in die Alpenthäler der Schweiz gingen die Erzeugniſſe von Sudwerken Traunſteins und Reichenhalls. — Zur Unterhaltung ſo mannigfaltiger Gewerke, wurde die ſorglichere Pflege der Forſten nicht vergeſſen, und allgemeine Aufzeichnung der Waldungen des Landes und ihres Beſtandes angeordnet. Wie ausgedehnt aber auch die Wälder von Baiern waren, warfen ſie doch nur geringen Nutzen in den Staatsſchatz. Mehr als die volle Hälfte ihres Ertrages verſchlang üble Verwaltung, oder Eigennutz untreuer Beamten.

Maximilian Joſeph, von Jahr zu Jahr neuen Entwürfen hingegeben, ſein Vermögen und den Wohlſtand des Volkes blühender zu machen, ſah ſich

dennoch immer gleich fern vom Ziel aller Beſtrebungen. Es ſchmolz die Schuldenmenge kaum bemerkbar ab. Die Vervielfältigung der Einkünfte frommte nichts. Gewöhnlich erblickte man ſie am Schluſſe des Jahres wieder von unberechneten Ausgaben verſchlungen. Das entſprang aus der verworrenen Einrichtung des Haushaltes, den niemand mit Klarheit durchſah; aus dem Fehler vielfach getrennter Verwaltungen, und aus dem Uebermaas angeſtellter Beamter. Dieſe, um ſich zu bereichern, drängten dazu noch oft dem Unterthan das Sechsfache mehr ab, als die Steuer betrug. Zudem war die Erhebungsart der Einkünfte nicht ſelten weit drückender, als die Abgabe ſelbſt. So wurde das Volk auf mancherlei Weiſe gequält; ungleich gehalten; im Gewerbsfleiß gehemmt; theilweiſe durch unbillige Gunſt bereichert; und bei dem Aufwand der Kraft dennoch der Staatsſchatz nicht gefüllt.

Denn obwohl das durch alle jene Anſtrengungen erſchwungene Einnehmen des Staats von Auflagen und Steuern, beſondern Einkünften und nutzbaren Rechten, oder aus dem Ertrag der liegenden Güter, gewöhnlich vier bis fünf Millionen Gulden betrug; ward es dennoch von den gewöhnlichen Ausgaben für Hofſtaat, bürgerliche Verwaltung, Kriegsweſen, ſo wie für Zinſen, und Friſtenzahlung alter Schulden faſt alle Jahre weit überſchritten. Daher mußte, zumal wenn auſſerordentliche Bedürfniſſe eintraten, auch zu auſſerordentlichen Mitteln, neuen Auflagen oder Geldanleihen und Güterverkäufen Zuflucht genommen werden. Das geſchah nur allzuhäufig mit gewiſſenloſem Leichtſinn, zum Verderben des Landes und der guten Sitten. Freiherr von Berchem, welcher lange Zeit den Gang der Staatswirthſchaft leitete, blieb dabei nicht ohne Vorwurf, mehr ſeinen, als des Volkes und des Fürſten

Vortheil bedacht zu haben. Dieſer Großbeamte von Baiern, eben ſo ſehr knickerndem Geize, als verſchwenderiſcher Völlerei und Wolluſt ergeben, würde ſich ſchwerlich in der Gnade eines tugendhaften Gebieters behauptet haben, wären ſeine übrigen Eigenſchaften nicht von vorzüglicher Art, oder wären Maximilians Zutrauen und Güte ſcharfblickender geweſen. Berchem, im Gewirr ſeiner Geſchäfte allein daheim, gewandt jeden Knoten zu löſen, immer ſinnreich, ſeinen Fürſten zu beruhigen, immer willfährig, deſſen Bedürfniſſe zu ſtillen, immer fertig den Verlegenheiten des Hofes abzuhelfen, machte ſich durch ſeine Kunſt zum unentbehrlichen Mann. Welcher Mittel er ſich auch bedienen mochte: er wußte das Schlechteſte zu beſchönigen. Wittwengehalte der Beamten zu ſparen, gab er den Wittwen ſelbſt, oder deren Töchtern die Aemter, oder doch Anwartſchaften. Die Unfugen des Lottoſpieles wurden, zum Vortheil des Hofes, vermehrt. Man führte zu dem ſchon vorhandenen ein neues ein. Unter wirklichem oder geheucheltem Vorwande, es ſei zu Gunſten der Armen, ward allen Amtleuten befohlen, die Geiſtlichen und übrigen Unterthanen zu reichen und freiwilligen Einlagen zu ermuntern. Nachdem endlich dieſes Mittel ſeine Wirkung verloren hatte, mußte das Lotto von Genua empfohlen werden, weil es für die Spielenden das leichtfaßlichſte von allen italieniſchen ſei. Anfangs war daſſelbe einem Welſchen verpachtet, und jedem Baiern verboten, ſein Geld in ausländiſchen Glücksanſtalten zu verlottern; nach zwölf Jahren übernahm es der Kurfürſt auf eigene Rechnung. Schon war die Sucht nach leichtem Gewinn ſo gemein im Lande geworden, daß auch der Aermſte ſein Scherflein zum Glückshafen trug, oder auf Karte und Würfel wagte. Manche Haushaltung verdarb in der Spielwuth; man-

cher Geblendete ward zuletzt zum Verbrecher. Es war daher ebenſo thöricht, als fruchtlos, durch Verbote kleinerer Zufallsſpiele im geſelligen Leben, und durch Strafgeſetze die Ausſchweifungen einer Leidenſchaft zu tilgen, die man durch verwerfliche Reizmittel hervorgerufen hatte, und nährte, wo es Vortheil des Hofes ſein konnte.

5. Beförderung des Handels, Gewerbes und Landbaues. Armenpflege.

Wohl ſegensreicher wären die Mühen geweſen, welche der Pflege des Handels, des Landbaues und nützlicher Handthierungen geweiht wurden. Allein auch hier entſprach nicht jederzeit der Erfolg den wohlgemeinten Abſichten. Oft vereitelten ſich die löblichſten Unternehmungen ſchon durch den Widerſpruch der Maasregeln, welche von verſchiedenen Behörden, die kein gemeinſamer Geiſt verband, ergriffen wurden; oft durch die raſche Gewalt der Mittel; oder durch ungeduldiges Verlangen nach Aernten einer kaum geſtreuten Saat. Wenn zum Beiſpiel von der einen Seite die Landſtraßen mit ſtrenger Aufmerkſamkeit unterhalten wurden, um den Verkehr zu begünſtigen, verminderten auf der andern Seite wechſelnde Ausfuhr- und Einfuhrverbote das Leben auf denſelben; oder es erſchienen Verordnungen in Zoll- und Mauthſachen, welche den Waarenverſendungen durch Beſchauung, durch ewige Gebührenentrichtungen und kleinliche Plagereien und Vorſchriften, beſchwerlich fielen.

Es war damals unter den deutſchen Fürſten das Beginnen eines rühmlichen Wettſtreits für den Anbau ihrer Staaten, für Vermehrung der Betriebſamkeit und des Kunſtfleißes reger, denn je. König Friedrich II von Preuſſen, durch Liebe der Wiſſenſchaften und im

Umgang mit trefflichen Geiſtern über die Vorurtheile des Zeitalters gehoben, machte zu jener Zeit mit Entfaltung ſeiner großen Entwürfe den Anfang, durch welche er bald Gegenſtand der Eiferſucht oder bewundernder Nachahmung wurde. Aber noch waren die wenigſten Höfe mit den Grundſätzen richtiger Staatswirthſchaft vertraut. Sie behandelten die Emporbringung ihrer Länder wie bloßes Kunſtwerk; die Unterthanen wie Unmündige und Eigene, deren ganzer Werth gedanken- und willenloſer Gehorſam ſei. Vom Hofe aus, glaubten ſie, müſſe Begriff, Bewegung und Leitung gehen; die unterthänige Menge aber, als ſtummes Werkzeug, zur Vollbringung des Werkes wirken, wie auf dem Schlachtfeld die gegliederte Heerſchaar zum Siege, im Sinne des Feldherrn. Das Beiſpiel Frankreichs, noch mehr Großbritanniens und der Niederlande und aller Reiche, die je durch Gewerbſamkeit blühend geworden, ſtand da; aber der geheime Quell ihres wachſenden Reichthums verkannt, nämlich Freilaſſung der Volkskraft in dem, worin ſich das Volk am beſten ſelber helfen kann.

In dieſer Verblendung wandelten auch die Räthe Maximilian Joſephs. Sie banden, regelten, ſpornten Alles kunſtmäßig und trieben den Menſchen in ſcharfbegrenzten Bahnen zum Ziele. Es wurde ein Handelsrath, es wurde ein Wechſelgericht mit Wechſelordnungen aufgeſtellt. Man rief vermögliche Bürger auf, Großgewerbe aller Gattung anzulegen; unterſtützte kräftig die ſchon beſtehenden oder neu geſtifteten Werkſchaften, und begünſtigte den Abſatz inländiſcher Waaren gegen die Nebenbuhlerei der ausländiſchen. Der Kurfürſt ging ſelbſt mit ermunterndem Beiſpiele voran. Er gab zur Anlage großer Lederbereitungen beträchtliche Vorſchüſſe. Nöthige Wollenzeuge im Lande zu ver-

fertigen, erſchienen Befehle, Anweiſungen für beſſere Schafſucht, und Ermahnungen zur Wollenſpinnerei. Den eiteln Ermahnungen folgten warnende Drohungen; endlich Gebote: Unbemittelte, Erwachſene wie Kinder, mit Zwang zur Spinnerei anzuhalten, und fahrläſſige Ortsvorſteher, wie träge Haushaltungen, heimlich durch vertraute Leute belauſchen und anzeigen zu laſſen, um die Ungehorſamen zum Schrecken Anderer züchtigen zu laſſen. Müßiggang ward in die Reihe bürgerlicher Verbrechen, und ſeine ſtufenweiſe Beſtrafung geſetzlich aufgeſtellt; auch die Menge der Feiertage beſchränkt. Vorzeiten war der Menſch nur für ſein Thun verantwortlich geweſen; aber jetzt auch für ſein Nichtsthun. Das ganze Land ſollte ſich in eine große Zwangarbeitsanſtalt verwandeln. Darin taugten am wenigſten fremde Bettler. Sie wurden mit unbarmherzigem Eifer verfolgt; abgedankte Soldaten, fahrende Schüler, Jäger, Pilger, Klausner, verſtellte Pfaffen, Bärentreiber oder ſogenannte aſiatiſche Prinzen, und Landſtreicher anderer Namen, in Zuchthäuſer geſchleppt, gebrandmarkt oder mit Peitſchenhieben über die Grenzen gejagt.

Weder dieſe Strenge, noch jene lockenden Aufmunterungen, oder aller Aufwand zur Schöpfung eines mannigfaltigen Gewerbes und Verkehrs, riefen den Geiſt der Betriebſamkeit und des Handels herbei. Er flieht die Feſſel; folgt ungezwungen nur dem Freien. Einzelnes grünte, gleich Treibhauspflanze, verheißungsvoll; und welkte nach kurzem, kränklichem Daſein wieder unter der Hand der Getäuſchten hin. Es ſind von damals verſchwendeten Summen und Sorgen wenige Spuren zurückgeblieben. Die Waaren der Fremde, welche man entbehrlich zu machen hoffte, blieben dennoch Bedürfniß, und des Geldes ungemeſſene Menge

ſtrömte dafür aus. Vergebens wähnte der Hof es durch eine Reihe Sparſamkeit gebietender Verordnungen zurückzubannen. Es wurden die alten Geſetze gegen den Prachtaufwand neu aufgefriſcht; neue hinzugethan; gemeinen Bürgern in Städten und Märkten unterſagt, feine Wollenwaaren, Seidenzeuge und Spitzen, auch ſilberne und goldene Borten zu tragen; ihnen und den Landleuten einheimiſcher Stoff zur Bekleidung empfohlen; ſogar den vielverzehrenden Bettelmönchen das Almoſenſammeln beſchränkt; und den Genieſſern von Jahrgeldern und Gnadengehalten nicht geſtattet, ſie auſſer Landes zu verbrauchen. Geſammte Verfügungen hatten auf den Stand des baieriſchen Handelsverkehrs mit dem Auslande keinen, oder nur geringen Einfluß.

Nicht die Erzeugniſſe eigenen Kunſtfleißes, oder Entbehrung des fremden, ſondern Getreid und Salz, Holz, Eiſen und Viehzucht, brachten nach wie vor, dem Lande jährlich über eine Million Gulden Gewinn aus der Fremde, über alle Bedürfniſſe hinaus, welche man von ihr bezog. Der Kurfürſt, durch ein geſundes Gefühl deſſen geleitet, was ſein ſollte, verkannte dieſen wahren und unzerſtörbaren Reichthum ſeiner Staaten nicht. Während er die Gewerbigkeit der Städte und Märkte zu beleben verſuchte, verlor er die Verbeſſerung des Feldbau's und der Heerden keineswegs aus dem Blick. Er überſah die weitläufigen Strecken Bodens nicht, welche ſeit Jahrhunderten kein Pflug und Grabſcheit aufgebrochen hatte; nicht die endloſen, öden Moore, welche noch die Hand des Fleißes erwarteten, um, trocken gelegt, als Wieſen und Fruchtfelder zu prangen. Noch war mitten in Baiern aus den Wildniſſen ein Fürſtenthum zu erobern; ſogar der Ertrag des gebauten Landes um ein Drittheil zu vergrößern.

Lebendiger, denn ſeine Diener, fühlt' er, daß die geiſtige Kraft des Volkes immer die beſſere Hälfte des Reichthums im Staate ſei, und daß man ihr freien Spielraum gewähren müſſe, wo ſie dem öffentlichen Wohl nicht ſchaden könne.

Die Vollſtreckung ſeines Willens aber mußte die Aufgabe ſeiner Diener bleiben, weil ihm zur Erfindung, Auswahl und Prüfung der Mittel, entweder Mangel der Erfahrung, oder Mißtrauen in eigene Kraft, den Weg erſchwerten. Von ihm ermuntert, ſchritten ſie willig ans Werk; allein zuweilen eifriger, als umſichtig. Er ſelber brachte ſie mehrmals wieder in das verlorne Geleis des Rechten zurück, welches ſich ſeinem natürlichen Verſtand und zarten Sinn für Volksglück nie verdunkelte. Als ſie ihm eines Tages wegen Beſchränkung des Weidgangs ſtrenge Verordnungen zur Unterſchrift vorlegten, ſprach er unwillig: „Wer von euch möchte denn baieriſcher Bauer ſein, ihr Herren? Gönnet doch jedem Hausvater freie Hand in ſeinem Hauſe, nur daß er der Gemeinde ſchone; und gönnet der Gemeinde freie Hand, ihre Sache zu haben, nur daß ſie des Landes ſchone, gleichwie ich mein Recht habe in Baiern, wenn ich nur der Nachbarn und des Reiches ſchone!“

Solches Sinnes voll ſtiftete er auch verbeſſerte Einrichtung der Gemeindeverfaſſungen, um darin hundertjährige Mißbräuche zu vertilgen. Es hatten ſich vieler Orten die Vorſteher lebenslänglich in ihren Stellen befeſtigt, ohne der Mitbürger Vertrauen. Da ſpielten ſie die Rollen kleiner Gewaltsherrn; ſchalteten zu eigenem Vortheil mit dem anvertrauten Gut, und gaben Keinem Rechenſchaft, als den Amtsgenoſſen, die häufig mit ihnen einerlei Schuld trugen.

Das Haus macht den Menſchen zu dem, was er für die Geſellſchaft, und die Gemeinde den Bürger zu

dem, was er für den Staat wird. Und wie häusliches Glück oft anderwärtige Uebel des Lebens erträglicher macht, kann ein wohlgeſtelltes Gemeindeweſen, worin der Bürger, unter treuer Obhut, frei athmen darf, mit den allgemeinen Mängeln des Staats, ſelbſt mit einer Knechtſchaft verſöhnen, die Alle drückt. Maximilian Joſeph befahl jährliches Erneuern und Wählen der Vorgeſetzten, und der Verwalter des gemeinen Gutes; ſo wie bei Niederlegung eines Amtes Rechenſchaft von deſſen Führung. Der Wechſel der Ehrenſtellen weckt den Ehrgeiz der einen, die Wachſamkeit der andern, und nährt unter allen Bürgern das erhebende Gefühl der Gleichheit, welches, weil es aus dem Innerſten des menſchlichen Weſens hervorgeht, das reizendſte und ſtärkſte iſt. Zur Leitung des Haushalts und der Ordnung einer Gemeinde ſind, neben Kenntniſſen der Oertlichkeit und ihres Bedarfs, ſchlichter Mutterwitz und redliche Entſchloſſenheit genügend. Glänzende Geiſtesgaben und Einſichten in einem zu kleinen Spielraum werden oft nur gefährliche Güter. Der Stadt- oder Marktſchreiber allein mußte in Rechten ein wohlerfahrner, und vor höhern Behörden erprüfter Mann ſein.

Auch die weitläufigen, öden Felder vieler Gegenden des Landes fruchtbar zu machen, wurden mancherlei Verſuche gethan. Der Kurfürſt ſelbſt bot Belohnungen. Druckſchriften gemeinnütziger Männer vertheilten ſich, welche den Gewinnſt prieſen, den ein lange verwahrloſeter Grund ſeinem Anbauer bieten könne. Man lehrte Futterkräuter kennen, die ſich zur erſten Entwilderung des Bodens am vortheilhafteſten eignen. Weſſen Feld nach beſtimmten Friſten unangeblümt gefunden werden würde, ward bedräut, es als herrenloſe Sache an den Staat zu verlieren. Hinwieder auf angebauten Aeckern,

kraft alter verderblicher Rechtſame, Heerden auf die Weide zu ſchicken, wurde mit Nachdruck unterſagt; dagegen den Landwirthen die noch wenig bekannte Stallfütterung geheißen.

Wenn eine große Anzahl dieſer Anordnungen und Mittel allerdings an ſich ſelber Lob verdiente, und dennoch ohne Glück blieb, lag viele Schuld auch an der Unempfänglichkeit des Volks. Der Geiſt des gemeinen Mannes war, wie ſein Boden, kräftig; aber verwildert, rauh, in Vorurtheilen verſauert. Vom beſſern Unterricht entfernt, lebten Söhne und Töchter des Landmanns in gedankenloſen Gewohnheiten, und abergläubigen Sagen fort. Verachtet und mißhandelt von ſtolzen oder habgierigen Herren und Beamten, nur zu ſchweigender Dienſtbarkeit und Arbeit hingewieſen: ſtarb das Gefühl beſſern Werthes und der Ehre. Wenige konnten leſen oder ſchreiben. In großen Amtsgerichten ſah man zuweilen kaum eine einzige Schule, und den Lehrer derſelben ärmlich beſoldet, ohne Anſehen, aus den Hefen des Volks erkoren, unſittlicher, als die Jugend, welche er bilden ſollte. Pfarrer und Mönche, oft ſelber beſſerer Begriffe ungewohnt, ſcheuten wohl gar des Volkes Aufklärung, und hinderten das Emporgehen richtigerer Kenntniſſe. Sie gaben ihren Pfarrgenoſſen, zu einem werkſeligen Glauben, eine knechtiſche, unmännliche Sittenlehre. Ein Drittheil des Jahres ward in Feiertagen und gottesdienſtlichen Gebräuchen müßig verpraßt. Der reichere Bauer kannte kaum andere Genüſſe, als die er in grober Völlerei und geſchmackloſem Prunken entdeckte. Die größere Zahl der Dorfbewohner aber rang unaufhörlich mit Armuth und Schulden. An feilen Grundſtücken war Ueberfluß. Große Höfe ſtanden oft leer. Dennoch ſah man daneben tauſend und tauſend Menſchen darben. War auch der Preis

der liegenden Güter noch ſo mäßig: er ward durch Nebenumſtände für viele Arbeits- und Gewinnluſtige unerſchwinglich. Da lauerten beim Verkauf Gerichtsfrohnen, Schreiber und Amtleute, und forderten ihre Gebühren, Sporteln und Löhnungen. Dann fraß eine namenreiche Menge von Auflagen und Steuern, Zinſen und Frohnen den beſten Theil des Ertrages hinweg. Dies ſchreckte den Unternehmungsgeiſt der Unbemittelten zurück, und mehrte die ungeheure Zahl der Leerhäusler oder Taglöhner. Der Ausgang der letztern, wenn ſie nicht hatten, ihren Hunger oder andere Gelüſte zu ſtillen, war, daß ſie Dieberei in Feldern, Gärten und Hütten trieben, und Gefängniſſe und Galgen füllten.

Die Zahl der ländlichen Haushaltungen bildet in jedem Volke deſſen größern Theil, und iſt Grund und Stütze des Ganzen. Wo aber dieſe Mehrheit in Schmach, Dürftigkeit und Druck wohnt, kann ein Volk nicht reich, nicht frei, nicht hochachtbar gelten, wie herrlich auch ſein Thron, wie begütert ſein Adel, wie erleuchtet ſein Lehrſtand ſei. Maximilian Joſeph ſelber kannte Leiden und Bedürfniß von der großen Mehrzahl ſeiner getreuen Baiern nicht. Er empfing davon nur aus den Berichten ſeiner Umgebungen ein mildes Bild. Die alten Kalifen des Morgenlandes pflegten von Zeit zu Zeit verkleidet in die Mitte ihrer niedrigſten Unterthanen zu treten, um das zu erblicken, was ihnen auf dem Throne der Glanz deſſelben verbarg. Solche Sitte iſt den Fürſten des Abendlandes nie gemein geweſen; und deshalb ihnen oft, unter allen Staatsgeheimniſſen, ihr eigener Staat das größte geblieben.

Die Verſunkenheit der Volksmenge in Knechtsſinn, Armuth, Entſittlichung und Unwiſſenheit raubte den menſchenfreundlichen Weiſungen, wie den ſtrengſten

Befehlen des Kurfürſten, Kraft und Segen. In Städten und Märkten wurden die Gemeinweſen nicht beſſer; in Dörfern die Bewohner der Hütten nicht wohlhabender; Wüſteneien nicht blühender; Aecker nicht fruchtbarer. Umſonſt ließ man ſich zur ſchwachen Faſſungskraft des gemeinen Mannes herab, und kam ſeiner Unkunde auf jede Weiſe zu Hilfe; ſchrieb geſetzlich auch das kleinſte Einzelne vor; wie lange das Vieh auf der Weide, wie lange im Stall ſein müſſe; von welcher Größe und Geſtalt Ziegel, Steine und Holz zum Bauen ſein ſollen; oder befahl, Bienenkörbe zu halten, Maulbeerbäume zu pflanzen; oder verbot die Trift der Gänſe auf Viehweiden, weil ausfallende Federn dem Vieh ſchaden könnten; oder beſtimmte die Höhe des Lohns für Werkleute und Taglöhner. Im Schwarme der verſchiedenartigen Gebote erſtickten gegenſeitig die meiſten derſelben durch eigenes Uebermaas. Die beſſern gingen neben den ſchlechtern in Vergeſſenheit; und die zuviel wirken wollten, erreichten das Wenigſte.

Ein einziger geiſtvoller Mann, den ſein Vaterland verkannte, that zu derſelben Zeit jenſeits der Pyrenäen mit geringern Mitteln größere Wunder, als Maximilian Joſephs Großſtaatsbeamte insgeſammt, mit der ganzen Fülle ihrer Macht, verrichten konnten. Das war der Baier Joſeph Kaſpar Thürriegel von Goſſersdorf im Landgericht Mitterfels. Er machte die unwirthbaren Thäler und Höhen der ſpaniſchen Sierra Morena, unter Leitung der Aranda's und Olavides, fruchtreich und bevölkert. Er, eines Halbbauern Sohn, der in ſeiner Heimath Schreibersdienſt gethan, dann ſich durch Glück und Muth beim franzöſiſchen Kriegsheer, nachher beim preuſſiſchen, zur Oberſtſtatthalter-Stelle geſchwungen hatte, war nach

Spanien gegangen, und vollzog daſelbſt des Olavides großen Entwurf, die andaluſiſche Wüſte zu beleben. Ueber die Pyrenäen zum Rhein eilend, rief er den deutſchen Landmann aus Armuth, Verachtung und Knechtſchaft zu freierm Daſein und Eigenthum in die ſpaniſche Einöde, die nur deutſcher Fleiß entwildern könne. Und Tauſende und abermals Tauſende folgten ſeiner Stimme, zumal aus Baiern. Hier ward vergeblich mit Galgenſtrafen und ausgebotenen Preiſen gegen den Leuteverführer geeifert, weil man im erſten Schrecken gänzliche Entvölkerung des Landes fürchtete. Thürriegel, wohlvertraut mit Druck, Verachtung und Noth des großen Haufens im Vaterlande, löſete ſeine Aufgabe glücklich. Mitten im ſpaniſchen Gebirge leben noch heut, auf Lakarolina's Höhen, Nachkömmlinge der Baiern unter einträglichen Pflanzungen.

Dies Ereigniß belehrte keinesweges die Führer des Staates von dem, was eigentlich noth ſei. Sie ſannen nur auf neue Geſetze. Geſetze aber verbreiten nur Wohlthat, wenn ſie, weniger dem Eigenſinn des Machthabers, als der Befriedigung öffentlichen Bedürfniſſes dienen. Ihre Vervielfältigung tödtet eben die Freiheit, welche zu ſchirmen ihr Zweck iſt. Alle Auswanderungsverbote machen das Land unerträglicher, dem ſie die Geſtalt des Kerkers geben. Wem ſeiner Heimath Boden und Himmel ein leichtes Daſein ſchenken, fordert es nicht von den Fernen.

Weil alſo den Räthen des Fürſten Muth oder Geſchicklichkeit mangelte, die Axt an des Uebels Wurzel zu legen, konnten weder Maximilian Joſephs Liebe zu ſeinem Volk, noch dreißig Jahre ſeiner friedlichen Staatsverwaltung, das Land ſchuldenfrei und blühend machen. Es war unter ſolchen Umſtänden als Glück zu ſchätzen, daß jene großen Naturplagen äuſſerſt ſelten

erſchienen, über deren häufige Wiederkehr das Alterthum geklagt hatte. Die großen Heuſchreckenſchwärme, welche im Jahr 1749 mit ihrem Fluge, wie ziehende Wetterwolken, die Sonne verfinſterten, ſtifteten nur geringes Unheil, wiewohl ſie, wo ſie ſich in Baiern ſetzten, hoch und dick über die Wieſen lagerten. Die furchtbaren Erſchütterungen der Erde, welche in den letzten Monden des Jahres 1755 vierzig Tage lang von Nordafrika über die ſüdlichen Reiche Europens, Liſſabon zerſtörend, bis Schwedens Küſten ergingen, wurden in Baiern nur ſchwach empfunden; deſto ſchwerer Mißwachs und Theurung im Anfang des ſiebenten Jahrzehends vom achtzehnten Jahrhundert.

Der kalte, regenvolle Sommer des ſiebenzehnhundert ſiebenzigſten Jahres hatte den Ertrag der Felder geſchwächt, oder ganz vernichtet. Die dürftigen Vorräthe von Lebensmitteln vor Ausgang des Winters ſchon verzehrt, ſah ſich das Volk im Frühling einer Hungersnoth preis gegeben. Weltliche und geiſtliche Kornwucherer, mit golddürſtiger Härte, und die Fürſten Deutſchlands, auch in Tagen der Noth ohne Einverſtändniß, mit verkehrten Maasregeln, vergrößerten das Uebel. Länder und Ländchen verhingen nämlich gegen einander Sperrung aller Nahrungsmittel; ſelbſt Staaten, welche ſich einander in ihren Erzeugniſſen unentbehrlich waren, wie Baiern und Salzburg. Noth zerriß endlich den Zaum der Geſetze. Raub und Diebſtahl wurden gemein; die Häuſer manches Wucherers geſtürmt; aus den Gärten die Gemüſe geriſſen, ehe ſie reif waren; verſcharrtes Aas aus den Gräbern hervorgewühlt, und Gras und Wurzeln von den Feldern geſucht.

Maximilian Joſeph ahnete kaum den Jammer ſeines Volkes, denn man verbarg ihm des Elendes

Größe. Fuhr er durch die Straßen von München und gewahrte das Drängen der Leute vor den Läden der Bäcker, beſchwichtigte man ſeine Verwunderung mit Berichten von unnöthiger Angſt und ungeſtümer Gier des Pöbels. Als er eines Tages aber aus der Meſſe vom Herzogsſpital heimfuhr, umringte ein Haufe bleicher, hungernder Menſchen ſeinen Wagen und ſchrie weinend mit emporgefaltenen Händen: „Hilfe, gnädigſter Herr, Hilfe! Denn wir ſind ohne Brod und ſterben Hungers.“ Er erſchrack und befragte das Volk, und vernahm mit Entſetzen den Zuſtand der Leute. Die mit ihm waren läugneten nicht länger. Da brach ihm das Herz. Er gab all ſein Geld den Armen, und rief mit Thränen: „Kinder, o meine Kinder, wie jammert ihr mich! Aber ihr ſollet Brod haben und nicht Hungers ſterben!“ Nun forſchte er, und vernahm von ſeinen Räthen, wie weit die Noth gediehen, wie die Menge ſeiner Kornſpeicher leer, ſein Staatsſchatz erſchöpft ſei. Er ließ über die Alpen, von Verona her, aus Italien Getreide kommen, in kurzer Zeit fünfzehntauſend Scheffel, und verwendete beinahe zwei Millionen Gulden, die Hungernden im Lande zu ſättigen. Trauriger noch, als im Herzogthum Baiern, war das Leiden der obern Pfalz. Denn ſie, obwohl minder getreidereich und ſtärker bevölkert, mußte noch vieles aus ihren Kornkammern an Baiern liefern, und hatte keinen Theil an der italieniſchen Frucht. Von Städten und Dörfern wanderten viele Leute aus.

Dieſe Tage haben kräftiger, denn alle Vorſchriften und Befehle, zur Mehrung und Beſſerung des Feldbaues gewirkt. Gärten und Aecker wurden fortan mit erhöhter Sorgfalt gepflegt; die Brachen vermindert; vormals wenig geachtete Küchengewächſe in Menge eingeführt; ſelbſt die Haufen der Armen verringert, welche

ſich verdoppeln zu müſſen gedroht hatten. Denn wer Kraft zur Arbeit beſaß, warb um ein Stücklein Bodens. Der Kranken und verwaiſeten Kindlein erbarmte ſich das Mitleid des Volks.

Schon ſeit langen Zeiten waren alle Gemeinden verpflichtet, für diejenigen ihrer Angehörigen zu ſorgen, welchen durch Alter oder Ungeſundheit das Vermögen zur Selbſthilfe entging. Mildthätig unterſtützten viele Klöſter. Die meiſten Städte und Marktflecken beſaßen eigene, wenn gleich nicht immer weiſe geordnete, oder wohlverwaltete Armen- und Krankenhäuſer. München vor allen war daran reich. Hier beſtand noch die uralte Stiftung des Heiligen-Geiſt-Spitals vom erlauchten Herzog Otto; das St. Joſephs-Spital, unter des erſten Maximilians Herrſchaft durch Barmherzigkeit frommer Bürger entſprungen, und manche andere wohlthuende Anſtalt. Neben denſelben hatte ſich, bald nach dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg, eine neue erhoben, die eben ſo preiswürdig durch ihre Beſtimmung, als durch die edle Art ihrer Gründung war.

Es lebte nämlich zu München ein Mann voll Vertrauens auf Gott und muthigen Erbarmens. Seinen Namen, Johannes Michael Poppel, verdient die Nachwelt zu hören. Er ſah mit Schmerz die Verlaſſenheit armer Waiſen, deren Väter im Krieg erſchlagen waren. Keiner trug Sorge für dieſelben; darum nahm er ſie an ſein Herz. Obwohl er ſelber dürftig, nur eines Faßbinders Sohn, ohne reiche oder mächtige Gönner war, und ſich kümmerlich, vom Unterricht in den Häuſern, nährte, faßte er doch ohne Furcht den frommen Entſchluß, Vater der vergeſſenen Kleinen zu werden. Er bettelte von Haus zu Haus Almoſen für ſie. In eigener Begeiſterung wußte er mit Wohlredenheit gute Herzen zu erwecken. Dann ging er hinaus

und ſammelte an einem Tage bei dreißig Knäblein und Mägdlein, die, ohne Vater und Mutter, ohne Obdach, halbnackt und hungrig umherirrten. Dieſe führte er erſt mit Gebet in den Tempel Maria's-zur-Hilf. Dann, nach ſolcher Weihung, in ſeine Kämmerlein. Hier, wenn auch ſelber darbend, kleidete, nährte und lehrte er ſie ſieben Jahre lang, mit harter Mühe. Und als nach dieſem endlich aus der Hand reicher Männer ihm größere Beiſteuer floß, kaufte er davon zu München in der Au, ohnfern der Kirche Mariahilf, ein Haus für ſeine Waiſen, und bauete es aus. Oft fand er ſich bei dem großen Unternehmen von allen Menſchen verlaſſen, nie aber von der Zuverſicht auf den Himmel. Darum gelang es. Wenn ihn auch die Hartherzigkeit von den Thüren der Großen forttrieb, kam er doch immer freundlich flehend für ſeine Kleinen wieder. Wenn man ihn verleumdete, ihn des veruntreuenden Eigennutzes beſchuldigte, ſchalt er mit keinem Worte wieder. Bald redete mit lauter Stimme das ſchöne Waiſenhaus zu St. Andreä für ſeine Redlichkeit. Es ſtieg, eine Zierde der Vaterſtadt, aus deren Almoſen geräumig empor; und es zeuget von ihm bis auf den heutigen Tag. So that Michael Poppel, der arme Mann, der mit fürſtlich-hohem Gemüth ein fürſtlich-hohes Werk vollführte.

Als nachmals den barmherzigen Brüdern von der Regel des heil. Johannes de Deo in Baiern Anſiedlung geſtattet wurde, haben ſie eine nicht minder gute That verrichtet. Beſtimmt, Helfer hilfloſer Kranken zu ſein, brachten ſie mit der Erlaubniß, dreimal im Jahre Almoſen zu ſammeln, genug ein, um Anfangs in zwei ſchlechten Häuſern ihrer Pflicht Genüge zu leiſten. Bald aber konnten ſie aus reichlichen Gaben zu München ein Kloſter bauen und Kirche. Dazu ſteuerten

freudig Arm und Reich. Es war ein ſegenvolles Thun. Nur zürnten die Väter Kapuziner und Franziskaner demſelben, weil es ihnen von den Spenden nahm, deren ſie ſich ſonſt gefreut hatten. Nach der barmherzigen Brüder Beiſpiel thaten auch die barmherzigen Schweſtern. Sie, von der Kaiſerin Wittwe, Maria Amalia, gen München berufen, empfingen in der Nähe von jenen Kloſter, Kirche und Säle, Pflegerinnen der Kranken weiblichen Geſchlechts zu werden.

6. Gewinn Baierns durch Zuwachs an Herrſchaften. Verträge mit dem Auslande. Theilnahme am ſiebenjährigen Kriege.

J. J. 1750 — 1770.

Maximilian Joſeph, als Menſch einer der mildthätigſten, war als Fürſt zu arm, dem Zuge ſeines Gemüthes zu folgen, und aller Noth im Lande zu wehren. Auch büßt' er in dieſer Zeit Großes von ſeinem Hausſchatz ein, als Feuersbrunſt des Schauſpielhauſes ſich über den anſtoßenden Flügel ſeines Palaſtes verbreitete. Da gingen viele fürſtliche Zimmer, Wohnungen und Koſtbarkeiten unter, Karl Albrechts prachtreicher Georgenſaal und das Ritterzimmer, aus deſſen Fenſtern der Blick längs der Iſar weit bis in die Fernen von Freiſing ſchweifte.

Bei den beſtehenden Mängeln der öffentlichen Einrichtungen mußte die Armuth der niedrigen Stände ſchon dadurch fortſchreitend werden, daß Söhne und Töchter dürftiger Haushaltungen leichtes Sinnes Ehen unter einander ſchloſſen, unbekümmert, wie ſie ſich ſelbſt oder ihre Kinder ernähren würden. Die Räthe des Kurfürſten, ungeneigt oder unfähig, den Quellen des Verderbens in der Tiefe nachzugehen, und ſie durch Verbeſſerung der Staatswirthſchaft und des Jugend-

unterrichts in ländlichen Schulen zu vernichten, hofften das Uebel ſtark genug zu hindern, wenn ſie die Vermälungen zwiſchen armen Perſonen erſchwerten. Man erlaubte demnach, gegen Entrichtung von Gebühren, nur denen die Heirath, welche ſich über die Mittel ihrer Ernährung ausweiſen konnten. Vermittelſt dieſer Erfindung ſchmeichelten ſich die Geſetzgeber, das wachſende Vermehren der Dürftigen und Bettler zu mäßigen, und den öffentlichen Schatz daneben durch neue Abgabe zu bereichern.

Iſt einmal eine Staatsführung aus den Geleiſen der ewigen Natur und des Rechts gewichen, wird jeder folgerechte Schritt nur die große Verirrung, und jedes nachbeſſernde Geſetz das Uebel erweitern, welches aus den Grundgebrechen der allgemeinen Einrichtung quillt. Man wollte den reichern Anbau des Landes. Dazu gehörte ſtärkere Bevölkerung. Man wollte die Bevölkerung; aber ſchwächte ſie mit aller Ausdehnung des Mönchthums, des Lehenweſens, des Zunftzwangs und der Beſteurungskünſte. Durch dieſe Mittel wurde alſo unausgeſetzt die Menge der Armen vergrößert, während man ſie zu vermindern begierig war. Es ſchien aber den Staatsführern leichter, die Gewalt des Naturtriebes, als die Fehler des öffentlichen Haushalts zu unterdrücken. Man verbot die Ehen; auſſereheliche Vermiſchungen konnte man nicht verhüten. Man nährte mit Geſetzen die Entſittlichung des Volkes; und ſtrafte ſie wieder durch Kerker, Schwerd, Rad und Galgen. So ſtieß man den Strom mit falſchen Wuhren im Zickzack von einem Ufer verwüſtend zum andern, weil man ihm nicht geradeſten Lauf geben wollte. Eine lange Reihe abwehrender und nachhelfender Verordnungen blieb ohne Gewinn. Vervielfältigung der Ge-

ſetze des Staates iſt das zuverläſſigſte Zeugniß ſeiner Kränklichkeit, welche der Arzneien bedarf.

Für den Mangel innern, mächtigern Aufblühens entſchädigte der Zuwachs äuſſerer Beſitzungen nur wenig, welche dem Hauſe Baiern in dieſer Zeit zu Theil ward. Durch Kauf von den Erben der Grafen Fürſtenberg ward auch das letzte Drittheil der Herrſchaft Wieſenſteig im ſchwäbiſchen Kreiſe erworben, davon Baiern ſchon ſeit mehr denn einem Jahrhundert zwei Drittheile beſaß. Gleichermaßen wurde vom Grafen von Vehlin die ſchwäbiſche Reichsherrſchaft Jlerdieſſen an Wittelsbach gebracht. Die Herrſchaften Werttling und Hohenreichingen fielen, nach dem Tode des Fürſten Wilhelm von Grünberg, als baieriſche Mannsritterlehen, dem Kurhauſe wieder zurück. Der langwierige Streit mit den Erbtöchtern des letzten Grafen von Wolfſtein um deſſen in achtundſiebenzig Eigenthumsſtücken beſtehende Aloden ward gütlich beendet; das Gut gewonnen. Früher ſchon hatte der Kurfürſt auch die Reichspflege von Donauwörth kaufweiſe an ſich genommen, welche der Stadtrath daſelbſt, ſowohl in Uebung einiger Rechtſame inner den Mauern der Stadt, als auſſer denſelben, über einen kleinen Bezirk, genoſſen hatte. Hinwieder wurde die Anwartſchaft auf die welſchen Fürſtenthümer Mirandola und Concordia verloren gegeben, die Baiern ſeit dem dreißigjährigen Kriege durch Kaiſer Ferdinand empfangen hatte. Dies geſchah zu Gunſten des Herzogs von Modena, durch Oeſterreichs Vermittelung, als Baiern zu Hannover mit den Seemächten Verträge einging, ihnen um Hilfsgelder Kriegsvolk zu geben.

So ſchmachvoll es auch ſein mochte, mit Blut und Leben treuer Unterthanen Handel zu treiben, war doch am Münchner Hofe die Geldnoth drückend; allen Für-

ſten jener Zeit der Grundſatz gemein, daß ihnen zuſtehe, unbeſchränkt über Unterthanen, als wahre Eigene, zu ſchalten, ſie zu vermiethen und zu verkaufen. Frühere Beiſpiele ſchienen in Baiern das Nachfolgen zu rechtfertigen. Großbritannien und die Niederlande, obgleich ſeit dem Aachner Friedensſchluſſe nicht mehr in Waffen gegen Frankreich, hatten dennoch gegen dieſe Krone die eiferſüchtige Spannung behalten. Darum ſtanden ſie jederzeit zu neuem Kampf fertig, und warben Beiſtand für den Fall der Noth auch in Baiern. Der Graf von Baſchi, Frankreichs Geſandter zu München, bot alle Künſte auf, die Entwürfe der Seemächte zu vereiteln; trug auf ein Freundſchaftsbündniß mit Baiern an, und verhieß reiche Hilfsgelder. Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz ſprach dafür; nicht minder Maria Anna, Herzogs Klemens Gemalin, welche, wie der Feldmarſchall von Törring, nicht aufgehört hatte, alle Bewegungen des Wiener Hofes mißtrauiſches Blickes zu beobachten. Aber England, wie die vereinigten Staaten, boten größere Summen. Oeſterreichs Geſandter in München, Freiherr von Widmann, bildete eine mächtige Partei, zu welcher von den vornehmſten Staatsdienern Baierns gehörten. So unterſchrieb der Graf von Haslang, Maximilian Joſephs Geſandter, zu Hannover, den Vertrag, kraft deſſen Baiern im Kriegsfall den Seemächten ſechstauſend Mann Hilfsvolk bereit zu halten gelobte, wogegen dieſe an Baiern jährlich vierzigtauſend Pfund Sterling zu entrichten ſchuldig würden. Es galt der Vertrag auf ſechs Jahre. Er ward nach ihrem Verfluß nicht wieder erneut.

Der Kurfürſt hatte ihn ungern beſtätigt, aus gerechten Beſorgniſſen, in feindſelige Verhältniſſe verwickelt zu werden. Er wollte, ſo lange er herrſchte,

Frieden. Darum glich er auch, ringsum, alle Zwiſtigkeiten mit den Nachbarn aus, wie mit Salzburg, ſo mit dem Bisthum Eichſtädt.

Wir wiſſen, wie in alten Zeiten, nach Abſterben der Grafen von Hirſchberg, deren hinterlaſſene Land' und Leute an Eichſtädt, die Grafenrechte aber und das Landgericht an die Herzoge von Baiern gekommen ſind. Es hatten, von jener Zeit an, eichſtädtiſche Unterthanen in peinlichen und bürgerlichen Händeln vor Baiern Recht zu nehmen, und die neuerwählten Biſchöfe perſönlich, vor der Landgerichtsſchranne, die Bekräftigung dieſer Freiheiten und Rechte zu ſuchen. Nach den Verwirrungen des dreißigjährigen Krieges aber waren die Biſchöfe nicht mehr in eigener Perſon zur Schranne gekommen; allmälig auch die Unterthanen ausgeblieben; Beſchwerden darüber von Baiern vor des Reichs Kammergericht erhoben, und dieſe in nachfolgenden Kriegen und Unruhen unentſchieden geblieben. Maximilian Joſeph, die Rechtſame ſeines Hauſes zu ehren, hatte neuerdings die Landſchranne für Eichſtädt ausſchreiben laſſen. Dies veranlaßte neue Unterſuchungen, welche ein gütlicher Vergleich endete, in deſſen Folge ſich Baiern der Gerichtsbarkeit über eichſtädtiſche Angehörige, gegen anderweitige Vortheile, begab.

Auch mit dem ſtammverwandten Hauſe zu Pfalz am Rheine vereinigte ſich Maximilian Joſeph in immer engerer Freundſchaft. Dazu wirkte mächtig die geiſtvolle Herzogin von Baiern, Maria Anna. Ihr Gemal, Herzog Klemens, Maximilian Joſephs nächſter Vetter, welcher des Kurfürſten Erbe geweſen ſein würde, war noch nicht geſtorben. Sie kannte und fürchtete Oeſterreichs Vergrößerungsſucht. Es lebten ſowohl Karl Theodor, Kurfürſt von der Pfalz, als auch Maximilian Joſeph, noch in kinderloſer Ehe. Sie befürchtete nun,

im Fall der Letzte ohne Sohn ſtürbe, mögliche Anſprüche des Wiener Hofes auf Baiern; um ſo mehr, ſeit Maria Thereſiens Sohn, der neuerwählte Kaiſer Joſeph II, Gemal von Maximilian Joſephs Schweſter geworden war. Wie leicht iſt es Uebermächtigen, ihre Begierden in Rechtstitel zu verwandeln! — Alſo wurde zwiſchen den Häuſern Baiern und Pfalz ein Vertrag ihrer wechſelſeitigen Erbfolge in angeſtammten Landen und Reichslehen auf die alten paviſchen Satzungen gegründet. Nach dem Recht der Erſtgeburt ſollte die Erbfolge, mit Ausſchluß der weiblichen Nachkommen, geſchehen, ſo lange männliche Sproſſen vorhanden wären; und Aloden-Anſpruch ſich nur auf bewegliches Vermögen erſtrecken. Fünf Jahre darauf, nach des Herzogs Klemens Tod, beſtätigten beide Kurfürſten den Erbfolgeverein noch einmal feierlich, mit Ausdehnung deſſelben auf alle bis in die neueſten Zeiten erworbenen Lehen und Lande. Auch fügten ſie bei: München, als der Söhne von Wittelsbach gemeinſamer älteſter Stammort, müſſe des einſtigen Landesnachfolgers gewöhnlicher Wohnſitz ſein, und in der Pfalzgrafſchaft bei Rhein immerdar die Zahl der oberſten Räthe und Amtleute aus Männern des alten Kirchenglaubens gewählt werden.

Alſo ſorgete Maximilian Joſeph, daß nach ſeinem künftigen Hinſcheiden jede Zertrümmerung Baierns verhütet werde; gleichwie er, ſo lang' er athmete, nur ſann, jedes Unglück vom Haupte ſeines Volkes abzuwenden. Immer vermocht' er dies nicht. Die Nachwehen des unglückſeligen Friedensſchluſſes von Fueſſen wirkten verderblich fort, indem ſie das Schickſal Baierns an die Schickſale Oeſterreichs geſchloſſen hatten.

Noch betrauerte die Kaiſerin Königin in der Burg zu Wien den Verluſt der ſchleſiſchen Fürſtenthümer.

Den heimlichen Wunſch, König Friedrich von Preuſſen, ihren Ueberwinder, gedemüthigt zu ſehn, bewahrte ſie bis ins Alter. Mit Eliſabeth, der Kaiſerin Rußlands, welche dieſen Fürſten perſönlich haßte, desgleichen mit Sachſen, deſſen erſten Großſtaatsbeamten, Brühl, der Alles vermochte, ſie beſtach, nicht minder mit Frankreich, wo ſie die königliche Beiſchläferin, Pompadour, durch ſchmeichelnden Briefwechſel feſſelte, ſchloß ſie zum Untergang Preuſſens heimliche Verbindung. Friedrich II aber, von den Entwürfen ſeiner Feinde belehrt, trat plötzlich mit ſtreitgeübten Schaaren in das Innere Sachſens und Böheims, ehe Rußland, ehe Sachſen und Oeſterreich noch die weitläufigen Rüſtungen vollendet hatten. Er ſchlug ſiegreich die Schlacht bei Prag, und ließ, um den Reichstag zu Regensburg auseinander zu ſprengen, von ſeinen Völkern die obere Pfalz durchſchwärmen. Sie brandſchatzten Mosbach, den Markt. Die Bürger von Nabburg wehrten ſich männlich gegen die Plünderer. Von größern Haufen ward Hirſchau bedroht. Als aber dem Oberſten der Preuſſen bedeutet ward, Baiern ſteh' in keinem Kriege mit Friedrich dem Könige, zogen die feindſeligen Haufen in Ordnung und Mannszucht zurück. Maximilian Joſeph ſandte den Oberſtwachtmeiſter, Janus Freiherrn von Montgelas, zum König nach Böheim, daß er der Lande Baiern ſchone.

Dies war aber bald vergeblich. Denn, das Reichsheer aufgeboten, mußte auch Baiern Zuzug ſenden; und noch ſechstauſend Mann zu den Fahnen Oeſterreichs. In den Blutfeldern bei Schweidnitz, Breslau, Liſſa, bei Troppau, Olmütz und andern Orten fochten die Baiern nicht ſelten ruhmhaft, nicht immer glücklich. Dagegen ward die obere Pfalz der Tummelplatz bald freundlicher, bald feindlicher Streitrotten. Der Kur-

fürſt ſtellte ihnen ſehr fruchtlos die Erklärung von ſeiner Unparteiſamkeit in dieſem Krieg entgegen; mit beſſerm Nachdruck ſein bei Amberg geſammeltes Beobachtungsheer. Das Schwerd will vom Schwerd gebändigt werden. Ward nun zwar das Fürſtenthum jenſeits der Donau vom Feinde verſchont, litt es dennoch nicht minder unter den Lagern und Zügen der befreundeten Heere, bis der Friede zu Hubertsburg Deutſchlands Ruhe nach ſieben ſchreckenreichen Jahren zurückführte.

7. Die Fortſchritte der Geiſtesbildung. Stiftung des kurfürſtlichen Gelehrten-Vereins.

Friedrich, Preuſſens König, war aus jenem Rieſenkampf zur Rettung ſeiner Kronen ſiegreich hervorgegangen. Die Welt ſtaunte das Wunder ſeiner Waffen gegen die Hälfte Europens an; mehr noch das größere, wie er ſein Reich, an Fruchtbarkeit und Umfang mäßig, vom Kriege zerrüttet und erſchöpft, in kurzer Zeit reichblühender machte, als es vorher geweſen. Die Zeitgenoſſen nannten ihn den Großen. Er war es, weil er es noch der Nachwelt iſt. Denn kühn und ſtark, wie auf dem Schlachtfeld, ſtand er im Reich der Geiſter; brachte dem Vorurtheile Krieg, der Wahrheit Muth und dem Gedanken Freiheit. Da hob von ihm in aller Wiſſenſchaft ein neues Leben an. Die Euler und Bernoulli, Baumgarten, Mosheim, Leſſing, Engel und viele andere Forſcher ſtanden auf, und trugen gegen die Finſterniß das Licht. Es ſangen Gellert, Kleiſt, Haller, Gleim und Klopſtock ihre ewigen Geſänge. Die Kraft und Tiefe deutſchen Sinnes offenbarte ſich, wie ein entfeſſelter Strom, im Wohllaut und Reichthum der lange verhöhnten Mutterſprache wunderbar. Der Briten, Welſchen und Franzoſen Schüler, ſtanden die Deutſchen den Meiſtern bald im

Meiſterthume gleich. Und aus dem Norden, wo Friedrich glänzte, verbreiteten ſich edlerer Geſchmack und Luſt der Forſchung zum Süden.

Baiern hatte nie Mangel an hellſinnigen Männern gehabt. Sie ſchwiegen bisher aber unter dem Zepter prieſterlicher Botmäßigkeit; oder widmeten nur, wie der verdienſtvolle Urkunden-Kämmerer Joſeph Anton Aettenkhover, ihren Fleiß unverfänglichen Forſchungen heimathlicher Geſchichten. Das geiſtliche Weſen des Staats war zu tief in das bürgerliche Weſen verwachſen. Darum galt gleich gefährlich, auf Verderben oder Mißbrauch des einen, wie des andern, hinzudeuten. Beſſeres hieß Neuerung, Neuerung Frevel. Das Maas des Wiſſens war von der Kirche gegeben. Der Meiſter überreichte es dem Jünger, wie er's ſelber empfangen hatte. Den Jugendunterricht führten Mönchsorden und Geſellſchaften, wie erbliches Eigenthum und Recht. Dieſe gaben unfruchtbares Gedächtnißwerk für Gelahrtheit, Buchſtaben ſtatt Geiſtes. Schon unter Kurfürſt Maximilian Emanuel hatten ſich zwar neunzehn Klöſter der Benediktiner zur Erhaltung der Wiſſenſchaften verbunden; ſie wieſen unter ſich die Lehrplätze für Gottesgelahrtheit, Kirchenrecht und Weltweisheit an. Für das erſte Bedürfniß im Leſen, Schreiben, Rechnen und Geſang hatte jedes Kloſter Baierns ſeine Schule; nicht ſo für höhere Kenntniſſe. Freiſing, Weyern, Benediktbeurn, die Adelsſchule zu Ettal und Polling machten ſich durch wiſſenſchaftliche Beſtrebungen achtbar. Doch auch hier führte, was gegeben wurde, das Gepräge des befangenen Kloſtergeiſtes. Man las die Schriften Griechenlands und Roms, vom hohen Sinn derſelben ungerührt, nur Redensarten todter Sprachen zu ſammeln. Weltweisheit war leeres Formenwerk, ohne Inhalt. Natur-

und Länderkunde ſah man verachtet, kaum gekannt. Nirgends ward der Verſtand erweckt, überall der blinde Glaube, ſogar in der Geſchichte. Schulgerechte lateiniſche Verſe zu bauen, ohne Geſchmack und Witz, galt als edelſte Blüthe öffentlichen Unterrichts. Die Mutterſprache wußte man weder zierlich zu gebrauchen, noch recht zu ſchreiben. Die hohe Schule zu Ingolſtadt, in alter Zeit wohl berühmt, nun jeſuitiſcher Schulfüchſereien Tummelplatz, ſtand durch die rohen Sitten ihrer Jünglinge übel berüchtigt; vom Ausland verachtet; ſelbſt von Einheimiſchen wenig beſucht. Maximilian Joſeph gab ihr zwar neue Lehrer, beſſere Einrichtungen, und der Jugend ſeiner Staaten den Befehl, ſie zu beſuchen. Er drohte, Keinem Aemter zu verleihen, der ſeine Wiſſenſchaft nicht dort erworben habe. Nichts deſto weniger ſiechte das Leben der Hochſchule fort, weil er ihr das verſagte, was ihr gebührte, Denkfreiheit.

Baierns wiſſenſchaftliche Bildung fehlte, und mit ihr die Entwickelung der reichen Kraft des Volks. Nur Kunſt und Kenntniß, welche nicht leicht in die Gefahr lockten, den Kreis kirchlich geſtatteten Glaubens und Wiſſens zu überſchreiten, ſondern die willig und harmlos den Lebensgenuß mehrten und der Prachtliebe fröhnten, wurden geehrt und vielſeitig angebaut. Dafür erſtanden treffliche Meiſter. Noch werden die Werke des Bildhauers Roman Boos, noch die Bilder eines Wink und anderer Künſtler jener Tage geprieſen. Der Kurfürſt ſelbſt vermehrte im Saal der Alterthümer die Zahl der Koſtbarkeiten, und den Reichthum der großen Gemäldeſammlungen zu Schleisheim und München.

Dies genügte Männern von höherm Sinne nicht. Sie blickten lange mit Betrübniß auf die Verſunkenheit des Vaterlandes und auf die Gewaltherrſchaft des Mönchthums. Ihrer Viele tröſteten ſich in Einſam-

keiten beim Genuß der Geiſteswerke von Weiſen und Dichtern deutſcher Art und Kunſt. Andere wechſelten im geſelligen Umgang vertraulich die hellern Begriffe, die Wünſche des Beſſern aus. Andere fanden in den geheimnißvollen Bauhütten der Freimaurer für ſich Tempel des Reinmenſchlichen, dem ſie, in Verachtung der ſchnöden Wirklichkeit, nachrangen. Aber voll lauerſamen Argwohns hinderten die Wächter der Kirche die Verbreitung fremder Schriften in Baiern, um das ſüße Gift des Vernunftſtolzes und ketzeriſcher Irrthümer von den Bekennern eines alleinſeligmachenden Glaubens abzuwehren. Und die maureriſchen Verbindungen wurden, ſobald ſich Spuren von ihrem Daſein äußerten, mit ängſtlicher Strenge im ganzen Umfange des Landes verboten.

Die Freimaurerei, kaum ſeit zwei Jahrzehnten aus dem Eilande der Briten und Schotten nach Deutſchland verpflanzt, hatte ſich in viele Städte deſſelben mit unglaublichem Glück eingeſchmeichelt. Fürſten und Diener, Gelehrte und Bürger, Geiſtliche und Krieger traten zu ihr. Denn ſie reizte die Einbildungskraft durch den Zauber alterthümlicher Feierlichkeiten und vieldeutiger Sinnbilder voller Ahnungen; nicht minder das wohlwollende Gemüth durch die Menſchenfreundlichkeit ihrer Verpflichtungen und den Anblick eines Vereins, deſſen Genoſſen, nicht mehr durch Stand, Geburt, Vaterland und Kirche getrennt, in der ganzen Menſchheit nur ein göttliches Geſchlecht, im Weltall die ewige Heimath der Geiſter, und im großen Baumeiſter deſſelben den Vater aller Weſen erblicken. Niemand kennt den wahren Urſprung der maureriſchen Geſellſchaften. Es iſt aber viel darüber gemuthmaßet worden. Einige leiten ihn aus den prieſterlichen Geheimniſſen der Aegypter und Griechen älteſter Zeiten ab; andere,

mit größerer Wahrſcheinlichkeit, aus den verborgenen Lehren und ſinnreichen Innungsgebräuchen der Maurer und Baukünſtler im finſtern Mittelalter chriſtlicher Jahrhunderte. Die Einrichtung der Geſellſchaften gleicht noch heutiges Tages denen der Handwerker. Sie haben, gleich dieſen, Lehrlinge, Geſellen und Meiſter, Gruß und Erkennungszeichen. Aber in ihren Zuſammenkünften, zu denen kein Ungeweihter eingeht, ſtellen ſie ein Urbild vom menſchlichen Geſchlecht in ſeiner höchſten Vollendung dar: alle Völker, losgeriſſen von Erfindungen, Meinungen und Vorurtheilen der Jahrhunderte, ſich gleich an Pflichten, Rechten und Hoffnungen, in Liebe zu einander und zum höchſten Weſen aufgelöſet. Es iſt in allen Jahrtauſenden Sache der Guten und Weiſen geweſen, den heiligſten und größten Gedanken, deſſen Sterbliche fähig ſein mögen, unter den Irrthümern und Gaukeleien des Irdiſchen rein zu bewahren und lebendig fortzuvererben. Die ſolches thaten, verdienten einen Kranz um die Menſchheit. Die verſchiedenen maurerischen Bauhütten wichen von einander weniger in ihrem Zweck, als in den Vermuthungen über ihr Herkommen und in eingeführten Ordnungen ab. Einige näherten ſich der Einfalt des Alterthums, andere hatten aus Bedürfniß oder Eitelkeit mancherlei Prüfungen, Stufen, Zierrathen, Titel und Uebungen erfunden. Unter der Herrſchaft Maximilian Joſephs haben ſich in Baiern die maureriſchen Geſellſchaften nicht ferner kund gethan, nachdem das Verbot wider ſie ergangen war.

Darum aber ruheten andere nicht, denen des Vaterlandes Wohlfahrt und Ehre ein hochheiliges Gut blieb. Zween dieſer Männer in München, vertraute Freunde, durch Kenntniß und Tugenden einander werth, zeichneten ſich vor den übrigen unternehmend aus. Der

eine, Dominik von Linbrunn, Münz- und Bergrath, eines Landgerichtsſchreibers Sohn, der in der Gebirgs- und Steinkunde, wie in der Wiſſenſchaft von den Kräften der Natur große Einſichten beſaß, verband mit kaltem Scharfſinn des Urtheils ein feſtes, beſcheidenes Gemüth. Der andere, Georg von Lori, Hof- und Bergrath, ein Zögling Ickſtatts, war auf vielen Reiſen gebildet, vorurtheillos, von feuriger Seele, unverdroſſen in Arbeit, grundwacker in Wort und That. Hätte er nichts Größeres für Baiern gethan, er würde ſchon als Schriftſteller, um die ältern Geſchichten, wie um die Bergwerksrechte des Vaterlandes, ehrenwerthen Namen behalten haben.

Beide, von gleicher Liebe der Wiſſenſchaft und des Vaterlandes entbrannt, unternahmen gegen Unwiſſenheit und Afterglauben, die hellern Geiſter der Heimath, wie der Fremde, in einem Gelehrten-Vereine zu verbrüdern. Was je von vortrefflichen Denkern Nützliches erfunden und gedacht worden, ins Leben einzuführen; ſchlummernde Kräfte zu wecken, ſchüchterne zu ermuntern, verkannte ans Licht zu rufen; vergeſſene Denkmale vaterländiſchen Alterthums dem Moder zu entreiſſen; Schätze und Gaben, welche die Natur dem Lande Baiern verliehen, aufzudecken; und in jeder Bruſt die Flamme des Gemeinſinns zu entzünden, ohne welche ein Volk, wie der Leichnam ohne Leben, erſtarrt und zerfällt: das war ihr Zweck. Für ihn gewannen ſie andere tugendliche Männer.

Und in der Abendſtunde des zwölften Weinmondtages vom ſiebenzehnhundert achtundfünfzigſten Jahre verſammelten ſich die vaterländiſchen Weiſen in Linbrunns Wohnung zum erſtenmale. Lori's Wort erhob Aller Herz. Dieſer Abend iſt für das Schickſal des baieriſchen Volks entſcheidender und gewinnreicher

geworden, denn je der Abend des größten Schlacht- und Siegestags. Von ihm an begann Kampf und Sieg wider tauſendjährige Herrſchaft der Barbarei.

Sigmund von Haimhauſen, der zu allem Guten und Großen freudige Graf, ward in den ſchönen Bund für Wiſſenſchaft gezogen; durch ihn des Kurfürſten geheimer Rath, Emanuel von Törring, der geheime Kanzler Aloys Freiherr von Kreitmayr und mancher andere ruhmwürdige Mann des Staats. In alten Zeiten iſt die Entwilderung der abendländiſchen Menſchheit das Werk frommer Abteien geweſen. Aus der Zerſtörung der griechiſchen und römiſchen Welt retteten und bewahrten ſie die Trümmer der beſſern Erkenntniß. Als ihr Glaube aber in Verehrung des Gebeins der Todten, und ihre Weisheit in Beſchauen des Buchſtabens verloren gegangen war, übernahmen Hochſchulen und Gelehrten-Vereine den heiligen Beruf für die Menſchheit, welchen die Klöſter verkannten.

Die Männer, welche bisher zu München ausſchließlich den Namen der Lehrer und Gelehrten geführt hatten, ſahen verwundert auf das neue Werden, und ſpotteten deſſelben mit ſtolzem Verdruß. Sie bedünkte, eine Verbindung für Wiſſenſchaft, ohne ihr alles weihendes Anſehen geſchloſſen, ſei gegen ihr eigenes Anſehen Empörung. Die Väter der Geſellſchaft Jeſu und andere Geiſtliche, an ihrer Spitze der Beichtiger des Kurfürſten, Daniel Stadler, widerſetzten ſich daher, wie ſie konnten, dem Beginnen, und verdächtigten es dem Herrn des Landes. Als aber die Abgeordneten des gelehrten Vereins den Entwurf der Stiftungsurkunde ihrer Geſellſchaft, die ſie „Akademie der Wiſſenſchaften“ hießen, vor Maximilian Joſeph brachten, und ihn baten, ſie ſeines landesfürſtlichen

Schutzes zu würdigen, ward er von Verwunderung und Freude beim Anblick ſo vieler Namen ſeiner Verdienſtvollſten gerührt, die den Entwurf als Theilnehmer unterzeichnet hatten. Er ergriff die Feder, ſeine Beſtätigung zu geben. Doch eine Bedenklichkeit hielt ihm plötzlich die Hand zurück. „Wäre nicht gut,“ fragte er: „daß die Schriften dieſer Geſellſchaft, jederzeit vor dem Druck, den verſtändigen Vätern der Hochſchule Ingolſtadts zur Prüfung vorgelegt würden?“ Die Abgeordneten antworteten: ein Gelehrten-Verein unter der väterlichen Vormundſchaft der Jeſuiten wahrlich wäre nicht der Wiſſenſchaft, ſondern des Ordens Diener, weder des Inlandes, noch des Auslandes Achtung fähig, und beſſer, kein Daſein zu empfangen. Schicklicher könnten Männer aus der Mitte des Vereins ſelbſt gewählt werden, deſſen Schriften vor Einſchleichung glaubenswidriger Lehrſätze zu bewahren. Der gute Fürſt billigte dieſen Gedanken, und unterſchrieb. Er gab einen würdigen Verſammlungsort; freien Gebrauch der kurfürſtlichen Büchersammlungen und Naturſeltenheiten; Sternwarte; ſcheidekünſtleriſche Werkſtätte und andere Vortheile; auch Einkünfte und andere Mittel, den Zweck der Stiftung zu erfüllen.

Alsbald begann die Thätigkeit des Gelehrtenvereines zur Mehrung der Wahrheit und Einſicht. Es wurden geiſtreiche Mitarbeiter im Vaterlande, berühmte Namen der Fremde an die Geſellſchaft geknüpft; Münzen, Inſchriften und andere Denkmale der Vorwelt aufgeſammelt; gemeinnützige oder wiſſenſchaftliche Preisfragen aufgeſtellt; die Werke der beſten Redner und Dichter Deutſchlands durch Baiern verbreitet; Vorleſungen zur Veredlung und Reinigung der Mutterſprache, oder zur Pflege der Naturkunde veranſtaltet; Zeitſchriften zur Verbeſſerung des Geſchmacks oder zur Mittheilung ge-

ſunder Begriffe und wichtiger Kenntniſſe herausgegeben; die älteſten Urkunden Baierns aus klöſterlichen Sammlungen durch den Druck bekannt gemacht; und viele andere Preiſes werthe Dinge geleiſtet.

8. Beginnender Kampf für und wider Aufklärung und Mönchthum.

Eine Erſcheinung wie dieſe, in der Mitte eines Staates plötzlich hervorgehend, wo die Prieſterſchaft ſeit Jahrhunderten unbeſchränkt die Vorſtellungsart des Volks beherrſcht hatte, brachte nicht gemeines Aufſehen und Gähren. Viele, welche das Weſen der neuen Stiftung kaum begriffen, betrachteten daſſelbe als ein Prunken gelehrter Eitelkeit von vergänglicher Dauer. Andere lächelten mitleidsvoll vornehm, wie zu einer Thorheit, daß man unter großem Geräuſch Kenntniß der Sprache, die man rede, und der Natur, die man ſehe, und anderer Dinge, wovon die Schulen der Klöſter nie geredet, mit wichtig thuendem Ernſt behandle. Andere, weil ſie ſich ausgeſchloſſen ſahen, während achtbare Männer des Staates an der Anſtalt Theil nahmen, zürnten im Mißmuth verwundeter Eigenliebe.

Am meiſten befremdete Alles die frommen Jünger Loyola's. Sie, im Beſitz der Lehrämter öffentlicher Schulen, hatten bei Hohen und Niedern bisher wegen ihrer Einſichten große Ehrfurcht genoſſen. Als Bildner von Männern in den erhabenſten Stellen, als Erzieher der Fürſten ſelbſt, waren ſie allgemeinen Vertrauens nnd kindlicher Anhänglichkeit jedes Standes gewohnt. Mit ſtolzer Zufriedenheit, wie am Ziel des Wiſſenswürdigen ſtehend, hatten ſie die Fortſchritte des Jahrhunderts verachtet. Was ſie nicht kannten, dünkte ſie des Gekanntſeins unwerth. Wenn ſich in deutſcher Zunge mächtige Stimmen erhoben, würdig, neben den

geprieſenſten der Vorwelt gehört zu ſein, nannten ſie es verächtliche Schöngeiſterei, dem Ernſte wahrer Gelahrtheit ungeziemend. Doch dieſe Stimmen nun in Baiern, das ihnen gehörte, vernehmen zu müſſen; zu ſehen, wie dieſelben vom Volk verſtanden und gern gehört wurden; wie Begriffe, Gedanken und Erkenntniſſe gemein wurden, die vorher fremd oder verborgenes Geheimniß der Schule geweſen waren: das empörte ſie. Darum, nachdem ihnen mißlungen war, den kurfürſtlichen Verein ihrer Leitung zu unterwerfen, ſtellten ſie die Verbindungen deſſelben mit fremden Gelehrten aus Luthers und Zwingli's Kirchen als einſchleichende Ketzerei oder Gleichgültigkeit in Glaubensſachen dar; die Ausbreitung gemeinnützliger Kenntniſſe als Emporbringung ſchädlicher Halbwiſſerei; die Erweckungen oder Früchte des Selbſtdenkens als Neuerungsſucht und Freidenkerei. Mit ihnen machten Alle, welche aus Selbſtgenügſamkeit oder überſtrenger Frömmigkeit Scheu empfanden vor dem, was nicht Herkommens war, gemeine Sache. Man bearbeitete den Pöbel wider großthueriſche Halbgelehrte, heimliche Lutheraner, Feinde des chriſtlichen Glaubens. Man ließ am Hofe ängſtliche Seitenblicke auf die Weltverbeſſerer und Aufklärer fallen. Ein Franziskanermönch, Leo Strobl, ermahnte voll wilden Eifers zu München ſogar von der Kanzel, die neuen Weltweiſen mit dem Schwerd auszurotten. Einer der geſchäftigſten Widerſacher der neuen Anſtalt legte dem Kurfürſten zuletzt ein langes Verzeichniß der in Baiern lebenden Freigeiſter vor, die, als die furchtbarſten Feinde des Staates, zeitig zu beſeitigen ſeien. Maximilian Joſeph, wie er das Verzeichniß geleſen, rief aber: „Wie? iſt das nicht die Namensreihe meiner treueſten und einſichtsvollſten Leute? Wen hat das Land,

wenn die fehlen?“ Und er wandte dem beſchämten Läſterer den Rücken, und warf das Blatt ins Feuer.

So ſchüchtern auch der Kurfürſt in dem war, was er unternommen, beſtätigte ihn doch eben der rohe Ungeſtüm, mit welchem Jeſuiten und ihre Freunde dem Emporkommen beſſerer Erkenntniß entgegenſtrebten, in der Ueberzeugung vom Nutzen der Aufklärung für ſein Volk. Loyola's Jünger wurden nur um ſo erbitterter. Es galt ihre angefochtene Hoheit, und, dieſe zu vertheidigen, jedes Mittel ihnen billig. Selbſt des Landesfürſten ſchonten ſie weiter nicht. In einem Schauſpiel, von ihren Schülern aufgeführt zu Landshut, ſtellten ſie dem Volke die Verfügungen Maximilian Josephs, als glaubensverderberiſche Werke, als Pfeile der Hölle dar, wider das Seelenheil frommer Baiern geſchleudert.

Die Männer aber, welche für Wiſſenſchaft und ihres Volkes geiſtige Erhebung im Kreiſe des kurfürſtlichen Gelehrtenvereins zuſammengetreten waren, lieſſen ſich durch keine wider ſie erhobene Anfechtung irren. Vom Blödſinn vieler Zeitgenoſſen geläſtert, fühlten ſie den Gott in ihrer Bruſt, der in allen Zeiten die Zeugen und Kämpfer der Wahrheit geweckt und ausgerüſtet hat mit heiligem Muth. Sie, insgeſammt in öffentlichen Aemtern dienend, konnten ihrem großen Werke nur diejenigen Mußeſtunden weihen, welche andere ihres Gleichen ergötzlichen Zerſtreuungen widmeten; der Staat ertheilte für die Mühen und Verrichtungen des Gelehrtenvereins den Mitgliedern nicht Gehalt, noch Lohn: dennoch arbeiteten ſie wetteifernd in ſchöner Begeiſterung für das erwählte Ziel, als wäre es die einzige oder ihnen gewinnbringendſte Aufgabe des Lebens. Sie riefen die Großthaten vaterländiſcher Vergangenheit in die Erinnerung der Lebenden zurück,

damit Baiern den Stolz edeln Bewußtſeins feſthalte. Sie weckten das in Mönchsſchulen entſchlafene Gefühl für deutſcher Zunge Anmuth und Würde, und lehrten, daß in des Wortes Kraft allein ſich die Herrlichkeit der Geiſter offenbare. Darum hat ein Volk, welches die Mutterſprache verſäumt, ſich ſeiner höchſten Macht und Ehre vor den übrigen Völkern entſchlagen. Sie bekämpften, indem ſie Begriffe läuterten, oder Urkunden des Alterthums entſtäubten, die Anmaßungen des Prieſterthums über Fürſt und Volk, und verſcheuchten die geſpenſtiſchen Schaaren der Vorurtheile durch Verbreitung lichterer Anſichten der Natur.

Denn was Aberglaubens aus Tagen altbaieriſcher Heidenzeit von einer Geſchlechtsfolge zur andern herabgekommen war, galt noch häufig in allen Ständen, wie Weisheit. Die Schlauheit klöſterlichen Eigennutzes hatte immerdar gern den Wahn einer bildungsloſen Menge genährt; und ſelbſt die unwiſſende Frömmigkeit der Geſetzgeber hatte dazu geholfen, indem ſie Irrthümer beſtätigte, dieweil ſie, voll chriſtlichen Eifers, deren Wirkungen beſtritt. So wurde, laut Landgeboten, wer den Teufel anbetete, lebendig verbrannt; wer ihn beſchwor, oder böſe Geiſter im Dienſt hatte, enthauptet, dann zu Aſche verwandelt. Wahrſager und Schwarzkünſtler, oder Leute, welche Liebestränke gaben, Gatten durch Zaubermittel entzweiten, Weiber unfruchtbar machten, erlitten die Strafe des Schwerdtes. Wer zu denſelben um Rath und Hilfe ging, ward landesverwieſen; und wer ſolches auch nur aus Scherz und Vorwitz gewagt, mit Kerker beſtraft.

Alſo drückte das Geſetz ſelbſt dem Irrthum des Pöbels ein Siegel der Glaubwürdigkeit auf. Darum wucherten die alten, wilden Einbildungen ungehemmt fort. Man weiſſagte künftige Dinge aus Sternen,

Sieben, Kriſtallen und Ringen; trachtete in Chriſt-, Andreas- und Thomas-Nächten unter ſchaurigen Vorkehrungen nach den Geheimniſſen der kommenden Tage; rief auf Kreuzwegen nächtlicher Weile die Geiſter der Finſterniß; ſuchte zu Wundermitteln die Alraunwurzeln und Farrenſamen; oder brannte Zauberpulver aus Todtengebeinen; man beſchwor verborgene Schätze, man bannte Hochgewitter, Ratzen und Mäuſe. Sich ſchuß- und ſtichfeſt zu machen wurden Wundſegen geliebt; beſonders Häute getragen, in denen Kinder zur Welt gekommen. Thüren, Truhen und Bettſtellen trugen Zauberſprüche und Segen wider die Macht des Böſen. Aeltern verſchmähten ärztliche Hilfe am Sterbebette ihrer Kinder, wenn das Segnen der prieſterlichen Hand nicht half; und Landleute lieſſen das Vieh ohne Hilfe, wenn es behext hieß. Waffen, aus Ketten am Hochgericht aufgehangener Verbrecher geſchmiedet, führten beſondere Kraft; nicht minder Nadeln, von Sargkleidern der Todten, und Waffenſalben, von welchen auch die in größter Entfernung geſchlagenen Wunden heileten. Viele Klöſter hatten Reichthum und Ruhm erlangt durch die Wundermacht ihrer geweihten Kräuter, Lukaszettel und Bruſtſäcklein, welche ſie den Gläubigen gegen des Teufels und der Hexen Werk feil boten. Rauten und vierblätteriger Klee wurden, als Glück bringend, geſucht; im Kalender die böſen und guten Tage beachtet. Wenn, nach alter Sitte, hin und wieder am Auffahrtstage in ländlichen Kirchen, vom Gewölbe derſelben herab, eine brennende, ſcheusliche Lumpengeſtalt geſtürzt ward, raufte und balgte ſich alles Volk um die Fetzen. Denn dieſe, in den Feldern aufgeſteckt, konnten von denſelben, ſo ward geglaubt, Zerſtörung der Hagelſchauer abwenden. An andern Orten trugen Handwerker, bei Trommel- und Pfeifen-

ſchall, Bilder ihrer Heiligen über die Gaſſen, fruchtbares Wetter zu ſchaffen. Lächelte die Sonne aber nicht bald durch die Wolken, ſchleuderten ſie den Heiligen ohn' Erbarmen in's Waſſer, wenn ſich nicht Bürgen für ihn fanden, daß er die Witterung beſſern werde.

Darum hieß es kein geringes Wageſtück, als einer von den Genoſſen des kurfürſtlichen Gelehrtenvereins, am Namenstage Maximilian Joſephs, zum erſtenmale die Thorheit des herrſchenden Hexenglaubens angriff. Dies war der helldenkende Ferdinand Sterzinger, welcher durch Forſchungen in der Natur, wie in den Geſchichten baieriſchen Alterthums, ehrwürdigen Andenkens geblieben iſt. In Hütten und Paläſten erhob ſich gegen den gelehrten Theatiner lautes Geſchrei. Mit allem Aufwand des Mönchswitzes wurde in vielverbreiteten Schriften die Sache des Hexenthums aus Bibel und Kirchenvätern wider den frevelnden Freigeiſt verfochten.

Aber im mehrjährigen Streit und öffentlichem Austauſch der Gründe und Gegengründe machten ſich unvermerkt, wie immer, die Rechte der Vernunft geltend. Noch einmal und mit nicht geringerm Erfolg erneute Sterzinger ſpäter dieſen Kampf, da ein Pfarrer des Bisthums Chur in Hohenrhätien, Joſeph Gaßner genannt, zu Ellwangen, im Namen Jeſu Krankheiten erregen und heilen zu können wähnte. Von nahen und fernen Landen ſtrömten Tauſende dahin, an Krücken, in Kutſchen, des Wunderthäters Segen zu empfahen, oder nur ſeinen Schatten zu berühren. Sterzinger ging, voll Zweifels an übernatürliche Kräfte auf Erden, gen Ellwangen, und zerriß mit ſtarker Hand das Gewebe frommer Vorurtheile und Täuſchungen, alſo,

daß ſelbſt den niedrigſten im Volke gegen das Treiben der Zauberer und Geſpenſter Verdacht erwuchs.

Der Muth einzelner Denker begeiſterte andere. Das Leſen lehrreicher Werke, der Streit ſelbſt zwiſchen Wahrheit und Irrthum, rief die Selbſtthätigkeit aller Geiſter zum Urtheil. Wie in der Hauptſtadt, vereinten ſich in den kleinern Städten Freunde des Lichts. Es bildete ſich eine Geſellſchaft für ſchöne Wiſſenſchaften zu Altenötting am Inn, die nachmals als landwirthſchaftliche Geſellſchaft zu Burghauſen mit nützlicher Thätigkeit fortlebte. Umſonſt eiferten auf Kanzeln, in Beichtſtühlen und Flugſchriften Prieſter und Mönche für den verjährten Irrthum. Sie ſahen ſich überſtimmt, oft verlacht. Sie ſchwiegen endlich, zufrieden, wenn mit der verſchwundenen Ehrfurcht für ihre Weisheit, nicht die Ehrfurcht für ihr altes Recht und Gut litt.

Die Wirkungen des öffentlichen und verborgenen Meinungsſtreites traten bald an den Tag. Man ſtreifte, am Hofe zuerſt, die läſtigen Vorurtheile, oder den Zwang der ihnen geheuchelten Achtung, ab. Es verbreiteten ſich in dem geſelligen Kreiſe der höhern Stände Anſichten der Dinge, wie man ſie zuvor nicht auszuſprechen gewagt hatte. Beſonders ward bei der Armuth des Landes und der Erſchöpfung des Staatsſchatzes das Umſichgreifen des geiſtlichen Arms nach irdiſchen Gütern am unerträglichſten. Zwar ſchon vor beinahe hundert Jahren war Klöſtern und geiſtlichen Körperſchaften die Vermehrung der unbeweglichen Güter beſchränkt worden. Deſto reichlichere Schenkungen hatten dieſelben aber von frommen Gebern an Geld genommen. Nun wurde ihnen auch dieſe Art, das Vermögen des Landes zu verſchlingen, geſetzlich begrenzt; dem Heer der Bettelmönche unterſagt, ſich über die ſtiftungsmäßige Anzahl in Klöſtern zu vermehren; die

frühere Minderung ihres ſchamloſen Almoſenſuchens mit Schärfe erneuert und ihren heimlichen Schwelgereien und Ueppigkeiten ernſter gewehrt.

Es begab ſich zu derſelben Zeit, daß Peter von Oſterwald, Mitglied des kurfürſtlichen Gelehrtenvereins, verborgen unter dem Namen Veremunds von Lochſtein, in öffentlicher Schrift, mit eben ſo vieler Kunde der Geſchichte als des Rechts, die Gefreitheit der Geiſtlichen in zeitlichen Dingen angriff. Er lehrte, auch Prieſter und Mönche wären von ihren Reichthümern dem Staate, deſſen Schutz ſie genöſſen, Abgaben ſchuldig. Die Geiſtlichkeit erſchrack. Vielleicht würde ſie dem Manne mit chriſtlicher Sanftmuth eine Verirrung im Glauben, eine Todſünde vergeben haben; allein Grundſätze gegen die Unantaſtbarkeit ihrer Vorrechte, und des Vermögens gottgeweihter Stiftungen, forderten zum unverſöhnlichen Zorn. Klemens Wenzeslaus, der Biſchof von Freiſing, ließ das Verdammungsurtheil des ſeelenverderblichen Buchs an alle Kirchenthüren ſeines Sprengels ſchlagen, und verbot den Gläubigen das Leſen eines Werks, welches den wahren Lehren der alleinſeligmachenden Kirche widerſpräche. Maximilian Joſeph hingegen nahm die Schrift in ſeinen Schutz, weil ſie nicht Glaubensangelegenheiten, ſondern landesherrliche Rechte behandle, und ließ ſchon, als Eingriff in dieſe, das freiſingiſche Verbot abreiſſen. Nun Geſchrei, nun Wehklagen und Lärmen der Mönchsſchaft, als ſei der Sturz der Altäre und des Chriſtenthums vor der Thür. Der gute Fürſt der Baiern wehrte keineswegs, daß eine ganze Fluth von Schriften gegen Oſterwalds Wort hervorbrach; doch noch weniger gebot er denen zu ſchweigen, welche antworteten. Nur Anſtand und Mäßigung empfahl er allen. Die Wahrheit, das wußte er, bedarf der Schutz-

oder Trutzwaffen der Leidenſchaft nicht. Sie iſt unverwundbar; darum ihr bloßes Eintreten in die Welt Sieg.

Die Stimme aller Einſichtvollen des Vaterlandes erhob ſich für das Recht ihres Landesherrn gegen die Behauptungen der Kirchenfürſten laut. Dies Recht zu bewachen und zu handhaben, gab Maximilian Joſeph dem geiſtlichen Rath neue Befugniß und Kraft. Alle öffentlichen Verfügungen der Erzbiſchöfe und Biſchöfe hatten fortan in Baiern nur Gültigkeit, wenn ſie zuvor geprüft und landesherrlich genehmigt worden waren. Und gleichwie ſchon Kurfürſt Maximilian I den Grundſatz aufgeſtellt hatte, daß in weltlichen Dingen der Fürſt des Landes da, wo nicht heitere Verträge und Rechte Anderes beſtimmten, über Kirchen, als deren natürlicher Vogt, zu ſprechen habe: ſo geſchah auch jetzt. Zu allen Wahlen der Prälaten wurde laut alter Uebung und frühem Recht ein kurfürſtlicher Abgeordneter geſandt; die Kirchenhaushaltung in Klöſtern und Gemeinden fleißiger unterſucht; den Mönchsorden unterſagt, ohne Vorwiſſen des geiſtlichen Rathes, Neulinge aufzunehmen, und nie einen, der nicht das fünfundzwanzigſte Jahr des Alters zurückgelegt habe.

Eine noch wichtigere That, die prieſterliche Eigenmächtigkeit zu brechen, und alle Geiſtlichen feſter an ihr Vaterland zu binden, war die Auflöſung des Verbandes geiſtlicher Orden mit dem Auslande. Dieſer Befehl Maximilian Joſephs untergrub die Grundveſten der mönchiſchen Verfaſſungen und Herrſchaften. Alle erhoben Wehklagen. Am meiſten die Jeſuiten.

Sie ſprachen: „Wird der Verband mit den Unſern in den andern Staaten zerriſſen, bringt ſolches nicht nur unſerer Geſellſchaft, ſondern auch dem ganzen Baiern Gefahr. Denn wie wir bisher aus der Menge

von Ordensgliedern des In- und Auslandes immer nur die Würdigſten zur Verwaltung mannigfaltiger und wichtiger Lehr- und Kirchenämter berufen konnten, wird nun, ſind wir auf die in Baiern lebende Anzahl beſchränkt, jede Auswahl ſchwieriger, der Mangel folgenreich ſein. Aber auch werden wir gelähmt, die Ehre Baierns ferner, durch Anſtellung ausgezeichneter Landeskinder in fremden Reichen, zu befördern. Zudem machen Natur und Ordnung unſerer Geſellſchaft die engſte Verbindung aller Theile mit dem zerſtreuten Ganzen nothwendig. Soll uns verboten bleiben, von unſerm Oberhaupt in Rom Verpflichtungen anzunehmen, ſo hören die Jeſuiten auf, Jeſuiten zu ſein. Denn gemäß ihrem Eide hängen alle Genoſſen des Ordens von deſſen Haupt ab. Nicht die Baiern aber allein, auch Ausländer haben zu hieſigen Jeſuitenhäuſern beigetragen. Mit welchem Recht darf man ſie des Genuſſes verluſtig erklären? Der ganze ſüddeutſche Jeſuitenbezirk hat nur ein einziges Probehaus. Der alte Verband gebrochen, gehen zweiundzwanzig auswärtige Ordenshäuſer, aus Mangel an Mitteln, ihrem Untergang zu. Wer kann ſolches mit Gerechtigkeit wollen? Wer kann vergeſſen, daß es nur ausländiſchen Jeſuiten zu danken iſt, wenn die alleinſeligmachende Kirche in Baiern erhalten wurde".

Ihnen antwortete der geiſtliche Rath: „Es beſteht das Hauptwerk eures Ordens bei uns in Verſehung der untern Schulen. Aber wir erblicken dieſelben verwahrloſet; nicht mit erfahrnen Meiſtern, ſondern mit unbärtigen Jünglingen beſetzt. Die Zahl der Lehrer könnte füglich verringert, dann die Auswahl derſelben ohne Mühe beſſer werden, zumal wenn man zweckmäßigere Unterrichtsweiſe lieben, und nicht jeden Knaben in die Schulen aufnehmen würde, welcher

ſich zum geiſtlichen Stande meldet. Das Land bedarf nicht gelehrter Prieſter allein, ſondern auch tüchtiger Landwirthe, geſchickter Handwerker und gewerbiger Leute, von denen es ſchon ſo ſehr entblößt iſt. — Der fremden Jeſuiten kann Baiern gern entbehren. Wir ſelbſt haben Söhne von glücklichen Anlagen. Die Uebermenge der Ausländer tödtet den eigenthümlichen Geiſt des Vaterlandes. Unſer Staat will Bürger. Die gebet ihr uns durch Fremdlinge nicht, zumal in Schulen und Klöſtern, wo ſich die Geiſtlichkeit zum Staat im Staat erhebt. Wenn die Jeſuiten anderer Länder durch Aufhebung des Verbandes Abbruch leiden, bleibt es ihre, nicht des Kurfürſten Sache, in jenen Staaten für ſich zu ſorgen. Baiern iſt nicht vorhanden, um mit Opfern auswärtige Häuſer der Geſellſchaft Jeſu zu erhalten. Was Ausländer je zur Gründung hieſiger Häuſer gaben, iſt im Verhältniß zum Ganzen kaum nennenswerth. Wollen ſich Fremde bei euch in Baiern den Wiſſenſchaften weihen; es iſt ihnen frei gelaſſen. Aber das ewige Abändern und Wandeln der Lehrer bei uns verurſacht, daß unſere Schulen ſchlechter ſind, als die in den Ländern evangeliſchen Glaubens.“

„Daß ihr einzig nur vom Haupt eures Ordens, von keinem ſonſt, abhanget, iſt ein gefährliches Verhältniß für alle weltliche Fürſten. So würde Vater Ricci in Rom, der Jeſuiten heutiger Oberſter, Recht gehabt haben, da er einem römiſchen Fürſten ſagte: Sehen Sie, von dieſem engen Gemach aus beherrſch' ich die weite Welt! — Eben dies aber macht die Aufhebung eures Verbandes mit dem Auslande nothwendig. — Ihr behauptet nicht ohne Ruhmredigkeit ferner, daß die römiſch-katholiſche Kirche in Baiern durch die Glieder eures Ordens erhalten worden ſei? Nein, ſie ward erhalten durch den Eifer unſerer alten Fürſten.

Was die Jeſuiten dazu geleiſtet, deſſen ſind ſie ſeit Jahrhunderten überreich belohnt. Selbſt die uralte Geſellſchaft der Väter Benediktiner, denen die Kirche, wie der Staat, mehr zu danken haben, als den Jeſuiten, kann ſich keiner ſo überſchwenglichen Gutthaten rühmen, wie ihr!“

So ſprach der geiſtliche Rath Maximilian Joſephs. In derſelben Zeit ward nicht geringerer Jammer auch von andern Kirchenfürſten in Baiern erhoben. Denn Maximilian Joſeph vernichtete unerwartet die Gültigkeit der heimlichen Heirathsverſprechen, und zog die Beurtheilung alles deſſen, was eine Ehe vor ihrer prieſterlichen Einſegnung anging, vom geiſtlichen an den weltlichen Richterſtuhl. Dieſer neue Abbruch ihrer Rechtſame kränkte die Kirchenhäupter. Sie hatten dieſelben lange geübt, und damit großen Einfluß auf Land und Volk beſeſſen, ſeitdem ſie in den Verwirrungen des Mittelalters aus der Unterthänigkeit gegen die Landesfürſten zu einer Art Mitherrſchaft emporgeſtiegen waren. Manches Jahr ſtritten ſie noch, wenn ſchon mit ſinkender Kraft und Hoffnung.

Gleich wichtig für das Land, wie für die Menſchheit, ward in dieſer Zeit die Vernichtung der peinlichen Gerichtsbarkeit im Innern der Kloſterzwinger. Dazu gab ein ſchauerliches Ereigniß Anlaß. Die Franziskaner zu München, als Beichtväter der Nonnen im Anger, hatten über das Kloſter derſelben den Blutbann. Eines Tages vernahm der Kaminfeger dort klägliches Gewinſel einer weiblichen Stimme aus unterirdiſchen Tiefen. Von ſeinen Anzeigen hörte der Kurfürſt. Dieſer ſandte Vollmächtige. Die erſchrockenen Nonnen läugneten vergebens. Das Kloſter ward durchſucht. Dumpfes Wimmern, wie aus Grüften, leitete abwärts zu einem verrammelten Kerker. Man ſprengte die

Pforte deſſelben. Es erſchien ein ekelhaftes Geſpenſt in Menſchengeſtalt, gekrümmt und ſeufzend unter der Bürde ſchwerer Ketten, vom Unflath verzehrt, am Fleiſche entſetzlich modernd. Es war eine junge Nonne. Sie hatte ſchon ſeit ſechs Jahren im feuchten, lichtloſen Behältniß geſchmachtet. Ihr Verbrechen war allzugroße Freigebigkeit gegen die Armen zum Nachtheil des Kloſters geweſen. Die Geſchichte dieſer Grauſamkeit ward mit Abſcheu vernommen. Maximilian Joſeph gebot ſtraks die Zerſtörung aller klöſterlichen Gefängniſſe, und den Mönchen, ſich des peinlichen Richteramtes über ihre Mitglieder zu enthalten, bei Strafe gänzlicher Aufhebung aller Klöſter des fehlbaren Ordens. Das Land aber pries den Ernſt und die Menſchenliebe ſeines Herrn.

Viele andere Unfugen noch vertilgte der Kurfürſt, die unter dem vielbedeckenden Mantel der Heiligkeit ſtatt gefunden hatten. Auch die Mißbräuche ſtellte er ab, mit welchen ſich ſogeheißene geiſtliche Bruderſchaften befleckten. Vor Zeiten waren ſolche fromme Verbrüderungen rechte Hilfsgeſellſchaften für Verlaſſene und Unterdrückte, für Wittwen, Waiſen und Kranke geweſen. Damals hatten ſich noch aus Andacht oder Barmherzigkeit ſelbſt hohe Perſonen gern zu ihnen geſellt, weil ſie in Bruderſchafts-Kitteln, das Antlitz unter Kappen verborgen, Gefängniſſe und Krankenhäuſer unerkannt beſuchen, und Leidenden unmittelbaren Troſt reichen konnten. Aber angehäufter Reichthum hatte zuletzt auch dieſe Geſellſchaften ihrer urſprünglichen Beſtimmung abtrünnig gemacht.

Alle Anordnungen des Kurfürſten athmeten reine Liebe zur Gerechtigkeit und Eifer für das Glück des Volks. Fremde Grundſätze leiteten ihn weniger zu dem, was ſein ſollte, als eigenthümliche Güte und Natürlich-

keit. Er wollte das Beſſere, und vollbracht' es, ſobald er es erkannt:. Das wußte jeder ſeiner Unterthanen. Darum hingen ſie ihm voll kindlicher Herzlichkeit an. Nur den lauen Geiſt mancher ſeiner Großbeamten fürchteten ſie alle. Ein Landmann, deſſen Bittſchrift er einſt ungeleſen zu ſich ſteckte, ſeufzte deshalb betrübt: „So iſt denn meine gute Sache verloren!“ Der Kurfürſt fragte lächelnd: „Wie ſo?“ Jener antwortete: „Was unſer gnädigſter Fürſt nicht lieſet, ſondern Andern gibt, wir wiſſen's wohl, iſt der Ewigkeit gegeben.“

Den Großbeamten und Räthen des Kurfürſten fehlte es nicht immer an Einſicht und Liebe des öffentlichen Wohls; noch weniger an Klugheit oder Eifer in den Geſchäften: deſto öfter an Einheit in Anſichten, Entwürfen und Vollſtreckungen. Dieſe Einheit dem Ganzen der Staatsführung zu geben, ſtand allein dem Fürſten zu, als Haupt Aller. Maximilian Joſeph aber, ungeneigt oder unfähig, mit feſtem Blick den Lauf der mannigfaltigen Arbeiten zu beobachten; ſie zu entſtricken, wo ſie ſich verirrten; ſie zu ſpornen, wo ſie zu träg, ſie zu mäßigen, wo ſie zu ſchnell gingen: ließ es am unentbehrlichen Mittelpunkt der Geſammtheit mangeln. Daher entſprang, in Führung und Verwaltung des Staates, Widerſpruch und Haltungsloſigkeit. Die Männer am Ruder, durch Grundſätze oder durch höfiſche Eiferſucht unter einander getrennt, ſtrebten mit mannigfaltigen Richtungen aus einander. In Vielem ward zu wenig, in Vielem zu viel gethan. Der Geiſt wechſelsweiſe erſcheinender Verfügungen bekriegte und lähmte ſich ſelbſt. So geſchah, daß das Gute ſelten alles Gute, das bezielt war, das Schlechte ſelten alles Schlechte bewirkte, und daß demnach mehr zufällig, als abſichtlich, ein wohlthätiges Gleichgewicht zwiſchen Schlimmerm und Beſſerm erhalten ward. In demſelben

Jahre, in denſelben Monaten, da für Vernunft und Recht die wichtigſten Schritte geſchahen; da die alte, finſtere Macht des Prieſterthums engere Schranken empfing: ward ein neues Büchergericht angeordnet, deſſen Beiſitzer, nach Willkühr oder Maas eigenen Wiſſens, den Stab über fremde Geiſteswerke zu brechen befugt waren. Ein langes Verzeichniß verbotener Schriften verkündete darauf den Gegenſieg der Finſterlinge.

9. Aufhebung der Jeſuiten. Fortgang der öffentlichen Bildung.

J. J. 1770 — 1777.

Auf St. Peters Stuhl zu Rom ſaß der gelehrte Ganganelli, Klemens XIV, ein Papſt von unbeſcholtenen Sitten und hellem Geiſt, des Jahrhunderts würdig, dem er angehörte. Die Zeiten des Mittelalters, in welchem Kaiſer und Könige vor dem Zorn eines Statthalters Jeſu auf Erden zitterten, hatten längſt ihr Ende gefunden. Dies erkannte der Papſt. Er wußte, daß der verſchwundene Zauber ſeiner dreifachen Krone weder durch Trotz, noch fromme Blendnerei zurückzurufen ſei. Alſo trachtete er, mehr durch perſönliche Tugend und freundſchaftliches Verſtändniß mit den Beherrſchern des Welttheils, denn durch vermorſchte Waffen ehemaliger Großherrlichkeit, die Würde eines Oberhauptes der allgemeinen Kirche zu retten. Den Wünſchen des baieriſchen Hofes gefällig, verminderte er die unmäßige Zahl der Feiertage; und, nach wiederholtem Andringen vieler Fürſten Europa's gab er Befehl zur allgemeinen Aufhebung des Jeſuitenordens. Schon früher waren Loyola's Jünger, des Königsmordes verdächtig, aus Portugal, wegen ungeheurer Handelsunternehmungen aus Frankreich, ſelbſt aus Spanien, Neapel und andern Ländern vertrieben.

Die Geſellſchaft Jeſu hatte, während zweihundert dreiunddreißigjährigen Daſeins, eine Höhe der Macht und des Reichthums erſchwungen, wie keine andere vor ihr. Weder der Kirche ganz, noch der Welt ganz angehörig, aber in beiden gleich gewaltig, bildete ſie, in ſich ſelber abgeſchloſſen, ein eigenes Reich mitten unter den Reichen der Fürſten. Die Bürger dieſes wunderbaren Staates, bei zweiundzwanzigtauſend, aber zur Hälfte Prieſter, wohnten in allen Theilen des Erdbodens zerſtreut. Kaiſerthümer und Königreiche erſchienen bloß wie Bezirke ihrer weitläufigen Herrſchaft. Das Netz ihrer Verbindungen war von Portugal bis Litthauen, von Flandern bis Neapel ausgeſpannt. Sie beſaßen in Amerika, Aſia und Griechenland Pflanzſtädte und Sendungen; eigene Banken zu Venedig, Rom, Liſſabon und in andern Handelsſtädten. An den Ufern des Paraguay und Uraguay hatten ſie ein amerikaniſches Königreich gegründet, lange den Europäern unbekannt. Dort waren von ihnen große Einſamkeiten mit dreimalhunderttauſend Haushaltungen der Eingebornen bevölkert worden, welche in Dörfern und ſchönen Flecken Viehzucht, Ackerbau und Gewerbe trieben. Sie hatten daſelbſt Bergwerke, Handel und Kriegsmacht eingerichtet, und bei ihren Unterthanen das Urbild einer Leib- und Geiſteigenſchaft verwirklicht, dergleichen keine grenzenloſere je geſehen worden war. Gleichwie jeder Jünger Loyola's mit unbedingtem Gehorſam an ſeinen eigenen Obern hing, ſo ſah das Volk am Paraguay mit ſtummer Ehrfurcht und blinder Folgſamkeit auf den Geringſten der Jeſuiten. Es war von zarter Kindheit an gewöhnt, in den frommen Vätern Weſen höherer Art zu erblicken. Es küßte die Hand, unter deren Streichen es blutete. Es war kein Volk, ſondern eine Heerde menſchlich geſtalteter Thiere mit verſtümmelter

Vernunft, die, ohne Eigenthum, ohne Sorge der Nahrung, wie anderes Hausvieh, zur Arbeit gemäſtet wurde.

Dieſe Stellung der Jeſuiten und die Größe ihrer Reichthümer, die Schlüpfrigkeit ihrer ſittlichen Grundſätze, erregten in Europa wider ſie den allgemeinen Aufruhr des Neides, wie der Furcht. Ihren Sturz beſchleunigte der Fürſten und Völker Wachsthum in vorurtheilloſer Erkenntniß, das Zurückbleiben der Ordensgenoſſen in freier, wiſſenſchaftlicher Ausbildung, und der dem Jahrhundert widerſtrebende Geiſt ihrer Stiftung.

Die päpſtliche Bulle: „Unſer Herr und Erlöſer Jeſus Chriſtus," das Vernichtungsgeſetz der Geſellſchaft Jeſu, wurde wenige Monden nach der Erſcheinung auch in Baiern verkündet; der Orden aufgelöſet; ſein Gut eingezogen. Er verſchwand aus der geſellſchaftlichen Verknüpfung der Dinge mit geringerm Geräuſch, als man vom Sturz einer ſo alten, mächtigen und angeſehenen Verbindung erwartet hätte. Sein Untergang ward öffentlich kalt beklagt, im Stillen mit Gleichgültigkeit oder Vergnügen geſehen, wie der Tod eines ſelbſtſüchtigen Reichen, welcher, Niemandem verwandt, keinen Schmerz, keine Lücke ſeines Daſeins, ſondern lachende Erben zurückläßt. Der Staat bemächtigte ſich der Ordensgüter. Man rieth dem Kurfürſten, ſie insgeſammt zum Vortheil der Hofkammer zu verpachten. Er aber weihete ſie, ihrer erſten, edlern Beſtimmung und ſeinem volkstreuen Herzen entſprechend, ausſchließlich zur Ausſtattung der Wiſſenſchaften und Lehranſtalten.

Dieſe waren der großen Gabe bedürftig; die Schulen, ſelbſt die höhern, verwahrloſeter, als ſie geweſen, ehe ſie an die Jünger Loyola's übergegangen waren. Dazu hatte die innere Einrichtung des Ordens mitgewirkt. Denn wie anlagenreich auch der Geiſt eines Jünglings

ſein mochte, welcher in die Geſellſchaft Jeſu trat, er ward nur dem Zweck ſeiyes Ordens, nicht der bürgerlichen Welt erzogen. Zwei Jahre lang mußt' er, um die Weihe zu empfahn, unter andächtigen Betrachtungen, mit Verläugnung ſeiner ganzen Selbſtheit, bei unbedingter Hingebung in den Willen ſeiner Obern, und in unendlicher Zerknirſchung des Herzens vollbringen. Hatte ſich dieſe Stimmung einmal ſeines Gemüthes bemeiſtert, blieb ihm, bei aller Liebe der Gelehrſamkeit, ſelten lebendiger Sinn zur freien Forſchung. All ſein Wiſſen, all ſeine Klugheit gehörten dem Heil des Ordens. Genaue und glückliche Vollziehung der von den Obern empfangenen Befehle hieß ſein höchſtes Verdienſt. Kam im Jahre die Prüfung des Gehorſams an ihn, mußt' er ohne Murren Wohnort, Amt, Freunde, Beſchäftigungen verlaſſen, ſelbſt Lieblingswiſſenſchaften aufgeben, und bald den Lehrſtuhl der Glaubensdinge mit dem der Meßkunſt, bald dieſen mit dem der Geſchichte vertauſchen. So, und nach mangelhaften Muſtern, welche der Orden unübertrefflich hieß, gebildet, gelangt' er ſelten zur Reife einer gründlichen Kenntniß, oder eines edlern Geſchmacks. Daher der Verfall der Lehranſtalten unter den Jeſuiten in Baiern.

Die niedern Schulen des Volks lagen, wie von jeher, in noch tieferer Verſunkenheit, als die höhern. Doch hatte der Volksfreund Maximilian Joſeph ſchon zu ihrer Verbeſſerung die erſten Schritte gethan. Sein Befehl zur Herſtellung deutſcher Schulen war gegeben. Großen Werth ums Vaterland erwarb ſich dabei Heinrich Braun von Troßburg, ein lebhafter, thätiger, verſtändiger Mann, welcher nur in beſſerer Volksbildung die Grundlage der beſſern Zukunft Baierns erkannte. Schon zuvor hatt' er, als Lehrer deutſcher Sprach' und Redekunſt in München, dann durch leicht

und faßlich geſchriebene Werke und Zeitſchriften, nicht wenig beigetragen, edlere Anſichten unter ſeinen Landsleuten auszubreiten. Er hatte für Stadt- und Landſchulen neue Ordnungen und Lehrbücher entworfen. Zur Bildung der Schulmeiſter ſelbſt war in der Hauptſtadt eine Anſtalt auf öffentliche Koſten errichtet worden. In allem fühlte ſich Braun kräftig vom Hofe unterſtützt. Dazu half vor Allen der edle Graf Karl Sebaſtian von Baumgarten, einer von des Kurfürſten vornehmſten und einſichtigſten Räthen. Wie aber der Tod dieſen treuen Helfer nahm, wie darauf die reiche Erbſchaft vom Jeſuitenorden dem Schulweſen zufiel, und eine große Zahl von den Vätern der aufgelöſeten Geſellſchaft anderer Verſorgung bedürftig ward, entſpann ſich mancherlei Verwirrung. Nun kämpften Verbeſſerungsentwürfe in Menge unter einander um den Vorzug. Gewohnheit des Herkommens und Haß der Neuerung ſträubten ſich ſpröder wider das Unbekannte. Im Gehader zahlloſer Stimmen über Erziehung und Unterricht wurden koſtbare Jahre verloren. Durch Verſchiedenheit der Grundſätze oder Gemüthsarten entſtanden Mißverſtändniſſe unter denen, welchen die Leitung des Ganzen übergeben war; und der Hof ermüdete in der endloſen Reihe der Schulſtreitigkeiten, über die er entſcheiden mußte.

Doch dieſe Gährung, wenn ſie gleich den Gang der Unternehmungen erſchwerte, war durch Reizung geiſtiger Selbſtthätigkeit noch heilſam. Es traten großgedachte Entwürfe, neue Urbilder des Beſſern ans Licht hervor. Freilich fehlte es zugleich nicht an ausſchweifenden Träumen und Verirrungen derer, welche unbegnügt mit dem Nützlichen das Vollkommenſte, wollten, und weil ſie jenes verwarfen, dieſes nie erreichten. Einige glaubten ſogar, mit Hilfe der Schulen, wie

durch einen Zauberſchlag das verarmende Baiern jählings in ein blühendes Gewerbsland umwandeln zu können. Sie warben zum Ankauf der Hofmark Hepperg bei Ingolſtadt reiche Theilnehmer; ſammelten dann daſelbſt mehrere Hundert verlaſſene oder verwaiſete Kinder beiderlei Geſchlechts, und richteten ſie im Spinnen, Zwirnen, Nähen, Stricken, Band- und Flor- und Tuchweben, Spitzenklöppeln, Garten-, Küchen- und Hausarbeiten ab. Aber dieſe nahm bald, durch üble Berechnung, traurigen Ausgang, zum Schaden der Theilnehmer, und zum Verderben der meiſten Kinder.

Weiſer bedacht war der Gedanke des greiſen Ikſtatt, den öffentlichen Unterricht genau den Bedürfniſſen der verſchiedenen Stände des Volks anzuſchmiegen. Allein auch er fand ſich bald von vielgeſtaltigen Hinderniſſen umgarnt. Selbſt an der Ingolſtädter Hochſchule, welche ſeiner Aufſicht anvertraut war, konnt' er die Fülle ſeiner Wünſche nur mangelhaft zur Wirklichkeit einführen.

Wenn aber ſchon nicht Alles ward, was werden konnte oder ſollte, war doch ſchon Großes geleiſtet, indem die Bahn gebrochen, das Nachdenken wach gerufen, das Ziel erkannt war. Schadenfroh lächelten die Freunde alter Schlechtigkeit zu der Verwirrung und Zwietracht der Meinungen, und prieſen das Geweſene. Ihrem blöden Sinn entging, daß alle Gährung Vorſpiel und Entbindung neuen Lebens ſei. Heinrich Braun, der feuervolle Mann, gab, wenn auch die erſten, glänzenden Erwartungen, doch nie den Muth auf. Er änderte nicht ſein Ziel, nur die Pfade zu demſelben. Geraume Zeit waren ihm, in Leitung des öffentlichen Schulweſens, zween würdige Männer des geiſtlichen Rathes beigeordnet worden: der verſtändige Kolmann, der ängſtlich-pünktliche Steeb. Aber

durch Verſchiedenheit ihrer Denkarten mehr in ſeinen Zwecken gehemmt, als befördert, zog er ſich zurück, bis nach dem Tode Ikſtatts er noch einmal die Oberaufſicht des Unterrichts allein übernahm.

Der kurfürſtliche Gelehrtenverein, ohne Theilnahme an den Streiten und vielfachen Umſchaffungen des Schulweſens, ſetzte inzwiſchen ruhig das großbegonnene Werk für Wiſſenſchaft und Aufklärung des Vaterlandes fort. Er ſah in ſeinem Kreiſe die ehrwürdigſten und verdienſtvollſten Männer der Zeit vom geſammten Baiern vereint; neben vielen, die Dir ſchon genannt ſind, den edeln Freiherrn Johann Eucharius von Obermayr, als Geſchäftsmann und Schriftſteller nur für das Vaterland athmend, der durch ſeine Nachrichten von baieriſchen Münzen ſich langes Andenken geſtiftet; den biedern Anton Johann Lipowsky, der Vielen viel, ſich ſelber nichts war, und der heimathlichen Alterthümer unermüdeter Forſcher hieß; den gemeinnützigen Oberrichter der Stadt München, Michael Adam von Bergmann, welcher die älteſten Schickſale ſeiner Vaterſtadt ins Licht trug; den Vorſteher des kurfürſtlichen Bücherſchatzes, Andreas Felix von Oefele, welchem Baiern und ganz Deutſchland die Rettung ſo vieler köſtlichen Denkmale der Vorzeiten aus der Vergeſſenheit dankt; den fleißigen Benediktiner Hermann Scholliner, der, wie Peter Paul Finauer, Nepomuk Mederer, oder wie der gelehrte Abt und fromme Prieſter Gottes Frobenius zu St. Heimeran, wie Zirngiebl der Unermüdliche und Andere, ihres Lebens edelſte Stunden den Geſchichten baieriſcher Vorwelt geweiht haben; den weiſen Benediktiner Ildefons Kennedy, durch welchen die höhere Kunde von den Kräften der Natur

Liebe in Baiern gewann, die Pfeffel, du Buat, Vacchiery, Beda, Appel und Andere mehr.

Für Wiſſenſchaft und Vaterland erhoben ſich immerdar in großer Mannigfaltigkeit vormals kaum gekannte Stiftungen: Beobachtungsſtätten zur Kunde der Witterung und des ewigen Wandels der Erſcheinungen im Luftmeer; auf dem Gaſteigberg die Sternwarte; für angehende Künſtler die Zeichnungsſchule; die Bildungsanſtalt für Prediger in geiſtlicher Beredſamkeit; bleibender aber und glänzender, denn alle, die Bühne deutſchen Schauſpiels.

Bisher waren an den meiſten Höfen lange nur franzöſiſche oder italieniſche Sänger, Tänzer und Spieler gekannt, welche, durch Darſtellung von Meiſterwerken ausländiſcher Dichter und Tonſetzer, dem Geſchmack und Sinn der Vornehmen ein fremdartiges Weſen gaben, oder bloß ihren üppigen Gelüſten fröhnten. Den großen Haufen des Volks ergötzten wandernde Poſſenreiſſer mit Spielen aus dem Stegreif, voll rohen Schwanks und zotigen Witzes. Allein mit dem Erwachen deutſcher Selbſtheit in Wiſſenſchaft und Kunſt hatte auch die Bühne höhern Ernſt und Adel angenommen. Leſſing, Gotter, Brandes, Weiſſe und Andere, dichteten für ſie; und in den Schöpfungen derſelben offenbarten ſchon ein Brokmann, eine Sacco die ganze Wunderfülle darſtellender Kunſt. Baiern aber kannte, was im übrigen deutſchen Lande geſchehen war, nur noch aus Schriften oder Sagen der Reiſenden.

Da begab ſich, daß in München einſt zur Faſchingszeit Jünglinge die Aufführung eines beſſern Schauſpiels verſuchten. Johann Baptiſta Nießer, der Rechtsgelahrtheit befliſſen, entzückte dabei mit Natur und Wahrheit ſeines Spiels die Menge der Anweſenden.

Drei der ehrwürdigſten Mitglieder des kurfürſtlichen Gelehrtenvereins, Lori, Oſterwald und Obermayr, befanden ſich unter den Letztern. Dieſe ermunterten den Jüngling, ſeinen Reichthum künſtleriſcher Anlagen auf Deutſchlands beſten Bühnen zu vollenden. Er ging, dem innern Beruf und der Mahnung dieſer Weiſen folgend. Nachdem er Bildung und Kenntniß erworben, kehrt' er heim und ſammelte eine ausgewählte Geſellſchaft deutſcher Künſtler. Am zehnten Wintermonds des Jahrs 1771 führte er zu München das erſte ordentliche Schauſpiel auf. So ſchuf er der Hauptſtadt eine deutſche Bühne, welche bald durch ihre Vortrefflichkeit den Sinn der Gebildetern von den rohen Späſſen der Weberſpiele, wie vom Gefallen an Ausländerei ablockte. Was in altvergangenen Tagen Gründung einer Abtei in der Einöde zur Vermenſchlichung der Wilden geweſen, das wirkt' in dieſen Zeiten zur Milderung der artloſen Sitten die auf der Bühne verbundene Zaubermacht aller edeln Künſte. Ein Volk, das zarter fühlen, edler ſinnen lernt, iſt ſchon in Wort und Werk dem Menſchlichſchönen näher. Und Sitten bleiben das ſchützende Gewand der Sittlichkeit. Von dieſem Standpunkt betrachtete der kurfürſtliche Gelehrtenverein die Aufnahme deutſcher Schauſpielkunſt zu München. Mit jener Liebe, die ihm Alles zum heiligen Kleinod machte, was Segen oder Zierde des Vaterlandes war, feierte er den Sieg des beſſern Geſchmacks und Nießers Verdienſt. Selbſt der Hof blieb gegen den Werth und Vorzug deutſcher Kunſt bald nicht mehr gleichgültig. Zuerſt ward die Gemalin Maximilian Joſephs ihre Beſchirmerin, und der Geſellſchaft das ältere Schauſpielhaus eingeräumt.

So ſtieg in München, und von der Hauptſtadt durch ganz Baiern, ein neuer Geiſt auf. Es regte ſich

ein friſches Leben voll Ahnungen des Herrlichern, wie beim Entdecken neuer Welten. Der finſtere Kloſterſinn ſtritt gegen die großen Verwandlungen nur ohnmächtig an, die ſich von ſelbſt vollbrachten. Zu ſiegen hofft' er kaum mehr. Er tröſtete ſich von Zeit zu Zeit in ſeinen Zellen noch an Opfern unedler Rache, die er erreichen konnte. Zwei derſelben verdienen genannt zu ſein, das eine des Mannes wegen, dem der Mönchszorn dräute; das andere der That wegen, die dieſer verübte.

Es lebte damals zu München, als öffentlicher Lehrer, Lorenz Weſtenrieder, ein tugendhafter Jüngling in aufblühender Kraft, an ſeltenen Gaben des Geiſtes und Gemüthes reich. Es iſt derſelbe, welcher nachmals durch den Ruhm ſeiner Schriften die Zierde des Vaterlandes geworden iſt. Denn kaum von Einem ſeines Volkes vor ihm iſt er an gründlicher Kunde der Geſchichte, verbunden mit Tiefblick in des Menſchen Herz, und im Adel der Gedanken übertroffen worden. Als Jüngling ſtand er muthig in den Reihen der Edeln, welche die Herrſchaft der Barbarei bekämpften, wie er als Mann und Greis der Cato Baierns, ein Prieſter ſtrenger Zucht und Sitte, mitten im Strom einbrechenden Verderbens und üppiger Weichlichkeit, geworden iſt. Um der Jugend die Grundwahrheiten des Chriſtenthums in lauterer Wahrheit darzuſtellen, hatt' er ein Lehrbuch des Glaubens verfaßt, rein vom Unweſen gottesgelehrter Spitzſindigkeiten. Das ward ihm zum Verbrechen gezählt; er zur Verantwortung nach Freiſing gefordert, und ſchon, als Herold der Ketzerei, verdammt, eh' er gehört war. Er ging. Die Blinden richteten den Sehenden, und blieben unbewegt durch ſeine Vertheidigung. Zu München vernahm man aber die geſchehene Verhaftung. Kolmann, der geiſtliche Rath, drang zum Kurfürſten, flehte für Weſtenrieder,

und Maximilian Joſeph bewirkte durch ſchleunige und ernſte Mahnung an das Hochſtift ungeſäumte Loslaſſung des Mannes, den er hochachtete.

Trauriger war das Loos des Nonnos Gſchall, eines helldenkenden Mönches der Abtei von Oberaltaich. Reizbares Gemüthes, Feind der Heuchelei, aber fromm und liebenswürdig im Wandel, ſchalt er nicht ſelten mit unvorſichtiger Heftigkeit die zügelloſen Sitten ſeiner Mitbrüder; oder geiſſelte er mit Spott den Stolz ihrer Unwiſſenheit. Darum ward er von ihnen gehaßt. Sie lauerten auf einen Vorwand ihrer Rache, und fanden denſelben in ſeinen freien Aeuſſerungen über Kirchenlehren. Als Glaubensverderber nun verurtheilt und verhaftet, ſah er ſich ihrer Wuth zur Beute gegeben. Sie durchwühlten ſeine Schriften, und ſuchten vergebens nach einem Grund zur härteſten Strenge. Dennoch verdammten ſie ihn zum ſcheußlichſten ihrer Kerker. Als er ſich in denſelben zu gehen weigerte, hetzten die frommen Väter, ſeine Leibesſtärke fürchtend, ihren großen Kettenhund. Dann, da er blutend zu Boden geriſſen lag, banden ſie ihn, und ſchleppten ihn bei den Füßen über die Treppen hinunter ins tiefe Verließ. Von dieſer Grauſamkeit überwältigt, wurde Nonnos, nachdem er die Freiheit wieder empfangen, zwar behutſamer, aber ſeinen gefühlloſen Kloſtergenoſſen nicht befreundeter. Er lebte in ſich gekehrt, düſter, unter den Mönchstücken ein freudenarmes Leben. Nur zuweilen klagt' er in Briefen entfernten Freunden die Härte ſeines Schickſals und das ruchloſe Weſen vom Innern der Abtei. Ihm zum Unglück ward durch die lauerſamen Mönche einer der Briefe aufgefangen; dann neuer Verhaft gegen ihn verhängt und mit Unmenſchlichkeit vollzogen. In ſchweren Verhören geängſtigt, mit allen Schreckniſſen des Glau-

bensgerichts bedrängt, ohne Ausſicht ſeiner Rettung, ward ſein Herz der Verzweiflung zum Raube. Er entleibte ſich ſelbſt in großer Angſt, um der Qual langſamen Kerkertodes zu entrinnen. Die Mönche fanden ihn, im Blute ſchwimmend, noch lebendig. Nun erſchrack der Abt des Kloſters, Joſeph Maria, denn das Geſchehene war nicht zu verheimlichen. Er ließ, um von dem Gotteshauſe böſen Verdacht abzuwälzen, im nahegelegenen Straubing ärztliche Hilfe rufen. Sie kam zu ſpät. Der Sterbende hatte kaum noch Kraft, den zugleich erſchienenen Abgeordneten der Obrigkeit von Straubing die Urſache ſeines freiwilligen Ganges aus dem Leben zu entdecken.

Die Sage vom ſchrecklichen Ausgang des Nonnos erregte großes Entſetzen in Baiern. Der Kurfürſt verhing ſogleich Unterſuchungen über die Geſetzbrüchigkeit der Abtei, welche, ſeinen Befehlen zum Trotz, Kerker und Pflege peinlichen Rechts zu behalten gewagt hatte.

Maximilian Joſephs Sorge um Baierns Zukunft. Sein Tod.

Jahr 1777.

In ehemaligen Zeiten hatten weit mehr Grauſamkeit und Unrecht geringern Unwillen erweckt. Das Geräuſch, welches dem Tode des Nonnos folgte, war ſchon Stimme einer andern und höhern Geſittung. Das Volk von Baiern hatte binnen einem Jahrzehend zu ſeiner Mündigkeit Schritte gethan, wie vormals in keinem Jahrhundert. Am Thron des Landesfürſten ſtanden Vernunft und Menſchlichkeit muthig dem alten Gewaltthum der Prieſterſchaft entgegen. Sie ſtürzten Geſetze, die von dieſer noch vor kaum zwanzig Jahren aufgeſtellt waren, in Vergeſſenheit, und milderten den Blutdurſt der andern. Wenn ſchon noch die ſchreck-

lichen Landgebote wider Zauberei und Teufelskunſt beſtanden, ſah man ſie doch ihres Anſehens gänzlich beraubt. Wollten Beſeſſene zum Entſetzen des Pöbels Rollen ſpielen und Geiſtliche dabei glänzen, wurden jene unter Aufſicht und ärztliche Behandlung geſtellt, dieſe zurückgewieſen. Maximilian Joſeph war durch die Stimme der Zeit geweckt, und er erweckte ſein Volk.

Seine Herrſchaft wäre die preiswürdigſte geweſen, hätte der tugendliche Geiſt, welcher ihn zur Liebe der Baiern machte, in allen ſeinen Räthen und Beamten gewaltet. Manche von dieſen aber ſchalteten in ſtolzer Leichtmüthigkeit, und zertraten des Edeln viel, von Edeln ausgeſäet. Sicher durch des Gebieters gutmütiges Vertrauen, folgten ſie frech den Eingebungen ſelbſtſüchtiger oder herrſcheriſcher Launen. Wo der Fürſt von Unterthanen nur Gehorſam und Liebe begehrte, verlangte der Hochmuth unwerther Diener knechtiſche Untergebung und Abhängigkeit. Man erblickte die Stellen des Landes durch ſie ohne Noth vervielfacht, um viele Anhänger zu verpflichten; und häufig übel beſetzt, weil durch Gönnerſchaft mehr, als durch Verdienſt erreichbar war. Der Hof, in Ueberfluß ſchwimmend, ließ den arbeitenden Stand von Abgaben erdrückt.

Dies ſah das Volk ſehr wohl. Der Haß deſſelben gegen einzelne Staatsdiener war ſo groß, als groß ſeine Liebe zu dem verrathenen Fürſten. Am lauteſten murrte der öffentliche Unwille wider den Reichsgrafen von Berchem, dem die Verwaltung der Staatswirthſchaft zuſtand. Dieſe lag in der That zerrütteter, als ſie je geweſen; die öffentliche Schuld, ſtatt abgethan, vermehrt, und viel Gut des Landes verpfändet. Auch Maximilian Joſeph, zwar im langgewohnten Umgang dem Manne zugethan, welchen Geſchäftskenntniß

und Thätigkeit empfahlen, verabſcheute jederzeit deſſen erfinderiſche Gewiſſenloſigkeit, die in Geldbedürfniſſen des Hofes nie um Mittel verlegen ward. Vielmals verhütete der Fürſt ihre Wirkſamkeit. Einſt, da man beträchtlicher Summen vonnöthen war, ſchlug Berchem vor, Käufer wie Verkäufer des Getreides von jedem Scheffel auf dem Markt zwölf Kreuzer zahlen zu laſſen. Der Kurfürſt wandte ſich jedoch mit Verdruß von ihm ab, und ſprach: „Soll ich unter meinem Volke Räuberei treiben?“ Und der Graf von Seinsheim, welcher anweſend war, ſpottete dazu: „Beſſer, man geböte dem Bauer, das Korn, ſtatt auf dem Markt, ohne Bezahlung im Schloß abzuladen; das brächte weit mehr ein.“ Aber Demüthigungen, wie dieſe, jagten dem geübten Höfling keine Röthe ab. Im Lande ging die Sage, daß Berchem auf ungerechte Weiſe großen Reichthum geſammelt habe. Die Ausſchweifungen ſeines Geizes waren, wie die ſeiner Wolluſt, bekannt. Ohne Beſtechung ſeiner Hausdiener gelangte man nicht leicht zu ihm. Daher, als er geſtorben war und ſein Leichnam zur Schau ſtand, las man in Anſchlagszetteln: „Heut läßt ſich der Graf von Berchem zum erſtenmal unentgeldlich ſehn.“

Was Leides üble Beamte dem Volke zufügten, verſüßte wieder Maximilians väterliche Huld und ein dreißigjähriger Genuß des Friedens. Darin genaß das Land, wenn auch langſam, von alten Wunden. Es erkannte und pries ſein Glück. Der Kurfürſt, wohin er kam, begegnete nur ſegnenden Augen. Wenn eines Volkes herzliche Freude und faſt abgöttiſche Liebe den Herrſcher beglücken können, hätte Maximilian Joſeph der Glücklichſte von den Fürſten Europa's ſein müſſen.

Er war es nicht. Kinderlos geblieben in unfruchtbarer Ehe, brach ihm der Gedanke oft zu Allem Muth und Luſt, daß ſein ſchönes Baiern in die Hand eines

Nachfolgers fallen könne, der es nicht wie ſeine Heimath liebe; oder daß ein Erbfolgekrieg über ſeinem Grabe einſt alle ſeine Staaten zerſtören möchte. Denn er kannte das Ländergeizen der Fürſten, die feile Gefälligkeit ihrer Diener, die Verhöhnung des Völkerrechts, die Meineide der Höfe.

Jene mit dem Hauſe Pfalz, ſchon nach dem Tode des Herzogs Klemens, enger geknüpften Verträge gewährten ihm keine Zuverſicht, daß nach dem Schluſſe ſeiner Tage das ſelbſtſtändige Leben des baieriſchen Volkes unbedrängt bleibe. Was hatte einſt der letzte Wille König Karls von Spanien, was Kaiſer Karls VI Erbfolgegeſetz, was die Gewährleiſtung vom halben Welttheil gefrommt?

Gedrängt von ſolchen düſtern Ahnungen hatte ſich Maximilian Joſeph viel und oft mit dem greiſen Ikſtatt, ſeinem Lehrer, dem in Rechtsverhältniſſen tief erfahrnen Manne, berathen. Es war darauf, nach deſſen Rath, um jeder Möglichkeit eines Zwiſtes über das Erbe von Baiern vorzubeugen, zwiſchen beiden Kurfürſten zu Baiern und zu Pfalz am Rhein ein wirklicher gegenſeitiger Schenkungsvertrag ihrer Länder geſchloſſen und beſiegelt worden. Darin lautete es ausdrücklich: Einer räume dem andern ſchon gegenwärtigen Mitbeſitz geſammter, beiderſeitiger Lande ein, doch alſo, daß derſelbe zwar gegen jede Anmaßung des Beſitzthums von einem Dritten volle Wirkung haben, aber ſo lange der beiderſeitige Mannsſtamm dauere, zu keinem Gebrauch gegen einander dienen könne.

Ferner: Es ſollten alle Ausfertigungen, welche dermaleinſt zur Beſitzergreifung vom Lande des einen oder des andern nöthig ſein dürften, vorausgethan, unterſchrieben, und, nur Zahl von Tag und Jahr leer gelaſſen, zu München aufbewahrt werden.

Dieſe Uebereinkunft war im engſten Geheimniß bewerkſtelligt worden, nur mit Beizug eines vertrauten Rathes von jedem der Fürſten, und der Herzogin Maria Anna, Herzog Klemens Wittwe, beider Vertraute. Dieſe geiſtvolle Frau, voll vaterländiſchen Argwohns alle Bewegungen Oeſterreichs belauſchend, hatte nicht wenig zu beider Fürſten Einverſtändniß beigetragen.

Es begab ſich aber nach wenigen Jahren, daß der Großſtaatsbeamte Karl Theodors, des Kurfürſten von der Pfalz, Anton Heinrich von Beckers, Freiherr zu Weſterſtetten, Todes verblich. Unter ſeinen Papieren wurd' auch ein Briefwechſel mit dem Erzhauſe zu Wien, und darin Rede von uralten Anſprüchen desſelben auf das Erbe des Herzogs Johann gefunden, des Letztern von Baiern-Straubing. Dieſe Entdeckung hinterbrachte man eilfertig dem Herzog Karl von Zweibrücken, welcher, als nächſter Verwandter der Kurfürſten von Rheinpfalz und Baiern, im Fall ihres kinderloſen Abſterbens, beider Erbe ſein mußte. Derſelbe hatte immer treue Leute am pfälziſchen Hofe. Ohne Verzug begab er ſich nach München und offenbarte dem erſchrocknen Maximilian Joſeph, was er vernommen. Nun vertraute keiner dem Kurfürſten von der Pfalz mehr. Man ward einig, für den abgeſchloſſenen Hausvertrag mächtige Gewährleiſtung bei Frankreich und Preuſſen, den natürlichen Gegnern Oeſterreichs, zu ſuchen. Maria Anna, Freundin des großen Friedrich, von ihm gekannt und geehrt, wollte ſich ſelber nach Berlin begeben, um ſein Wort auszuwirken. Freiherr Maximilian von Leyden, baieriſcher Geſandter beim Reichstage zu Regensburg, ein geprüfter Geſchäftsmann, voll treuer Anhänglichkeit, ſollte an den Hof von Verſailles reiſen. Herzog Karl von Zweibrücken

ſelbſt beſchloß, dahin vorauszueilen, dem Geſchäft Nachdruck und ſchnellen Gang zu geben.

Noch waren die Veranſtaltungen nicht beendet, als Kurfürſt Maximilian Joſeph eines Abends, von den Feierlichkeiten des Feſtes der Georgenritter in ſein Schlafgemach tretend, Uebelbefinden verſpürte. Er verſuchte zwar des andern Morgens, einer großen Hirſchjagd beizuwohnen, die er angeordnet hatte; aber Zittern befiel ihn, das ihn zur Rückkehr zwang und auf das Siechenbett warf. Darum verlieſſen ihn ſeine Sorgen um Baiern nicht. Er verrichtete unausgeſetzt die Geſchäfte ſeines Berufs. Nur der Menſch war krank, der Fürſt geſund. Es verbreitete ſich Ausſchlag über ſeinen ganzen Körper. Der betagte Leibarzt, Sänftl, unwiſſend und prahlhaft, nannte die Erſcheinung Rötheln. Es waren die Kinderpocken. Da fühlte der Kurfürſt bald die Nähe ſeines Todes und bereitete ſich zu demſelben.

Im Schloſſe, durch die Hauptſtadt, über ganz Baiern brachte ſolche Botſchaft unbeſchreibliche Beſtürzung und Trauer. Da ward geſehn, wie ein Volk ſeinen Fürſten liebt. In Paläſten und Hütten hörte man Stimmen des Wehklagens, ängſtlichen Hoffens und rührender Gebete zum Himmel. Eine Ortſchaft ſandte der andern unaufgefordert Boten mit Berichten und Sagen, wie ſie wechſelten, ihren Schmerz oder Troſt mitzutheilen. Die häuslichen Freudentage wurden abgeſtellt, wie wenn in jedem Hauſe ein Vater darnieder liege. Wohin man ſich wandte, wurden Augen voller Thränen geſehen, Tempel voller Betenden, Straßen voller Umgänge. Selbſt Juden liefen in der Verwirrung des Schmerzes zu chriſtlichen Prieſtern, und brachten Geld, für das Leben des Vaters von Baiern zu beten. Es war nicht, als wenn eines ein-

zelnen Mannes, ſondern eines ganzen Volkes Ende bevorſtehe.

Als die Pocken endlich abſchwanden, und Hoffnungen zur Rettung des theuern Lebens wurden, ging die Klage des Landes in ungeſtümen Jubel über. München ſchlug Denkmünzen. Straubing und andere Städte feierten öffentliche Dank- und Freudenfeſte vor Gottes Altären. Doch zu früh. Es kam zu den Wunden des Kranken Entzündung, die, bei der Sorgloſigkeit des auf ſein Wiſſen allzuſichern Arztes, den Tagen des guten Fürſten ſchnellen Schluß brachte. Er empfand es. Er nahm Abſchied von ſeiner Gemahlin und ſeufzte noch mit ſterbender Lippe: „Leb wohl, ewig wohl, Liebe! — — Du mein ſchönes Land, meine lieben Unterthanen, ihr lieget mir am Herzen! — Betet für mich; auch ich will euch Segen bei Gott erflehn!“

Dies kund geworden, und da man bei wachſender Gefahr die Thore ſchloß, gerieth das Volk zu München in neues Verzagen. Man ſtrömte mit ringenden Händen zu den Kirchen. Man erneute die öffentlichen Bittgänge, und trug unter prieſterlichem Gepränge das Bild des Landesheiligen voran. Dem folgte betend, heulend die Menge der Menſchen. Allenthalben bleiche, entſtellte Geſichter; ſtarre Blicke; und in Häuſern und auf Straßen Kniende. Der gefühlloſe Pöbel zitterte vor Furcht der kommenden Dinge. Der Fremdling, vom allgemeinen Jammer bewegt, weinte um den Fürſten, welchen Reiche, wie Arme, ihren einzigen Freund hießen. Plötzlich dröhnte vom Thurm der dumpfe Ton der Sterbeglocke. Jeder, erſtarrend, verſtand ihn.

Maximilian Joſeph war ſanft verſchieden, am dreißigſten Tag des Chriſtmonds im ſiebenzehnhundert ſiebenundſiebenzigſten Jahr. Die Kurfürſtin ſank ohn-

mächtig mit den Worten zuſammen: „Mir iſt nicht zu rathen und zu helfen!“ So war nie ein Fürſt in Baiern geliebt worden, wie dieſer, der Letzte der Ludewingen. Es hatten die Nachkommen Ludwigs des Baiern ſeit dem paviſchen Vertrag vierhundert achtundvierzig Jahre Baierland, und hundert neunundvierzig lang die obere Pfalz beherrſcht. Und in der ganzen Reihe dieſer Erlauchten, über zwanzig an der Zahl, von verſchiedenen Gemüthern und Schickſalen, war kein Einziger geweſen, von dem man geſprochen: Er war böſe. Am theuerſten aber war Allen der Letzte der Geliebten.

Als ſein Odem gewichen, öffnete der Kanzler des geheimen Rathes, Freiherr von Kreitmayr ein Käſtlein, in Gegenwart der Großſtaatsbeamten, wie es ihn der Verſtorbene geheißen hatte. Darin fanden ſie ſeinen letzten Willen, desgleichen wie er es mit ſeinem Begräbniß gehalten wiſſen wollte und eine ſchon ausgefertigte Verkündung vom Antritt der Herrſchaft des Kurfürſten Karl Theodor über Baiern.

Noch ſelbiges Tags vor Sonnenuntergang wurden die Thore der Stadt München wieder eröffnet, und die Worte jener Verkündung von einem Herold feierlich in den Straßen verleſen. Eilboten flogen nach allen Richtungen, den auswärtigen Höfen das Ereigniß zu melden.

Dritter Abſchnitt.

Karl Theodors Herrſcherjahre in Baiern.

1. Karl Theodor als Kurfürſt in der Pfalz.

Jahr 1777.

Es ſah das Volk der Baiern der Ankunft des neuen Gebieters in furchtſamer Ungewißheit entgegen. — Karl Theodor, ein Sohn des Pfalzgrafen Johann Chriſtian, geweſenen Herzogs von Sulzbach, war damals ſchon ein Herr von dreiundfünfzig Jahren. Schon als eilfjährigen Knaben hatte ihn nach dem Tode ſeines Vaters ſein Vetter und Vormund, Kurfürſt Karl Philipp, gen Mannheim zu ſich genommen, und daſelbſt erzogen. Karl Philipp war ein ſtrenger, einſichtvoller Herr geweſen, Nachfolger ſeines verſtorbenen Bruders, Johann Wilhelm, in der Kurwürde, und Sohn jenes Philipp Wilhelm, welcher beim Ausſterben des Zweiges Pfalz-Simmern die rheiniſche Pfalz empfangen hatte. Mit dem einundachtzigjährigen Karl Philipp iſt darauf auch das Haus Neuburg erloſchen; und deſſelben nächſter Erbe der junge Herzog von Sulzbach, Karl Theodor, geworden, ſein hoffnungsvoller Zögling. Dieſer hatte alſo, als ein Jüngling von achtzehn Jahren, die Pfalz bei Rhein und des heiligen Reichs Erzſchatzmeiſterwürde gehabt.

In zarter Kindheit war er gar gottesfürchtig von ſeiner frommen Mutter erzogen worden, die ihn, nach

damaliger Sitte katholiſcher Höfe, als Folge eines Gelübdes, in das Ordensgewand der Paulaner kleidete. Zu Mannheim, als Jüngling, hatte er für Wiſſenſchaften ſeltene Wißbegier, und, nach der Heimkehr von hohen Schulen und Reiſen, vielſeitige Kenntniß, richtiges Urtheil und gewandten Geiſt in Geſchäften bewieſen. Im Umgang fein und leicht, war die natürliche Würde ſeines Aeuſſern, wenn er wollte, nicht beſchwerlich, ſondern einnehmend. Der ſcharfe, feſte Blick ſeiner Augen verrieth durchdringenden Verſtand und huldreiches Gemüth. In Stunden der Erheiterung ſpielte er, nicht ohne Zartheit, Geige und Flöte, oder freut' es ihn, den Künſten der Taſchenſpieler nachzugaukeln.

Freigebigkeit und milde Herrſchaft erwarben ihm am Rheine die Liebe der Unterthanen. Sein Hof war glänzend; ein Sammelplatz von Gelehrten und Künſtlern. Sie ſahen hier köſtliche Schätze von Gemälden, Alterthümern, Kunſtwerken aller Art, ſeltenen Büchern und Handſchriften. Mannheim empfing durch dieſen Fürſten einen Gelehrtenverein, deſſen Verdienſt um Wiſſenſchaften das geſammte Europa ehrte. Die Schriftſteller vergötterten den freigebigen Stifter. Für Werke der Kunſt, für Aufführung prachtvoller Gebäude, ſcheute Karl Theodor den Aufwand von vielen Millionen nicht. Noch zeugen von ihm die weitberühmten Gärten Schwezingens; noch viele Paläſte am Rhein. Er war der erſte von Deutſchlands Fürſten, welcher das franzöſiſche Schauſpiel aufhob, und ſeinem Hofe deutſche Bühne gab. Daneben glänzte das italieniſche Singſpiel, mit unermeßlichem Prachtaufwand ausgeſtattet. Zum Bühnentanz ließ er die ſchönſten Leute beiderlei Geſchlechts ſuchen. Von Ausführungen großer Tonſtücke hörte man in Deutſchland nichts Vollendeteres, als der Hof von Mannheim beſaß. Dies Alles ſich in reinſter Gedie-

genheit zu gewinnen, hatte der Kurfürſt ſogar eigene Schulen für Schauſpiel, Tanzkunſt und Geſang geſtiftet und mit großen Meiſtern beſetzt.

Von allem, was menſchlicher Witz erſinnt, des Lebens Anmuth zu erhöhen, mangelte ihm faſt nichts. Nur die edelſte der Freuden im häuslichen Kreiſe, das Glück, Vater zu ſein, entbehrte er. Einen Sohn zwar hatte ihm die Gemalin Maria Eliſabeth geboren. Derſelbe war aber ſchon in erſter Kindheit geſtorben. Unter den Schmerzen, in welchen die Kurfürſtin das Kind geboren und verloren, hatte ſie auf immer der Hoffnung und dem Willen entſagt, noch einmal Mutter zu werden. Dieſer Entſchluß, wider die Beſtimmungen der Natur aus Furchtſamkeit ergriffen, mit unweiblicher Feſtigkeit gehalten, brachte ihr ſelbſt, ihrem Gemal, ihrem Hauſe, zuletzt Tauſenden ihrer Unterthanen verderbenvolle Wirkungen. Karl Theodor wandte ſich von ihr, und den Reizen fremder Weiber zu. Die Früchte ehebrecheriſcher Liebe mußten ihm den Verluſt häuslicher Zufriedenheit erſetzen. Sein Herz hing voll väterlicher Zärtlichkeit an den natürlichen Kindern. Den Vorwurf ſeines Gewiſſens beruhigte die fromme und kluge Beredſamkeit des Beichtvaters Frank, eines Jeſuiten. Darum war ihm dieſer Mann bis in die ſpäteſten Tage ſeines Lebens theuer, ſo wie derſelbe jederzeit und unter allen Verhältniſſen der treue Fürſprecher jener Kinder geblieben iſt.

Mannheim, wo der Neckar durch niedere Ebenen zum Rhein ſtrömt, erweiterte und verſchönerte ſich unter Karl Theodors Pflege zu einer der anmuthigſten Hauptſtädte. Erſt im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatte ſie Kurfürſt Friedrich IV aus einem alten Dorf und Schloß zur Stadt erhoben und mit Niederländern bevölkert, die in Glaubensnoth ihr erſtes

Vaterland verlaſſen hatten. Da ward nun viel Glanz und Gewerbigkeit erblickt, deren vornehmſter Urheber Karl Theodor war. Er gründete hier große Webereien und Färbereien für Seidenzeuge; zu ihrem Behuf und des Seidenwurms Pflege weitläufige Pflanzungen von Maulbeerbäumen. Mildreich unterſtützte er hier Großgewerbe zur Verfertigung von Porzelan, Wollenzeugen, Schnallen, ſeidenen Strümpfen und Dünnzeugen, Fruchteſſigſiedereien und viele andere Gewerbe. So that er nicht minder in den übrigen ſeiner Städte, wie davon des fleißigen Frankenthals Wohlſtand ein ruhmhaftes Denkmal geworden iſt. Ueberall freigebig, dem Ruhme eines weiſen Fürſten nachſtrebend, gab er dem Verkehr große Befreiungen und Rechtſame; treffliche Landſtraßen, reichere Schiffahrt. Das Gerichtsweſen freute ſich durch ihn großer Verbeſſerungen.

So erwarb Karl Theodor am Rhein einen geprieſenen Namen unter den übrigen Herren und Königen Deutſchlands. Prachtliebend, geiſtreich, aufgeklärt, und vielſeitig gebildet, kamen ihm Wenige in vortrefflichen Eigenſchaften gleich. Die Geſchäfte des Staats kannte er eben ſo genau, als er ſie mit ſicherer und leichter Hand zu führen wußte. Viele derſelben verrichtete er ſelbſt. Nicht ſelten aber von ſchönen Weibern und Günſtlingen, oft nur von einer Laune beherrſcht, war er in der Wahl ſeiner Räthe und Vertrauten zuweilen glücklicher, als vorſichtig. Es wird erzählt, daß er einſt, in Verlegenheit, wen er zum Großbeamten der Staatswirthſchaft ernenne, den Grafen von Goldſtein, einen reichen Niederländer, in ſeiner Geſellſchaft erblickte. Er ſah, wie derſelbe die goldene Tabaksdoſe, von Edelſteinen funkelnd, hervornahm und daraus mit abgemeſſener Würde ſchnupfte. „Dieſer tauget zum beſten;“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „an feier-

lichem Anſtand gebricht es ihm nicht; reich genug iſt er, um nicht Plünderung des Landes wünſchen zu müſſen; und wer ſein eigenes Hausweſen wohl verwaltet, wie dieſer, kann auch das eines Staats führen.“ Darauf ſetzt' er denſelben über die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben, zu des Grafen und aller Welt Erſtaunen. Die geſammten Staaten des Kurfürſten, zerſtückelt, ohne Zuſammenhang, von fremden Beſitzungen vielfach durchſchnitten, waren übrigens am beſten zu verwalten, wenn man ſie in hergekommenen Ordnungen nahm und ließ, und lediglich nachhalf, wo das Räderwerk zu ſtocken drohte. So that Karl Theodor, und ärntete des Volkes Dank.

Die Lande der Pfalz am Rhein, mit neununddreißig Städten, und faſt tauſend Marktflecken, Dörfern und Weilern, zwar fruchtbar an Getreide, Wein, Obſtgärten und Viehweiden, zählten dennoch minder Einwohner und Gewerbſchaften, als vor Zeiten. Das war noch der Fluch, theils franzöſiſcher Kriege, theils alter Glaubensbedrängungen des Volks. Zu Heidelberg, wo vormals der Pfalzgrafen Sitz geweſen, blühte noch ſeit vier Jahrhunderten in ungeſchwächter Kraft die hohe Schule.

Neben den vierzehn Oberämtern der Pfalz, beſaß Karl Theodor die beiden Fürſtenthümer Neuburg und Sulzbach im Nordgau. Dieſe, welche nach dem landshutiſchen Erbfolgekrieg den Enkeln des reichen Herzogs Georg, unter dem Namen der jungen Pfalz, gegeben worden waren, hatten lange beiſammen geſtanden, bis ſie an des Pfalzgrafen Philipp Ludwigs Söhne vertheilt wurden. Siebenzig Jahre nach ſolcher Trennung kam Neuburg zuerſt wieder an die Pfalz bei Rhein; dann mit Karl Theodor auch ſein Erbe, Sulzbach.

Neuburg, das Herzogthum, an Aeckern, Wieſen

und Gärten fruchtbar, nährte auf mehr denn fünfzig Geviertmeilen beinahe neunzigtauſend Menſchen. Auch mit dem alten Stammlande am Rheine wieder vereint, hatte es beſondere Verwaltung, Hofkammer, Geſetze, Uebungen und Gerichte in den neunzehn kleinen Pflegämtern behalten. Aus dem Alterthume bewahrt' es ſeine Landſtände, welche vor ihren Herren nicht ſelten dem bedrängten Volke oder eigenen Rechtſamen das Wort geführt hatten. Andere Ordnung und anderes Recht herrſchten in des Herzogthumes Sulzbach fünf Amteien, wo im Umfang von ſechsundzwanzig Geviertmeilen bei zweiundvierzig tauſend Seelen wohnten.

Zu dieſem Beſitzthum Karl Theodors gehörten auch am Niederrhein, an der Maas und Roer zwei andere Herzogthümer: Jülich, mit ſechsundzwanzig Städten, eben ſo vielen Flecken und Freiheiten zwiſchen üppigen Wieſen und Wäldern; Berg, voll erzreichen Gebirgs, Viehzucht und Ackerbau, ſammt großem Gewerb in zwölf Städten und eben ſo vielen Marktflecken. Dies ſchöne Gut war ſchon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges aus dem Erbe von Teiſterbant an Pfalz-Neuburg gefallen, dann mit dieſer zur Pfalz am Rhein. Zwar, wie Kurfürſt Karl Philipp kinderlos aus dem Leben ging, hatte Brandenburg, kraft Erbvergleichs, ſeine Anſprüche darauf erneut; doch waren die Länder durch gütliche Abfindung für Karl Theodor erhalten worden.

Hier genoſſen von früher Zeit her die Stände des Landes, Ritterſchaft und Städte, noch immer große Freiheiten. Sie ſprachen auf ihren Tagen zu Düſſeldorf in des Vaterlandes wichtigſten Angelegenheiten, und wieſen den Fürſten Summen für Bedürfniſſe der Hofhaltung, wie des Staates an. In Düſſeldorf, der Hauptſtadt, wo Karl Theodor den weltberühmten Bilderſchatz mit auserleſenen Werken vergrößerte, und

eine Geſellſchaft der ſchönen Künſte ſtiftete, ließ er auch die Herzogthümer, nach hergebrachten Rechten und Gewohnheiten, durch geheimen Rath, Hofrath, Kammer und Kanzlei verwalten. Wie in ſeinen übrigen Staaten, wohnten hier in den einunddreißig Aemtern, Dingſtühlen und Vogteien von Jülich, desgleichen in des Herzogthums Berg ſiebenzehn Aemtern, ſammt den damit verbundenen Herrſchaften, Chriſten beiderlei Kirchen gemeinſam und verträglich.

Nebſt Jülich und Berg war zugleich aus dem Teiſterbanter Gute die Herrlichkeit von Ravenſtein, das Städtlein dieſes Namens an der Maas, nebſt vierzehn Dörfern, zur Pfalz am Rhein gekommen. Wiewohl dieſe Herrſchaft bei den vereinigten Niederlanden zum Lehen ging, war ſie doch dem Kurhauſe am Rheine wohl einträglich.

Alle dieſe Gebiete, welche aus ihrem ſtreitbaren Volk ein ſtehendes Heer von eilftauſend Mann unterhalten mußten, hatte Karl Theodor ſchon fünfunddreißig Jahre mit Klugheit und Würde beherrſcht, als ſie nun durch das Erbe von Baiern und des oberpfälziſchen Fürſtenthumes um mehr denn ſiebenhundert Geviertmeilen vergrößert wurden.

Noch in derſelben Nacht, da ihm die Trauerbotſchaft vom Ableben Maximilian Joſephs überbracht wurde, brach er auf, und eilte gen München. Und am andern Tage des ſiebenzehnhundert achtundſiebenzigſten Jahres hielt er in die Thore der baieriſchen Hauptſtadt den feierlichen Einzug.

2. Oeſterreich ſpricht den Beſitz von Niederbaiern an. Jahr 1778.

Bei ſeiner Ankunft war das ganze Land in großer Trauer. Doch richtete es ſich bei ſeinem Anblick unter gemiſchten Empfindungen auf. Er ward mit Ehrfurcht

begrüßt, als der, den das Schickſal gerufen, die alten Hauptlande vom Stamme Wittelsbach nach fünftehalbhundertjähriger Trennung wieder zuſammenzuknüpfen. Der Ruf ſeiner weiſen und milden Herrſchaft am Rheine war vor ihm hergegangen. Viele rühmten den Fürſten, deſſen Namen Kunſt und Wiſſenſchaft verherrlicht hatten. Vielen that wohl, die Seinsheime, Kreitmayr und andere hochgeachtete Männer des Vaterlandes täglich an ſeiner Seite zu erblicken. Viele verhießen dem Staate oder ſich neues Glück von ſeiner Freigebigkeit. Hinwieder Andere vermißten jene Leutſeligkeit und das herzliche Weſen, in welchem Maximilian Joſeph nicht Fürſt nur, ſondern Vater des Volks geweſen. Andere fürchteten den Einfluß der pfälziſchen Höflinge und Vertrauten, daß ihre gefällige Wohlrednerei und Geſchliffenheit über der Baiern ſchlichtes, gemüthliches Weſen den Preis davon tragen könnte. Noch Andere verübelten es, im Prunk und Gefolge des Fürſten ſogar einen Hofnarren zu ſehen. Zwar der Narr gefiel Manchem, aber nicht des Kurfürſten Geſchmack.

Wenige Tage nach ſeinem Einzug in die Stadt begaben ſich aber Dinge, welche jedes Baiern Herz mit Entſetzen füllten, und dem neuen Herrſcher das Vertrauen vieler der Redlichſten entriſſen. Banges Vorgefühl davon war ſchon in Manchem bei den räthſelhaften Aeuſſerungen aufgeſtiegen, die Karl Theodor gethan, noch eh' er in das Haus der alten Fürſten von Baiern eingekehrt war. Als ihm nämlich ſein Geſchäftsträger am Münchner Hofe, Reichsfreiherr Hammerer von Hammerſtein mit Glückwunſch und Nachricht entgegengeeilt war, ſämmtliche Lande ſeien Namens ſeiner in Beſitz genommen, hatte ſich Karl Theodor jählings verfinſtert und gerufen: „Voreiligkeit, die mir und dem Baierlande mehr ſchaden, als nützen kann!"

Dieſe Worte ſprangen aus Beſorgniſſen, deren Urſache wenige Menſchen kannten.

Schon zur Zeit, in welcher zwiſchen Pfalz und Baiern der gegenſeitige Schenkungsvertrag über beide Länder berathen worden, hatte Karl Theodor ſeinem Vetter Maximilian Joſeph vorgeſchlagen, dem Wiener Hof von ihrer Uebereinkunft Kenntniß zu geben. Jener hoffte, ſolchergeſtalt dem Vertrage größere Sicherheit zu erwerben, zumal es leichter ſein würde, allfälligen Anſtoß beim Leben beider Fürſten, als nach dem Tode des einen oder des andern zu heben. Maximilian Joſeph hatte aber dieſen Vorſchlag mit ſo großem Widerwillen verworfen, daß er erklärte: lieber von allen Verträgen abzuſtehen, als Wien in das Geheimniß zu ziehen. Dennoch war Karl Theodor feſt in ſeiner Meinung geblieben, heimlich die Geſinnungen Oeſterreichs für den Fall zu erforſchen, daß er dereinſt Herr von Baiern würde. Seiner Staatsdiener erſter, Heinrich Anton von Beckers, hatte lebhaft dazu geſtimmt. Dieſer war ein betagter, in Allem behutſamer Mann, welcher glaubte, man müſſe jeder Mißhelligkeit mit dem künftigen, übermächtigen Nachbar zeitig vorbeugen.

Sobald nun der pfälziſche Geſandte, Freiherr von Ritter, dem kaiſerlichen Hofe im tiefſten Vertrauen die Eröffnungen gethan, waren zu Wien vielerlei Erinnerungen, vergeſſene Entwürfe und Wünſche erwacht. Nie hatte Oeſterreich das reizend vor ihm ausgebreitete Baiern ohne Begierde geſehen. Zwar Maria Thereſia, in vorgerücktem Alter bedächtig und gewiſſenhaft, ſehnte ſich, den Abend ihrer Tage ohne Unruhen zu vollbringen. Allein ihr ruhmbegieriger Sohn, Kaiſer Joſeph II, gab ſich der Verſuchung um ſo ungeſtümer hin, je weniger Gefahr mit ihr verknüpft zu ſein ſchien. Denn Fürſt Kaunitz, von den Großbeamten

ſeiner Staaten der Erſte, ein Mann, dem in Tiefe und Vielſeitigkeit der Kenntniß europäiſcher Angelegenheiten, und in Feinheit ihrer Anwendung wenige gleichkamen, hing dem Ländergelüſt Joſephs den Schmuck vollkommener Rechtlichkeit um. Dem iſt das Vermeſſenſte ein Spielwerk, der im Stolz ſeiner Uebergewalt nicht göttliche, nicht menſchliche Rache mehr ſcheut; Grundſätze für nichts, Gründe für alles hat. War doch fünf Jahre zuvor die Hälfte des polniſchen Reichs durch Rußland, Oeſterreich und Preuſſen zerriſſen, getheilt und verſchlungen worden, weil dieſe Mächte ſtärker und die Sarmaten ſchwächer geweſen waren. Nach ſolcher That hatte die Staatsklugheit der Fürſten keine Urſache mehr, vor Erwerbungen ähnlicher Art zu erröthen.

Sofort war dem Geſandten der Kurpfalz in Wien von einem Belehnungsbriefe geredet worden, den ſchon Kaiſer Siegmund ſeinem Eidam Albrecht von Oeſterreich, vor mehr denn dreihundert Jahren, über das Niederland von Baiern gegeben, welches Herzog Johann, der Letzte aus Baiern-Straubing, beſeſſen. Daraus wurde hergeleitet, daß mit Abgang Maximilian Joſephs jener Theil Baierns an Oeſterreich, auch jedes von Baiern getragene Lehen des Reichs oder der Krone Böheim, rückfällig werden müſſe. Nach langem, geheimem Schriftenwechſel war die wichtige Belehnungsurkunde Siegmunds ſelber dem Geſandten Karl Theodors in ihrer Urſchrift vorgelegt worden, jeden ſeiner Zweifel zu vernichten. Obwohl er in derſelben keinen förmlichen Belehnungsbrief, ſondern nur eine einsweilige in allgemeinen Ausdrücken verfaßte Verwahrung desjenigen Rechtes ſehen mußte, welches Albrecht von Oeſterreich vor Zeiten zu haben vermeinte, gleichwie denn auch eben daſſelbe Recht vom Kaiſer Siegmund für ſein eigenes Haus angeſprochen war; obwohl fer-

ner weder Albrecht, noch Siegmund, noch deren Erben jemals Beſitz vom Niederlande genommen hatten, wozu ſie doch, kraft einer Urkunde, Fug gehabt haben ſollten: war der Freiherr von Ritter durch des alten Briefes dunkle Worte, oder durch des Wiener-Hofes Macht, Verheißung und Huld, geblendet. Selbſt darauf legte er ſchwaches Gewicht, daß ſogar Kaunitzens Schlauheit das Räthſel nicht zu löſen wußte, warum Oeſterreich, im Beſitz ſolcher Urkunde, nie an deren Vollziehung gedacht habe. Einmal für die Sache des Wiener Hofes gewonnen, war er darauf nach Mannheim zurückgereiſet, das Werk der Unterhandlung zu beenden. Beckers, und die übrigen Räthe Karl Theodors, ſonder Hilfsmittel, in das zweideutige Helldunkel der Urkunden Klarheit zu tragen; oder, weil ſie vorausſahen, daß, ohne ſiegende Gegengründe, bloß eigenſinnige Widerſezlichkeit Gefahr, hinwieder Ergebung dem Kurfürſten Frieden, ihnen ſelbſt dankbare Gunſt bringen werde, erkannten das angeſprochene Recht des Wiener Hofes nachgiebig an. Karl Theodor folgte dem Urtheil und Gewiſſen ſeiner Diener. Er hatte keine Neigung, die künftige Erbſchaft unter dem Zorn eines Angrenzers zu empfangen, der ein Begehren, deſſen Rechtlichkeit Niemand zu widerlegen wußte, mit bewaffneter Hand geltend machen konnte. Noch mußte aber, zur Vollendung des Geſchäftes, die Einwilligung Herzog Karls von Zweibrücken, als des nächſten Verwandten, erhalten werden. Doch von ihm ward nur ſchwacher Widerſtand vermuthet, da er ein gutmüthiger Herr war, in allen billigen Dingen ſonſt dem Hofe von Mannheim willig und ergeben.

Alſo war der Freiherr von Ritter nach Wien zurückgekehrt, bevollmächtigt, eine billige Uebereinkunft zu treffen. Gern fügte man ſich hier in die Wünſche

des Kurfürſten, ſtatt Niederbaierns, tauſchweiſe einſt das Fürſtenthum der obern Pfalz anzunehmen. Das Verabredete ward geſchrieben; nichts mangelte zur Vollendung des Vergleichs, als Unterſchrift und Auswechſelung deſſelben, ſo wie Zuſtimmung der nächſten Verwandten vom Geſchlecht Wittelsbach, ohne welche, laut Hausverträgen, keine Veräuſſerung des Stammgutes rechtsgültig war.

So ſtand die heimliche Angelegenheit, da Maximilian Joſeph von Baiern ſtarb, und Karl Theodor als deſſen Erbe und Nachfolger, in ſämmtlichen Staaten ausgerufen ward. Oeſterreichs Geſandter zu München, Graf von Hartig, ſchickte nun durch Eilboten die ſchon ſeit vier Jahren fertig geweſene, jezt aber vertheilte Kundmachung vom Beſitzergreifen Karl Theodors nach Wien. Man las ſie in der kaiſerlichen Burg; ſehr überraſcht, daß der Kurfürſt nicht nur vom Unterland Beſitz genommen, auf welches er Oeſterreichs Recht ſchon völlig anerkannt hatte, ſondern auch von der Oberpfalz, die er als Erſatz dafür angeboten. Joſeph und Kauniz argwohnten, daß die bisherigen Unterhandlungen nur liſtige Täuſchereien geweſen ſein möchten, und daß das Haus Pfalz inzwiſchen Gewährleiſtung für die volle Erbſchaft, durch fremde Mächte, empfangen habe. — Schnell gab der Hof zu Wien Befehl zum ſchleunigen Aufbruch eines Heers an die Grenzen, und im ſelbigen Augenblick eine Erklärung nach München: daß der abgeſchloſſene Vergleich zwiſchen beiden Höfen beſtätigt und vollzogen ſein müſſe, oder eine Macht von ſechszigtauſend Oeſterreichern werde ganz Baiern und die Oberpfalz beſetzen. Aus Böheim und Inneröſterreich rückten die Schaaren an. Den Verdacht des Wiener Hofes beſtärkte, daß in der obern

Pfalz eine kurfürſtliche Rechtsverwahrung gegen das Einrücken fremder Kriegsvölker erſchien.

Karl Theodor, mit deſſen Vorwiſſen weder dieſe Rechtsverwahrung, noch die Beſitznahme geſammter baieriſchen Staaten geſchehen war, zerſtörte den Irrthum Kaiſer Joſephs ohne Mühe, durch eine freundſchaftliche Erläuterung des Vorganges, noch mehr durch Beſtätigung des Wiener Vergleichs. Kraft deſſelben, indem er Oeſterreichs Recht auf die Bezirke Niederbaierns, die einſt Herzog Johann von Straubing beſeſſen, feierlich anerkannte, entſagte er dieſen für ſich und ſeine Erben zu Gunſten Oeſterreichs. Nicht minder räumte er des Erzhauſes Anwartſchaft und unbeſtrittenes Recht auf Mindelheim in Schwaben, und andere reichslehnbare Güter, auch den rechtsbeſtändigen Rückfall der böhmiſchen Lehen in der Oberpfalz ein, mit Hoffnung, die letztern aus neuer Gnade wieder zu erhalten. Beide Theile behielten ſich übrigens vor, um allfällige Austauſchung der niederbaieriſchen Bezirke gegen anderes Gebiet des Kurhauſes weitere Uebereinkunft zu treffen.

Dieſes geſchehen, ergingen ſchnell öffentliche Kundthuungen des Kaiſers und ſeiner Mutter, der Kaiſerin Königin, in die Welt: die Beſetzung Niederbaierns, der böhmiſchen Lehen, der Herrſchaft Mindelheim, der Landgrafſchaft Leuchtenberg, der Grafſchaften Wolfſtein, Schwabeck, Hag, und Hals und anderer heimgefallener Reichsleben, anzuzeigen oder zu rechtfertigen. Und eben ſo ſchnell, ehe nur noch ausgemittelt worden war, was der Herzoge von Baiern-Straubing vormaliges Beſitzthum geweſen ſein könne, zogen ſechszehn öſterreichiſche Schlachthaufen, nebſt zwanzig Reitergeſchwadern, mit achtzig Stück ſchweren Geſchützes in Niederbaiern und die obere Pfalz ein. Dem Kurfürſten Karl Theodor aber überbrachte aus Wien der Fürſt von

Lobkowitz den Orden des goldenen Vliesſes. Nicht minder ward der Freiherr von Ritter mit kaiſerlichen Gnaden überhäuft.

Baiern erſchrack. Als aber die Unterthanen in den oberpfälziſchen Gerichten Waldmünchen, Weterfeld, Rötz, Stadt am Hof, Pfreimt und andern Orten, umringt von den Waffen der Fremden, für Oeſterreich in Pflicht genommen wurden, richtete das geſammte Land flehentliche Blicke, furchtſame Erwartungen auf Karl Theodor, ob er nicht Retter ſei. — Er ſchwieg. — Zu Straubing forderte Oeſterreich die Huldigung des Niederlandes. Von allen berufenen Rittern und Prälaten erſchienen kaum ſiebenzig. Mit Handſchlag, doch ohne Eid, mußten ſie der Kaiſerin Königin Treue geloben. Es geſchah unter Todtenſtille und niedergeſchlagenen Augen. Das zahlreich zur Feierlichkeit verſammelte Volk ſtand finſter ſchweigend umher, nur gekommen, ſich mit eigenen Augen von der Wahrheit eines unglaubhaften Gerüchtes zu überzeugen. Still wandelte es auseinander. Man hörte kein Jauchzen; wohl viel Jammer und Fluch.

3. Herzogin Maria Anna bewegt die übrigen Fürſten ihres Hauſes und König Friedrich II zum Widerſtand. Jahr 1778.

Dieſe Begebenheit riß alle Wunden um den vielbeweinten Maximilian Joſeph von neuem auf. Man ſah Baiern in die Hand eines Fürſten gefallen, der, weil er nicht des Landes Sohn war, auch nicht ſchien, deſſelben Vater werden zu können. Denn, ſo redete das Volk: wie hat er mit einem gleichgültigen Federſtrich, ohne Liebe, ohne Recht, ohne Zwang, viele tauſend treue Haushaltungen vom Mutterlande abgeriſſen; der Donau ſchönern Theil, den Innſtrom,

Baierns Kornfluren und Salzwerke verſchleudert, eh' er ſie noch geſehen; des altmächtigen deutſchen Herzogthums Kraft und Stützen gebrochen, daß es fortan die Nahrung vom Ueberfluß des harten Nachbars erbetteln, das Daſein als tägliche Gnade deſſelben nehmen muß! — So redeten Städte, Märkte und Dörfer; alle an der Hoffnung beſſerer Zeiten verzweifelnd. Denn auch der reichſte Fürſt iſt nicht reich genug, einem Volke den Verluſt ſeiner Unabhängigkeit und Ehre zu erſetzen. Es traten aus Niederbaiern die Landſtände, mit ehrerbietiger Vorſtellung gegen Baierns Zertrümmerung, vor den Kurfürſten, und zeigten der alten Kaiſer Briefe, welche jede Zerſplitterung des Herzogthums ſchwer verpönt hatten. Die Antwort war: Sie hätten ſich fortan an den Wiener Hof zu wenden.

In der allgemeinen Muthloſigkeit blieb noch eine Frau von hohem Geiſt aufrecht, und ſann der Rettung nach. Dies war die Wittwe des Herzogs Klemens von Baiern, M a r i a A n n a, Karl Theodors Schwägerin. Immer hatte ſie ſich bisher als dieſes Fürſten treueſte Freundin bewieſen, und am Münchner Hofe lange Zeit für ihn mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit gewacht. Nun aber, da ſie, eine der Erſten, von ihm das traurige Geheimniß erfuhr, und alle Beredſamkeit wider eine Uebereinkunft verſchwendet hatte, welche den Hausverträgen, den Stiftungen der goldenen Bulle, wie des weſtphäliſchen Friedens, den Lehenrechten, den Landesfreiheiten und dem Gefühl des ganzen Volkes widerſtrebte, trat ſie erkaltend zurück. Höhere Liebe trug ſie im Herzen für ihres Hauſes Ruhm, als für den Geliebteſten ihrer Blutsverwandten. Sie ſuchte und fand den Rath treuvaterländiſcher Männer. Sie ſprach zu denſelben in tiefſtem Geheimniß. Der Freiherr von O b e r m a y r, der feurige L o r i und Andere ſchloſſen

ſich der hochedeln Fürſtin voll Inbrunſt an. Sie arbeiteten raſtlos für derſelben Wünſche, welche die Wünſche aller Baiern waren.

Es ſandte die Herzogin vertraute Boten an Herzog Karl von Zweibrücken. Dieſen, als den muthmaßlichen künftigen Erben Baierns, warnte ſie, dem ruhm- und rechtloſen Vergleich unter keiner Bedingung beizupflichten. Seinen Bevollmächtigten am Wiener Hofe, den Freiherrn Chriſtian von Hohenfels, gewann ſie, daß er keine Mühe ſpare, ſeinen Herrn vor einem Schritte zu behüten, welcher für Zweibrückens Hoffnungen ſo verderbenvoll, als für Baierns Glück und Ehre, ſei. In der That galten dem Herzog dieſe Mahnungen viel; und um ſo mehr, da Karl Theodor deſſen Beitritt erſt verlangte, als der Wiener Vertrag ſchon in München unterzeichnet worden war. Doch wußte der Kurfürſt das Verſäumniß, ihn nicht wegen dieſer Uebereinkunft früher berathen zu haben, auf alle Weiſe zu entſchuldigen: Oeſterreich habe allzuungeſtüm gedrängt; im geringſten Verzuge wäre die größte Gefahr geweſen, nicht nur die in der Uebereinkunft abgetretenen Landestheile, ſondern ganz Baiern von feindlichen Waffen bedeckt zu ſehen.

Maria Anna fühlte, daß gegen des kaiſerlichen Hofes Gewalt bloße Rechtsverwahrungen ſchwache Waffen blieben. Sie richtete hilfeflehende Zuſchriften an den großen König von Preuſſen, der allein mächtig genug, oder durch die eigenen Verhältniſſe genöthigt ſein konnte, ſich den Vergrößerungsentwürfen Joſephs zu widerſetzen. Alle übrige Mächte Europens waren entweder zu erſchöpft, oder in andere Händel zuviel verſtrickt, um der Sache Baierns ernſte Aufmerkſamkeit zu widmen. England ſtritt gegen die nordamerikaniſchen Pflanzſtätten, welche, des britiſchen Joches müde,

Paniere der Unabhängigkeit aufgepflanzt hatten. Rußland hielt die Blicke unverwandt auf die feindſinnige osmaniſche Pforte. Frankreich, deſſen König, Ludwig XVI, Gemal von Kaiſer Joſephs Schweſter war, pflog mit dem Wiener Hofe vertraute Freundſchaft. Darum nahm die Herzogin von Baiern ihre Zuflucht zum König Friedrich.

Dieſer vernahm die Klage Maria Anna's mit einem Vergnügen, welches ſeiner Eiferſucht gegen Oeſterreich angemeſſen war. Schon an demſelben Tage, da er den Tod Maximilian Joſephs erfahren hatte, war er unruhig geworden. Er hatte ſogleich den Grafen Euſtach von Görtz an ſeinen Hof berufen, der, ein tüchtiger Geſchäftsmann, zu Weimar ohne Anſtellung wohnte. Dieſen wählte er, um in München oder Zweibrücken heimlich auszukundſchaften, ob der kaiſerliche Hof vielleicht mit Anſprüchen auf Baiern umgehe; ob, wenn es wäre, Karl Theodor, oder, wenn dieſer nicht, der Herzog von Zweibrücken, und wenn auch dieſer verſtumme, der jüngere Bruder deſſelben, Maximilian Joſeph, Fürſt von Birkenfeld, ihr Recht und Erbe nicht zu behaupten gedächten. Denn feſt entſchloſſen war Friedrich, es koſte was es wolle, Oeſterreichs Wachsthum auf deutſchem Boden, und Baierns Verkleinerung zu hindern. Was Habsburg-Lothringen gewann, war Brandenburg-Zollerns Verluſt. Darum machte ihn das Schreiben der Herzogin froh und erſchrocken, wie er aus demſelben das Geheimniß der Wiener Uebereinkunft und Karl Theodors überraſchende Nachgiebigkeit vernahm. Sogleich ließ er in Wien durch ſeinen Geſandten, Freiherrn von Riedeſel, dem Fürſten von Kaunitz Vorſtellungen gegen die Zerſtückelung eines großen, deutſchen Kurfürſtenthums und Herzogthums machen, welches durch den Vertrag von Pavia

unveräuſſerliches Geſchlechtsgut des Hauſes Wittelsbach ſei.

Der Graf von Görtz vollzog anderſeits des Königs Aufträge um ſo glücklicher, da ſeine, als eines Unbekannten, Reiſen an die Höfe des ſüdlichen Deutſchlands keinen Argwohn erregen konnten. Am wichtigſten wurde ſeine Erſcheinung dem Herzoge von Zweibrücken. Dieſer, im Bewußtſein gänzlicher Ohnmacht, wagte es kaum, längern Widerſtand gegen Karl Theodors und des kaiſerlichen Hofes Verlangen zu verſuchen. Wirklich hatte er ſich ſelbſt ſchon nach München begeben. Und obwohl er alles Verderbliche der Wiener Uebereinkunft kannte, die von Baiern den beſſern Theil riß, und nur den unfruchtbaren, nebſt allen Schulden, zurückließ, würde er ihn dennoch angenommen haben, wenn nicht ſein muthiger Rathgeber, Freiherr von Hohenfels, immer ſo ſtandhaft widerſprochen hätte. Dieſen bewogen weder Schmeicheleien, noch Ausſichten auf glänzende Belohnungen, von der Bahn des Rechts zu weichen. Mit den erſten Winken des Grafen von Görz aber, daß König Friedrich von Preuſſen ſich der Angelegenheiten Baierns annehmen werde, ermannte ſich auch Herzog Karl. Es ward eine geheime Zuſammenkunft mit dem Ausgeſendeten Friedrichs angeordnet. Der Zahlmeiſter der Herzogin Maria Anna, Namens André, ein Biedermann, der Fürſtin Vertrauter, führte den Grafen an einem dunkeln Abend in das Schloß ſeiner Gebieterin ein. Hier, in einem abgelegenen Zimmer, trat der Herzog von Zweibrücken, begleitet von ſeinen Staatsdienern, Hohenfels und Ehſenbek, zu ihm, und verabredeten den Gang der Dinge. Der Herzog verhieß, des preuſſiſchen Königs Großmuth und Gewährleiſtung für die jüngſten Hausverträge von Pfalz und Baiern feierlich aufzufordern; eine öffentliche Verwahrung vor

dem Reichstag gegen Losreiſſung Niederbaierns ſollte dem folgen.

Wien ahnete von dieſer Seite nicht den mindeſten Widerſtand. Graf Ludwig von Lehrbach, Oeſterreichs Geſandter, hatte ſchon Befehl, auch dem Herzog von Zweibrücken, als lohnenden Preis ſeines Beitrittes, den Orden des goldenen Vlieſſes, von Diamanten ſtrahlend, zu überreichen. Karl aber lehnte ihn ab, als deſſelben noch nicht würdig. Lehrbach, wie Kurfürſt Karl Theodor, erſchracken. Dieſer beſchwor ihn mit Thränen, ſeine Zuſtimmung nicht länger zu verzögern; jener wechſelte mit Drohungen und glänzenden Verheißungen. Man verſprach ihm, ſeine geſammten Schulden zu löſchen; Oeſterreich dazu noch, Tilgung eines Theiles derer, welche auf ſeinen Gütern in Böheim ſtanden; über alles dies die Grafſchaft Falkenſtein zum Geſchenk. Der Herzog ſchwieg. Er begab ſich nach Zweibrücken zurück, wo nun Graf von Görtz öffentlich als Geſandter Preuſſens auftrat. Von hier aus meldete er dem Kurfürſten und dem kaiſerlichen Hofe, beſtimmt die Verweigerung ſeines Beitritts. Karl Theodor, wie er dieſe Erklärung empfing, gerieth in unausſprechlichen Zorn, und rief: „Will der mir die Hände binden, und vermeint er ſchon Erbe meiner Lande zu ſein, ſo ſoll er ſich ſchmälich betrogen haben!“ und von derſelben Stunde an trat in das Herz des Kurfürſten gegen den Herzog von Zweibrücken ein Haß, den nichts mehr verſöhnte.

Der Herzog ſelber fürchtete ſich ſehr vor den Folgen eines Schrittes, der offenbar zum Bruch zwiſchen Oeſterreich und Preuſſen, zu großen Verwirrungen in Deutſchland führte, und die Rachſucht des Wiener Hofes gegen Zweibrücken reizte. Zwar auch Frankreich war, als Gewährleiſter des weſtphäliſchen Frie-

dens, von ihm um Dazwiſchenkunft angegangen worden. Dieſe Macht aber, weniger eifrig, ihr Vermittler-Recht geltend zu machen, als Preuſſens Einfluß am kleinen Hofe von Zweibrücken zu verdrängen, bewies ſich nur lau und flau. Dies vergrößerte die Verlegenheit des Herzogs, welcher, von Natur gemächlich und friedſam, wider ſeinen Willen in ſturmvolle Ereigniſſe herüber getrieben worden war. — Nicht alſo ſein Bruder, der zweiundzwanzigjährige Fürſt von Zweibrücken-Birkenfeld, Maximilian Joſeph. Derſelbe lebte zu Straßburg in franzöſiſchem Kriegsdienſt, unter leichten Geſchäften und Zerſtreuungen, wie ſie der Dienſt einer Beſatzung, die Anmuth einer heitern Stadt und das Feuer jugendlichen Alters bringen. Ihn weckte aber das angefochtene Glück und Recht von Wittelsbach zum Ernſt. Er ſtärkte durch ſein Wort den ängſtlichen Bruder zur Beharrlichkeit; den Grafen von Görtz durch Dankbarkeit zu neuen Anſtrengungen. „Die Räthe, welche Sie meinem Bruder ertheilen,“ ſchrieb er ihm: „haben nicht allein ſeinen Namen unſterblich gemacht, ſondern werden friſchen Glanz einem Hauſe verleihen, deſſen gegenwärtiges Benehmen, wiewohl mir nicht geziemt, daſſelbe zu tadeln, ſich ſeines ganzen Daſeins mit einem Federzug beraubt haben würde.“ Dieſer Jüngling iſt es, welchen nachmals das Schickſal erwählt hat, des baieriſchen Reiches erſter König zu ſein.

Entſchloſſener ſtand nun Friedrich II von Preuſſen auf, Beſchirmer von des baieriſchen Hauſes Rechtſamen, und des deutſchen Landes Freiheit und Verfaſſung zu werden. Nicht aber nur der Kaiſer und deſſen Mutter, Maria Thereſia, auch andere Fürſten waren indeſſen, durch Wiens Beiſpiel gelockt, mit Anſprüchen auf Baiern hervorgetreten. So Meklenburg,

welches ſich erinnerte, durch Kaiſer Maximilian den Erſten die Anwartſchaft auf Leuchtenberg und andere Lehen des Reichs empfangen zu haben. So Sachſen, wo Karls VII Tochter ihrem Sohne, dem Kurfürſten von Sachſen, ihre Anrechte auf des abgeſchiedenen Geſchlechtszweiges Erwerbungen, bewegliche Güter und Aloden übertrug, desgleichen auf jene dreizehn Millionen, für welche die obere Pfalz an Baiern gekommen war. Auch die Kaiſerin-Königin, Maria Thereſia, hatte zu dem, was ſie begehrte, noch das Verlangen nach der Alode-Verlaſſenſchaft des alten Herzoges Albrechts V und Wilhelms V von Baiern gefügt. Denn von des Erſtern Tochter, Maria, war ſie im ſechsten Grade, von des Andern Tochter, Maria Anna, im fünften Grade, abſtammende Urenkelin. — Augsburg, das Hochſtift, erneute ſein Recht auf Schloß, Stadt und Herrſchaft Mindelheim, das, obwohl vor vierhundert Jahren ſchon, um theuern Preis angekauft, doch, wegen der Herzoge von Teck Gewaltſamkeit, nie genoſſen worden war. — Kempten, das fürſtliche Stift, mahnte an alte Entſchädigungen, die, über den Werth einer halben Million, ihm von Baiern nie gezahlt, und doch durch ein Reichsgeſetz für erduldete Verluſte im ſpaniſchen Erbfolgekrieg zugeſtanden waren. — Um Erſatz ähnlicher Art aus der Zeit des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs that ſich das Erzſtift Salzburg hervor; verlangte dazu noch die im Verlauf der Jahrhunderte durch das Haus Baiern entfremdeten Rechte auf Reichenhall zurück, und die Zahlung alter Schuldforderungen für Halleiner Salz.

Es geſchah viel Hin- und Herhandelns darüber vor dem Reichstag, an den Höfen der Fürſten und in zahlloſen Flugſchriften. Oeſterreich vor allen, am ſtärkſten durch Preuſſens Einſpruch und Drohung angetaſtet,

verſuchte ſeine Rechtfertigung gegen die Beſchuldigungen unmäßiger Habſucht. „Iſt," ſprach es: „mein Recht auf Niederbaiern urkundlich erwieſen, ſo müſſen die Satzungen des heiligen Reichs, weit entfernt, unverweigerliches Recht zu verletzen, daſſelbe in Schirm nehmen. Ich will aber kein Fürſtenthum zerſtückeln. Ohne zu erwähnen, daß weiland Herzog Maximilian von Baiern die Kurwürde nur ſeinen unmittelbaren Nachkömmlingen erworben hat, iſt das Niederland auch zu keiner Zeit ein unablösbarer Beſtandtheil des Herzogthums Baiern geweſen. Immer war Niederbaiern in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, und hatte es ſeinen eigenen Landmarſchall gehabt. Mir wäre leicht, Schadenerſatz für ungeheuere Aufopferungen und Verluſte an Baiern aus Kriegszeiten zu verlangen. Ich beſchränke mich einzig auf endliche Genieſſung des Lebens, welches ſchon Kaiſer Siegmund ſeinem Eidam gegeben; derſelbe Siegmund, von welchem auch der Stammvater des preuſſiſchen Königes einſt Kurbrandenburg angekauft hat. Wie kommt nun der König von Preuſſen dazu, mir Vergrößerungsſucht vorzuwerfen, er, deſſen ſchnelle Landeserweiterungen die Aufmerkſamkeit von ganz Europa erregten? Welches Befugniß hat er, mir, einem Reichsſtande, neue Geſetze zu machen, er, der immer von Unverletzbarkeit der Reichsordnungen ſpricht?"

Friedrich, der König in Preuſſen, erwiederte: „Jede Ausdehnung des Hauſes Habsburg-Lothringen auf deutſcher Erde ändert, zur Gefahr deutſcher Freiheit, die beſtehenden Machtverhältniſſe. Nun aber will es, allen Beſtimmungen des Lehenrechtes entgegen, beim Ausſterben einer Geſchlechtsreihe die ihr blutsverwandte andere aus einem Lehen verſtoßen, welches vom gemeinſamen Stammvater beider Reihen beſeſſen war.

Oeſterreich will ein altes Geſchlechtsgut zerreiſſen, das, laut vielen Hausverträgen, untrennbares Gut iſt; will ein Kurfürſtenthum, das, laut Spruch der goldenen Bulle, untheilbar iſt, durch Losreiſſung des volkreichſten Landtheils, verſtümmeln; will einen Beſitzſtand im heiligen Reich ändern, welcher durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß feſtgeſtellt worden. Und das Alles thut Oeſterreich, ohne Anfrage beim Reich; ohne Genehmigung der Gewährleiſter des Friedens von Münſter und Osnabrück; ohne Einwilligung der nächſten Verwandten des Geſchlechtes Wittelsbach. Es glaubt genug gethan zu haben, indem es einem einzelnen Fürſten des pfälziſchen Stammes durch ſchlaue Ueberraſchung einen Vergleich abzwang. Ich aber, als Fürſt im heiligen Reich, als Freund des Hauſes Pfalz bei Rhein, als Theilhaber am weſtphäliſchen Friedensſchluß, fordere die Unverletzbarkeit des baieriſchen Kurthums und des Erbes von Wittelsbach."

So ſprach der König in Preuſſen. Er lud auch die machtreiche Selbſtherrſcherin aller Reuſſen, Katharina II, um ihre Dazwiſchenkunft, ein. Der Hof zu Wien hingegen bemühte ſich, Frankreich zu gewinnen, darſtellend: die Beſitzergreifung von Niederbaiern, an ſich vollkommen rechtlich, ſei zugleich für die Ruhe Deutſchlands und für Europens Ruhe das wichtigſte Bedürfniß. Denn nur auf dieſe Weiſe könne, nach Schleſiens Verluſt, das Gleichgewicht zwiſchen Preuſſen und Oeſterreich hergeſtellt werden. Während der Wiener Hof nun dieſe Gründe in Paris geltend zu machen bemüht war, unterließ er auch nicht, zu verſuchen, Friedrichs Sprödigkeit durch Anerbietungen zu mildern. Man ließ dem Könige, würd' er ſich gefälliger zeigen, Geneigtheit blicken, daß man zur Einverleibung der Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth in das preuſſiſche

Reich nicht ungern Hand bieten würde. Der König jedoch blieb unbeweglich. Und als er ſah, Wien ändere den Sinn nicht, ſagte er dem Herzog Karl von Zweibrücken nicht nur Gewährleiſtung der Hausverträge zu, ſondern auch, daß er mit aller ſeiner Macht die Rechte des pfälziſchen Fürſtengeſchlechts gegen die Kaiſerin Königin und den Kaiſer vertheidigen werde.

Und ſchon am zehnten Tag Aprils brach er mit den Beſatzungen von Berlin und Potsdam nach Schleſien auf.

4. Baieriſcher Erbfolgekrieg. Friedensſchluß zu Teſchen.

J. J. 1778, 1779.

Während der große König mit einundachtzig Schlachthaufen Fußvolks und hundert dreiundzwanzig Geſchwadern gegen die böhmiſchen Grenzen drängte, und Kaiſer Joſeph ihm zweimalhundert und fünfzigtauſend Streiter entgegen ſandte; während für Baiern in mancherlei Gefechten Blut floß: blieb Karl Theodor in ſeinem Palaſt zu München ein verlegener Zuſchauer des angehobenen Kampfes. Durch eine ſeltſame Verkettung der Umſtände ſah er ſein Recht und Eigenthum von einer fremden Macht vertheidigt, deren Beiſtand er nicht begehrte, und es von einer andern geſchmälert, der er freundſchaftlich anhing. Er war, oder ſchien, von Oeſterreichs Befugniß auf das baieriſche Niederland überzeugt. Darum litt er weniger durch die Stimme ſeines Gewiſſens, als der öffentlichen Meinung. Er, bishin zu den bildungsreichſten Fürſten gezählt, ſah ſich nun plötzlich vor der Welt wie einen Unwiſſenden oder Schwächling hingeſtellt, der entweder ſeine eigenen Rechte nicht verſtehe, oder ſie zu behaupten zu feig ſei. Dies verurſachte ihm Stunden bittern Verdruſſes und

ſteigerte ſeinen Groll gegen Herzog Karl von Zweibrücken. In dieſem allein glaubte er den Urheber aller ſeiner Unruh und Schmach zu ſehen. Je blutiger ſein Ehrgefühl in dieſem Handel verletzt war, je weniger änderte er ſeine Geſinnungen über den Wiener Vergleich und gegen das Kaiſerhaus. Er blieb mit Oeſterreich, durch deſſen Betrieb er ohne Mühe in die fünfte Kurwürde des Reichs trat, im freundlichſten Einklang. Alle ſeine Unterhandlungen mit dieſer Macht, das Niederland angehend, beſchränkten ſich nur auf das beſcheidene Verlangen, einundzwanzig Aemter, die nicht im ſtraubingiſchen Theilbrief enthalten waren, vom kaiſerlichen Kriegsvolk geräumt zu ſehen. Der Hof zu Wien hingegen trug kein Bedenken, den Kurfürſten ſogar einzuladen, ſein baieriſches Heer mit dem des Kaiſers gegen Preuſſen zu vereinigen. Doch dieſem Anſinnen wich Karl Theodor mit Klugheit aus. Denn die Meinung der Welt, auch wenn ſie irrt, läßt ſich nicht ungeſtraft höhnen, ſelbſt nicht von Gewaltigen der Erde. Der Kurfürſt aber kannte die Stimmung der Baiern zu wohl. Er wünſchte daher, in dem Krieg, welcher um ſein Eigenthum und Recht geführt ward, unparteiſam zu bleiben.

Von den ſiebenzehntauſend Kriegern unter Baierns Fahnen waren nur wenige, die nicht voll heiſſer Begier brannten, neben den Tapfern von Preuſſen zu fechten, und die Freiheit ihrer Brüder im Unterland wieder zu erſtreiten. Alles Volk ſegnete den großen König, und nannte nur den einen Gutgeſinnten, welcher den Waffen Brandenburgs Glück wünſchte. Die Zertrümmerung des Vaterlandes war dem Baierherzen ein ewiger Gräuel, und die willige Handreichung des Kurfürſten ein ſchauderhaftes Räthſel. Freudig wären ſelbſt Knaben und Greiſe ausgezogen. Es geſchah umſonſt, daß

die Freunde des Hofes, oder die, welche ſich eines unbefangenen Urtheils rühmen wollten, in Reden und Flugſchriften fragten: „Wo haben wir Waffen, wo Geld? Ehe das Heer zum Feldzug fertig ſtände, wäre Oeſterreich ſchon Baierns Meiſter. Beſſer einen kleinen Landſtrich, als Alles im ungleichen Kampf eingebüßt! Unſer Vaterland hat nur in unparteiſamer Stellung ihre beſte. Dieſe verändert, würde Baiern, bliebe Oeſterreich Sieger, mehr als das Unterland verlieren; bliebe Preuſſen Sieger, würde Baiern dieſem die Opfer von Gold und Menſchen theuer vergelten müſſen, und immerdar in Oeſterreich einen rachedürſtigen Nachbar ſehen.“ Berechnungen, wie dieſe, verſöhnten den öffentlichen Unmuth nicht. Das Urtheil des Volks geht tief aus dem Gefühl hervor, ſelten aus dem Verſtande; will nicht immer das Kluge, aber ſtets das Gerechte und Ehrenhafte.

Inzwiſchen die Baiern trauerten, und Kurfürſt Karl Theodor, um den Verdruß ſeiner Unterthanen wenig bekümmert, den erwählten Gang befolgte: bezeugten ſich die Obermayr, Lori, Kreitmayr und andere Edle zur Rettung der großen Sache des Vaterlandes nicht müßig. Einigen war nicht unbekannt: jener Belehnungsbrief, kraft deſſen Oeſterreich ſich Niederbaierns bemächtigt hatte, ſei vom Herzog Albrecht ſelber, durch Entſagung aller Anſprüche, ungültig gemacht worden. Aber in den Urkundengewölben zu München fehlte die alte Verzichtleiſtung. Jedes Suchen blieb eitel. Es gerieth ſogar Georg Albrecht, Graf von Zech, der kurfürſtliche Urkundenkämmerer, in Verdacht, das wichtige Zeugniß in Oeſterreichs Hand ausgeliefert zu haben. Die Beſchuldigungen wurden ſo laut, daß Befehl zur ſtrengen Unterſuchung geſchah, jedoch ohne Erfolg.

Was in München verloren war, entdeckte zufällig, fern von Baiern, unter den hinterlaſſenen Papieren ſeines Vaters, ein heſſendarmſtädtiſcher Rath, Renatus Leopold von Senkenberg. Es war der förmliche Verzichtbrief Herzog Albrechts von Oeſterreich auf ſeine Anſprüche an Lande, Leute und Rechte in Niederbaiern, ausgeſtellt im vierzehnhundert neunundzwanzigſten Jahr unſerer Zeitrechnung, am St. Andreastage zu Regensburg. Die Aechtheit der Urſchrift war unverkennbar. Der Freiherr von Senkenberg ſäumte keinen Augenblick, den glücklichen Fund bekannt zu machen.

Alſo waren im Namen einer nie gültig geweſenen Urkunde nun, binnen wenigen Monden, ſchon glückliche Städte und blühende Dörfer mißhandelt, geplündert, Menſchenblut vergoſſen, und Leben und Unabhängigkeit eines der erſten Stammvölker deutſcher Erde mit Untergang bedräut worden. Doch was Irrthum oder Ländergeiz einer frevelvollen Staatskunſt begonnen, ſetzten Ehrſucht und Zorn verderbenreich fort. Kein Schwerd kehrte zur Scheide zurück. Der Wiener Hof, wie hoch er auch die vermeinte Belehnungsurkunde Herzog Albrechts angeſchlagen hatte: ſchlechten Werth ſetzte er nun auf deſſen Verzichtbrief. Dieſen verachtete er, während er mit ungroßmüthiger Verfolgung des Entdeckers eine Rache ſättigte, welche der Wahrheit neues Zeugniß verlieh.

Karl Theodor in München, nun die Täuſchung zerriſſen war, welche der Mißverſtand eines alten Briefes bewirkt haben mochte, rief dennoch ſein Niederbaiern nicht zurück. Das vergrößerte im Lande den Schmerz der Beſſern, die da ſahen, wie mit Schwerd und Feder Fremdlinge über das Loos Baierns handelten, als wär' es das ihrige, während des Volkes Haupt,

dem es zu ſchirmen oblag, gleichgültig hinwegſah, als wär' es fremdes Gut.

Der Kurfürſt bemerkte mit Empfindlichkeit die widerwärtige Stimmung ſeiner neuen Unterthanen. Ihn verdroß, daß Menſchen, zum Gehorchen geboren, ſich des Urtheils unterſingen. Mit Strenge gegen ſie einzuſchreiten, war in Augenblicken, wie dieſen, gewagt. Daher zog er vor, ſich auf einige Zeit zu entfernen. Er begab ſich nach Mannheim, das ihn freudig empfing, und verweilte einige Zeit, um die Angelegenheiten der Pfalz zu ordnen, und was auf Verlegung ſeines Wohnſitzes nach München Bezug hatte. Noch wußte zu Mannheim Niemand den Inhalt der Hausverträge, welche die Hauptſtadt Baierns zum bleibenden Sitz der Fürſten beſtimmt hatten. Da man nun dieſes erfuhr und die Räumung des Schloſſes ſah, entſtand große Niedergeſchlagenheit. Im Namen Mannheims und des geſammten Landes wandten ſich Vorſteher, Kanzler und Räthe der Staatsverwaltung an Karl Theodor, und flehten, daß er wenigſtens abwechſelnd bei ihnen, wie in Baiern, wohnen wolle.

„Vor dem Thron Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht kniet“, ſo ſprachen ſie: „der Pfalz oberſte Behörde; nicht mehr die Behörde eines glückſeligen Landes, das, ſtolz auf den Vorzug, ſeinen gnädigſten Herrn erzogen, und ihn ſechsunddreißig Jahre angebetet zu haben, die geheiligten Tage ſeiner fernern Staatsführung als eben ſo viele Unterpfänder der Liebe bemerkte; — ſondern die Behörde eines verlaſſenen, verarmten Volkes, die Mutter verwaiſeter Kinder, welche durch ewige Entfernung des geliebten Vaters in das äuſſerſte Verderben geſtürzt werden.“ —

„Ja, durchlauchtigſter Karl Theodor, Deiner Vaterliebe haben wir hauptſächlich die Aufnahme unſers

Landbaues, die Vervollkommnung des Gewerbfleißes, die Verfeinerung unſerer Sitten, die Stiftung ſo vieler Denkmäler, welche Deinen Namen verewigen, zu danken. Und dies Alles ſoll nun ein Augenblick vernichten! Mit Deiner Entfernung wird Mannheim, die treue und ſchöne Stadt, verarmen. Gras wird ſie wachſen ſehen an jenen Stätten, wo heut Paläſte ſtehen. Die ſorgfältig gebauten Felder, die Fruchtäcker, die prächtigen Gärten weit umher werden, bei Verminderung der Stadtbewohner und des Verkehrs, Diſteln zeugen, und den Anblick unüberſehbarer Haiden gewähren. Gleiches Leiden droht den entfernten Gegenden. Statt Geld des Auslandes zu empfangen, werden wir das unſerige zur Fremde ausflieſſen ſehen, und mit großem Aufwand unſere Gnaden an entlegenen Orten ſuchen müſſen."

„Wohl wiſſen wir, theurer Fürſt, was Du einem neuerworbenen Lande ſchuldig biſt. Wir erkennen die nun allein glücklichen Baiern als unſere angebornen Freunde und Brüder. So ſchwer es uns ankommt, wollen wir doch gern den vorher ausſchließlichen Beſitz Deines Herzens mit ihnen theilen. Aber uns, Deine Erſtlinge, ganz verſtoßen zu ſehen, das wäre ſchrecklicher, als die verderbenvollſte Landplage, die uns treffen könnte".

Dieſe Aeuſſerungen eines, minder in der Wirklichkeit, als Darſtellung, überſpannten Schmerzes beruhigte der Kurfürſt mit den Verſicherungen zeitweiſer Beſuche der Pfalzlande. Gern aber ließ er jene Urkunde der Volksliebe den Baiern offenkundig werden, auf daß man ſähe, was der Fürſt könne, wenn er das Herzogthum an der Donau zum Nebenlande machen wollte.

Mittlerweile verfloß das Jahr, ohne daß zwiſchen Preuſſens und Oeſterreichs Heeren eine Schlacht ent-

ſchied. Friedrich und ſeine kriegsgewandten Gegner, Laudon und Lascy, des Kaiſers Feldherren, wohlerfahrnen Spielern gleich, trachteten, einander in wechſelſeitigen Stellungen, Gefechten und Zügen den Vortheil abzugewinnen. Keiner wagte Glück und Ruhm, ohne Gewißheit des Siegs; jeder entriß dieſe dem andern. So wurden Böheim, Sachſen und das ſchleſiſche Oberland ein weiter Raum ſinnig berechneter Heerbewegungen und Wendungen. Selbſt die Rauheit des Winters unterbrach das blutige und verwüſtende Spiel der Helden nicht. Friedrich aber hatte inzwiſchen, durch Frankreichs Vermitteln, die gegen Rußland drohende Macht der Osmanen zu friedlichem Sinn bewogen, und damit zu ſeiner Unterſtützung den Beiſtand Katharinens, der großen Czarin im Norden, gewonnen. Zwar auch Maria Thereſia ſandte nun eiligſt nach Petersburg, die bundesgenöſſiſche Vermittlung des nordiſchen Hofes zu begehren. Ihr Bote aber kam faſt an demſelben Tage zur Hauptſtadt Katharinens, als von daher ſchon eine Erklärung in Wien eintraf: die Kaiſerin aller Reuſſen könne nicht länger den Unruhen Deutſchlands, dieſes Mittelpunktes europäiſcher Angelegenheiten, gelaſſen zuſehen; fordere an Oeſterreich, ſich wegen baieriſcher Erbfolge reichsgeſetzmäßig zu vergleichen, widrigenfalls ſie dem Könige von Preuſſen, ihrem Verbündeten, die verlangte Hilfe nicht länger verweigern dürfe.

Dieſe Worte brachten Beſtürzung. Maria Thereſia, welche die Unterhandlungen mit dem preuſſiſchen Hofe noch nie ganz abgebrochen hatte, ſuchte alsbald den Frieden aufrichtiger, ſo heftig ſich auch die Ruhmliebe des feurigen Joſeph dagegen ſträubte. Frankreichs Geſandter in Wien, Freiherr von Breteuil, betrieb das Verſöhnungsgeſchäft mit verdoppeltem Eifer. So waren Preuſſen und Oeſterreich, wie Rußland und

Frankreich, bald über die Hauptgegenſtände zur Schlichtung des Haders einverſtanden. Den Waffen ward darauf Ruhe geboten. Zu Teſchen, in Schleſien, auf dem fürſtlichen Schloſſe, traten die Abgeordneten der Mächte zuſammen.

Schon war hier das Wichtigſte gethan; Oeſterreich abgefunden mit ohngefähr vierzig Geviertmeilen Landes am Inn; Sachſen mit sechs Millionen Gulden und einigen lehensherrlichen Rechten Böheims auf Güter, die in Sachſen gelegen waren; Meklenburg mit dem Vorrecht, daß deſſen Unterthanen nicht mehr Reichsgerichte anrufen konnten; Preuſſen, welches zu Gunſten Pfalzbaierns allem Anſpruch auf Jülich und Berg entſagte, für ſeine Opfer mit dem Befugniß entſchädigt, nach dem Tod des Markgrafen von Ansbach und Baireuth, ſich deſſen Länder einzuverleiben; — als unerwartet der Kurfürſt von Baiern erklärte: lieber wolle er ſeinen frühern, mit Wien geſchloſſenen Vertrag beſtätigen, wolle lieber ſein Niederland fahren laſſen, als ſich zur geringſten Schadloshaltung Sachſens bequemen. Ein unwilliges Erſtaunen folgte dieſen Geſinnungen eines Fürſten, welcher freiwillig einzubüßen wünſchte, was ihm fremde Hand wieder erobert hatte. Rußland aber und Frankreich ſprachen: Nachdem der Friedensentwurf von jeder Partei gebilligt worden, ſoll er in Kraft gelten; wer der erſten Zuſage entgegenhandelt, als Feind Aller betrachtet ſein.

Es iſt gewiß, daß Kaiſer Joſeph den Frieden haßte; und nicht unwährſcheinlich, daß er, einig mit Karl Theodor, dieſen bewog, noch einmal Hinderniß aufzubringen. Auch Sachſen murrte gegen den geringen Erſatz ſeiner Verluſte, und Herzog Karl von Zweibrücken wollte von Baiern nicht das ſchlechteſte Dorf getrennt ſehen. Aber die feſte Entſchloſſenheit der

großen Mächte, welche den Frieden herbeiführten und gewährleiſteten, endete allen Widerſpruch. Der Vertrag ward, wie geſchloſſen, vollzogen.

Alſo empfing Oeſterreich jenen kleinen Theil Landes, welchen der Inn, die Donau und Salzach vom übrigen Baiern ſcheiden, Innviertel genannt. Die Kaiſerin Königin entband den Kurfürſten ſeiner im Wiener Vergleich eingegangenen Verpflichtungen, und zog ihre Beſatzungen aus dem übrigen Theil des Rentamtes Straubing zurück. Auch wurden dem Kurhauſe die böhmiſchen Lehen in der obern Pfalz abermals, zugleich die übrigen Lehen des Reichs ertheilt, wie es dieſelben ehedem beſeſſen hatte.

Das Reich gab zu den Bedingungen des Friedens die Genehmigung. Grundloſe Forderungen zerfielen; andere wurden in billigen Verträgen ausgeglichen; das Erzſtift Salzburg, und der ſchwäbiſche Kreis, Donauwörths willen, mit mäßigen Geldſummen befriedigt.

5. Karl Theodors Zorn. Der Hof. Die Landſtände. J. J. 1779 — 1787.

Nach beendigten Unruhen wandte Karl Theodor das Auge auf die erſten Bedürfniſſe ſeiner neuen Staaten. Der Verluſt des Innviertels führte von ſelbſt einige Verminderung der Behörden herbei. Zu Landshut war die bisher beſtandene Verwaltung und oberſte Rechtspflege, Regierung geheißen, aufgehoben; dagegen zu München eine Oberlandesverwaltung angeordnet; der öffentlichen Pflege des Rechts ſtrengere Ordnung, der Hofkammer, dem Hofrath und deſſen Kanzlei, auch dem geiſtlichen Rath einfacherer Gang der Geſchäfte vorgezeichnet; Beamten und Schreibern feſte Beſoldung ausgemittelt, daß ſie ferner nicht durch Willkühr am geplagten Volk reich würden, und manche

andere Einrichtungen zum Nutzen des Landes getroffen. Nicht alle brachten den Nutzen, zumal wenn Erſparungen für den Staatsſchatz das Gute bewirken ſollten, was ſelbſt nicht die Ausgaben vermocht hatten. So wurden die zahlreichen Schwärme der Gerichtsdiener auf dem Lande gänzlich abgeſchafft. Ihre Menge, ihre rohe Geldgier war des Volkes vielfaches Ungemach geweſen. Statt deſſelben ſollten fortan gegen Strolche und Landſtreicher Dorfwächter und Leute, unter dem Namen Obmänner, die gemeine Sicherheit handhaben. Allein der Zweck war groß verfehlt. Denn alſogleich mehrten ſich in den nächſten Jahren Räuber und diebiſches Geſindel in ſo furchtbarer Zahl, daß man gezwungen war, die Gerichtsdiener, als das geringere Uebel, wieder zurückzurufen. Denn die Obmänner in den Gemeinden verſahen ihr Amt unbelohnt mit Lebensgefahr und Unluſt.

Dieſe friedlichen Beſchäftigungen des Kurfürſten zerſtreuten aber den heimlichen Unmuth nicht, welcher in ihm gegen Perſonen ſeines Hauſes, Hofes und Landes zurückgeblieben war, die durch Verhinderung ſeines erſten Fehlſchrittes gleichſam Theil an ſeiner öffentlichen Entwürdigung genommen hatten. Kalt und widerwärtig behandelte er den Herzog von Zweibrücken, wie freundlich auch die höfiſche Sprache mit demſelben geführt werden mochte. Nie kehrte zwiſchen ihm und der Herzogin Maria Anna, ſeiner Schwägerin, die ehemalige Vertrautheit wieder. Männer aber, welche dieſer Fürſtin und dem Vaterlande am eifrigſten gedient hatten, wurden verdammt, Opfer eines Zorns zu werden, den er ſcheu gegen Höhere zähmen mußte.

Eines Morgens, bald nach Unterſieglung des Friedens zu Teſchen, kam den geheimen Räthen Lori und Obermayr der Befehl des Gebieters, ſein Antlitz

auf ewige Zeiten zu meiden, und ihre Tage fern von München zu beſchlieſſen. Jener ward an die Donau nach Neuburg, dieſer gen Amberg verwieſen; Machtſpruch und Vollſtreckung derſelben Stunde Werk. Sie begaben ſich vom Schauplatz ihrer Verdienſte ohne Klage ins Elend. Nie erfuhren ſie die Urſache ihrer Verſtoßung. Sie waren ohne Anklage, ohne Vertheidigung, ohne Richterſpruch verdammt. Der Schirmhalter des Geſetzes ſelbſt hatte wider ſie, in gewaltiger Willkühr, Ordnung und Geſetze des Staates zertreten. Den Fürſten zu rechtfertigen, erfand man gegen die Schuldloſen Beſchuldigungen, und ſtreute aus, ſie hätten Entwürfe genährt, den Herzog von Zweibrücken auf den Thron Karl Theodors zu ſetzen. Niemand glaubte die übelerſonnenen Gerüchte. Jeder wußte, daß Lori und Obermayr zu edle Männer geweſen, um Aufrührer zu ſein. Niemand zweifelte, daß bloßer Schein des Hochverraths ſie ſchon den beſtehenden Gerichten überliefert haben würde. Aber ſie hatten, im Streit ihrer Pflichten zwiſchen Fürſt und Vaterland, dem Vaterlande mehr, als dem Fürſten gedient. Das ward ihnen zur Schuld von dem Manne gerechnet, der ſich der Schuld theilhaftig gemacht, ſeine Unterthanen in ſolche Verſuchung geſtürzt zu haben.

Die Verurtheilten gingen ſchweigend ins Elend, und machten die Oerter ihrer Verbannung zu neuen Zeugen ihrer Tugenden. Fürſten haben die Macht, große Seelen hingegen das ſtolze Entzücken des Bewußtſeins. Sie erwiederten nichts gegen ausgeſtreute Verleumdungen; ihre Rechtfertigung wäre die Anklage des Kurfürſten geweſen. Geſcholtene Tugend glänzt reiner, je ſcheuer ſich die läſternde Zeitgenoſſenſchaft von ihr entfernt. Und die Wehmuth frommer Geiſter über das Verderben der Zeit, die ſie verkennt, iſt ſüßer, als

alle Wolluſt, mit welcher die Welt Verdienſte belohnen kann. In dieſem ſchönen Grame lebten und ſtarben Georg von Lori und Eucharius von Obermayr, die Zierden und Opfer des Vaterlandes.

Noch härteres Schickſal verhing der Kurfürſt über André, den Zahlmeiſter der Herzogin. An demſelben Morgen, da jene Männer verwieſen wurden, ward er, auf ſeinem Wege zum Herzogsgarten, vom Hauptmann der Wacht am Neuhäuſer Thor verhaftet; in einen vierſpännigen Wagen geworfen, und unter Begleitung von Kriegsleuten entführt, ohne den Seinigen Nachricht vom plötzlichen Verſchwinden geben zu können. Die Feſtung auf dem Rothenberg ward ſeine Beſtimmung; im dumpfen Wallkeller ein Gemach ſeine Wohnung, von zwei Eiſenthüren mit Hangeſchlöſſern geſperrt, ſpärlich vom oben einfallenden Tagesſchimmer erhellt. Hier, vergeſſen von der Welt, blieb der Verlaſſene Jahre lang, bis Kerkerluft und Kummer ſein Haar ſchneeweiß bleichten und ſein Leben wankte. Dann ward er an den einſamen Staffelſee, auf ſein Landgut Rieden, verwieſen, mit Verpflichtung, weder Briefwechſel zu führen, noch München zu berühren. Er gehorchte duldend, keiner Schuld bewußt, keiner angeklagt. So rächte Karl Theodor an Getreuen des Vaterlandes ſeine Beſchämung, uneingedenk, daß ein Fürſt ſich um ſo weniger zu thun erlauben darf, je mehr ihm zu thun erlaubt iſt.

Gewaltthandlungen, wie dieſe, ſtießen von ihm das Herz des Volkes zurück, obwohl er von Natur ohne Neigung zur Grauſamkeit oder ungerechten Härte war. Reich an Geiſtesgaben, heimiſch in Wiſſenſchaft und Kunſt, fein im Umgang, eifrig in Uebungen der Andacht, aber verſchloſſen in ſeinen Abſichten, herriſch im Entſcheid: erweckte ſein Weſen Bewunderung ohne

Vertrauen, Ehrfurcht ohne Zuneigung. Der Blick auf ſein häusliches Leben, auf das Innere ſeines Palaſtes, wo Frömmigkeit und Wolluſt verſchwiſtert thronten, raubte ſelbſt den Gefühlen der Ehrfurcht nicht ſelten deren ſchönern Theil, die innere Hochachtung. Während Schmeichelei ihn vergötterte, errötheten Andere, wenn ſie der edeln Sittenreinheit Maximilian Joſephs gedachten. Sie ſahen, wie nun minder das Volk, mehr der Günſtling oder die Geliebte, des Fürſten Huld genoß. Man erblickte nach und nach mehrere Weiber, durch Schönheit oder Geiſt am Hofe mächtig; nach und nach mehrere Männer zu Würden und Gewalt aufſteigend, welchen nicht immer Hoheit des Geiſtes oder Herzens, öfters nur flüchtiges Wohlwollen des Fürſten, oder Gunſt einer Schönen den Weg zu den Stufen des Throns bahnte. Selbſt ein Mann, welchen Gelddurſt, Ungerechtigkeit und Wolluſt ſchon zum Abſcheu des Landes gemacht hatten, erfreute ſich auf dieſe Weiſe der höchſten Gnaden. Karl Theodor Freiherr von Bettſchart, als Landrichter und Lehenpropſt zu Sulzbach, wegen Bedrückung der Unterthanen und Veruntreuung landesherrlichen Geldes ſeiner Aemter entſetzt, ward nachmals der ſchönen Freiin von Schenk, der kurfürſtlichen Geliebten, Gemal. Er, ſo verachtet, daß ſelbſt die Landesverwaltung zu Neuburg ſich geſchämt, den von Sulzbach Vertriebenen in der Reihe ihrer Räthe zu ſehen, ward dann durch fürſtliche Huld mit Geſchenken und Ehren überſchüttet. Ein geheimer Rath ſaß er an der Seite des Landesherrn neben Tugendhaften, welche vormals ſeine Richter geweſen. In ihrer Mitte führt' er den Vortrag über die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach, ehedem ſeines Wandels Ankläger oder Verächter. Sogar zum Reichsgrafen erhöht' ihn zuletzt der Kurfürſt, bis ihn ebenderſelbe,

erſt ſpät ſeiner Schändlichkeit müde, als gemeinen Verbrecher, grober Untreu und Beſtechung überwieſen, abermals in den Kerker verſtieß.

Karl Theodor war kein Jäger; dennoch nahm er lange die Jagd über Gebühr in Schutz, und zwang die Anbauer des Feldes, ihre Saaten gegen des Wildes Uebermaas mit hohen Zäunen zu decken, oder Tags und Nachts zu bewachen. Denn er wollte einem Oberjägermeiſter, Grafen von Waldkirch, wohl, weil deſſen ſpaßhafte Einfälle und Schwänke ihn und den Hof ergötzten. Er war kein Frömmling und blindgläubiger Verehrer des Pfaffenthums, dachte frei in kirchlichen Dingen und Lehren; dennoch lieh er gern ſeinem Beichtvater Frank Gehör und Glauben, weil derſelbe mit ihm, wie in der Liebe zu ſeinen natürlichen Kindern, ſo im Haſſe gegen die Fürſten von Zweibrücken eins, dabei klug, verſchwiegen und gewandt war. Es hatte dieſer Prieſter weder den Ruhm großer Gelehrſamkeit, noch reiner Sitten. Gaumſelig an ſchwelgeriſchen Gaſtmahlen, in den Umarmungen feiler Dirnen ſeine Würde vergeſſend, goldſüchtig und hoffärtig, dabei hellerer Denkart feind, fürchteten ihn die Edlern des Volks, ohne daß ihn die Unedlern ſchätzten.

Es iſt in Staats- wie Haushaltungen gleich verderblich, wenn Anſehen der Perſon dem Anſehen des Amtes vorgeht. Dann dienet der Vortheil des Hauſes oder Landes denen, die ihm zu dienen berufen ſind. So geſchah in Baiern. Auf gleiche Weiſe, wie des Fürſten Gnade am Hofe die höchſten Ehren ausſpendete, wurden hinwieder die untern Beamtungen häufig durch willkührliche Gunſt der vornehmen Staatsdiener verſchenkt, oder um Geld und noch ſchändlichere Preiſe feil; oder ſchon lange voraus den Söhnen der Beamteten, wie Erbtheil, zugeſichert; oder der Genuß der

Stellen ſogar Weibern und Töchtern gegeben, die Verrichtung hingegen geringbeſoldeten Sachverſtändigen. Was einſt Mißbrauch geheißen, wurde nun geltender Gebrauch, deſſen ſchimpfliches Weſen die Gewohnheit in vieler Augen mildern, nie rechtfertigen konnte. Auch hinderte die Redlichkeit anderer Großbeamten des Staates, daß der Unfug nicht alle Zweige der öffentlichen Verwaltung befleckte.

Als die Baiern wahrnahmen, daß Gunſt über Verdienſt, und Gnade über Recht ſtehe, wuchs ihre Eiferſucht um ſo mehr gegen einzelne Pfälzer, welche des Fürſten Perſon umgaben. Sie beneideten deren Vorzüge, oder haßten deren Emporſtreben zum Nachtheil der eingebornen Söhne des Landes. Immer ward von Irrungen und Neckereien zwiſchen Pfälzern und Baiern gehört. Man ſtritt, wenn zuletzt auch nur um den Vorzug der Vaterlande, oder des Alters von den Geſchlechtszweigen der Ludewingen und Rudolfingen im Hauſe Wittelsbach. Selbſt jene kleinen Abweichungen in Mundart, Sitte und Weſen, mit denen die Natur Menſchen verſchiedener Stämme oder Landſchaften zu bezeichnen pflegt, mußten die Spannung erweitern. Der Pfälzer ſingt in den Endſylben der Rede; derb und kurz ſpricht der Baier ſich aus. Jener witzelt und höhnelt. Der Baier erträgts nicht; ſchweigt eine Weile dazu, und ſchlägt dann zornig darein. Der Pfälzer erſchien im Anzug geſchmackvoll und zierlich; in Weſen und Sitte fein und gefeilt; des Baiern Tracht altartig und ehrbar, ſein Thun und Benehmen ernſt und feierlichſchwer. Das bot ewigen Stoff zum Spotten und Hadern.

Oft war der Kurfürſt gezwungen, Mittler zu ſein, und der baieriſchen Volksthümlichkeit gegen die Pfälzer das Wort zu führen, wenn ſchon dieſelbe immer mehr

von ſeinem Hofe wich. Die ehmalige, ſteife, ſpaniſch-deutſche Hofzucht, aus Maximilian Emanuels Zeiten, ging bald in leichten, franzöſiſchen Ton und ungezwungenes Weſen über. Tänze und Spiele, heitere Gaſtmäler, Luſtfahrten und Reiſen, angeſponnene oder zerriſſene Liebſchaften, kleinliche Händel und höfiſche Umtriebe, verworren und künſtlich angelegt, liſtig vereitelt, wechſelten mit dem Ernſt der Geſchäfte, und erhielten den Hof von München voll Lebens und Glanzes. Daneben wurden jedoch deſſelben vor Alters üblich geweſene Feſt- und Prachttage, wie auch ſeine herkömmlich vorgeſchriebenen Beſuche des Gottesdienſtes unverändert beibehalten. Der Kurfürſt erſchien regelmäßig an den beſtimmten Tagen bei Hochämtern, Predigten, Umgängen und kirchlichen Feierlichkeiten, denen ſeine Vorfahren in München beigewohnt hatten; und jeden Sonnabend ſah man ihn auch von Nymfenburg aus in die Herzogsſpitalkirche fahren, Meſſe zu hören am Altar der ſchmerzreichen Mutter. Es war ganz Grundzug ſeiner Eigenthümlichkeit, gewohnten Perſonen oder eingeführten Förmlichkeiten anhänglich zu bleiben. Die Schwächen jener ertrug er, wie den Zwang dieſer, mit Ergebung, ſelbſt wenn er von der Entbehrlichkeit beider überzeugt, oder ihr Daſein ihm läſtig ſein mochte.

Deshalb ehrte er auch mit Gewiſſenhaftigkeit jene alte Schattengeſtalt der Landſtände Baierns und Neuburgs, die ohne Bedeutſamkeit noch, als Erbſtück der Vorwelt, beſtand. Doch konnte ſie ihm zuweilen in ſchwierigen oder gehäſſigen Dingen auch brauchbares Werkzeug ſein. War Geld nöthig, ging man die landſchaftlichen Verordneten zu München an. Inzwiſchen wurd' es nur nicht immer der Mühe werth gehalten, ſie vom Umfang der öffentlichen Bedürfniſſe, oder von der Beſtimmung der Gelder, die ſie herbeiſchaffen ſoll-

ten, zu unterrichten; ſondern man fragte überhaupt, wieviel ſie auftreiben könnten. So völlig hatten ſie ihr urſprüngliches Recht verloren, daß ſie nur vorhanden zu ſein ſchienen, Werkzeug der Fürſten zur Abwehr des Geldmangels zu ſein; ſich dabei ungeſtört mit reichen Beſoldungen wohlzuthun, oder, dem Throne näher, als Andere, für ihre Söhne und Verwandten Gnaden und frühe Beamtungen zu erflehen. Wie unbillig auch die Vertheilung öffentlicher Laſten mitunter getroffen ſein mochte, die Landſchaftverordneten ſchwiegen in dienſtwilliger Ehrerbietung. Es geſchah ſelbſt, daß bei auſſerordentlichen Anläſſen das Herzogthum Baiern, deſſen Wortführer ſie ſein ſollten, über Verhältniß mehr, denn alle Nebenlande und Kammergüter angelegt wurden. Und wo ſie da oder hie für das, was gerecht und noth war, den Mund öffneten, beſtand ihr höchſter Muth in zierlicher Rednerei, ohne Kraft zur That. Wohl war's ein ſchönes Wort, doch mehr auch nicht, als Karl Nopper, Kanzler der Landſchaft Neuburg, den neuvorgeſtellten Landmarſchall des Kurfürſten an die Pflicht des Herrſchers mahnte: „daß der Unterthanen Abgaben für das Glück derſelben verwendet werden ſollten, nicht für des Fürſten Freudenfeſte; und man nicht Ströme ableite, um ſie an Luſtwaſſern zu verſpritzen, ſondern dürre Fluren des Landmanns zu tränken.“ Wie in Neuburg, ward in Baiern gut geredet; hier, wie dort, übel gethan. Die Verordneten bewachten zu München mit achtſamer Sorgfalt nur die Unverletzbarkeit der geringſten, wie der größten Rechtſame, die ſie auf beinahe dreizehn tauſend Höfen hofmarkiſcher Gerichtsbarkeit übten. Dieſe Freiheiten denn verbriefete ihnen auch gefällig Karl Theodor aufs neue. Aber der Landſchaft Freiheit war längſt ſchon des Landes Knechtſchaft.

6. Stiftung der Malteſerzunge. Verfall des Schulweſens.

Jemehr des Alters Vorrücken dem Kurfürſten die Hoffnung nahm, aus rechtmäßiger Ehe einen Sohn zu empfangen, dem er ſeine Gebiete hinterlaſſen könne, um ſo mehr ſah er Baiern nur als vergänglichen Zuwachs eines Reichthumes an, der ihm nicht in ſeinen Nachkommen blieb. An Gaben groß genug, einer der würdigſten aller Fürſten des Welttheils, und gemüthlich genug, einer der glückſeligſten Väter zu ſein, ward er jenes nicht, weil ihm das Schickſal verſagte, dieſes zu ſein. Die zärtlichſte Aufmerkſamkeit bewies er dem Looſe ſeiner natürlichen Kinder.

Unter dieſen erblickt' er mit beſonderer Liebe Karl Auguſt, den Fürſten von Bretzenheim. Nur im Gedanken an deſſen Zukunft beſchloß er, in Baiern eine neue Zunge für den Orden St. Johannis von Jeruſalem zu ſtiften. Dieſe ritterliche Geſellſchaft, vor ſiebenhundert Jahren durch die Frömmigkeit amalfiſcher Kaufleute am heiligen Grabe entſprungen, grünte noch mit großer Herrlichkeit in vielen Landen. Lange zu Schirm und Pflege andächtiger Bußfahrer im gelobten Lande eifrig, war ſie nachher auf Cypern, Rhodus und Candia, zuletzt auf dem Eiland Malta, durch Tapferkeit ein Ruhm der Chriſtenheit und das Schrecken der Ungläubigen geweſen. Als mit veränderten Zeiten und Sitten ihre Gelübde zu Keuſchheit, Armuth und Gehorſam ſchlaffer, ihre Seethaten wider die Türken ſeltener geworden, war ihr unter welken Lorbeern noch Genuß reicher Beſitzungen und daraus ſtammender Achtung geblieben.

Zur Errichtung einer neuen Zunge für den Orden von Malta gehörte aber kein geringer Aufwand. Karl Theodor hoffte denſelben ohne Mühe aus dem Reich-

thum einiger Klöſter zu erſchwingen. Er begehrte deren Aufhebung vom heiligen Stuhl zu Rom. Andere Fürſten hatten ſchon, ohne Anfrage des päpſtlichen Hofes, das Uebermaas ihrer Abteien vermindert. Darum wollte Pius VI nicht einen Widerſtand verſuchen, welcher mit Hintanſetzung ſeiner Hoheit zu vereiteln war. Er ſandte von Köln ſeinen Machtboten Karl Belliſoni gen München, das Werk zu verrichten. Dieſer, die altehrwürdigen Stifter zu retten, vermittelte, daß die Klöſter von ihrem Ueberfluſſe, in Gold oder Grundſtücken, einhundert fünfzigtauſend Gulden zu den künftigen Jahrgeldern der baieriſchen Malteſer zahlen ſollten. Es ward vom Papſte unter ſeinem Fiſcherringe beſtätigt.

Wie aber Belliſoni die Haus- und Grundbücher der Abteien und Klöſter durchmuſterte, fand er keineswegs den erwarteten Ueberfluß und gerieth in große Verlegenheit. Dazu erhoben die Mönche bitteres Wehklagen: Kirch' und Glauben ſei mit unvermeidlichem Untergang bedroht, wenn ihnen das Gut der Heiligen entriſſen oder geſchmälert werde. Es zerſtöre alle Grundſätze der Billigkeit und des Rechts, altbeſtandenen Körperſchaften das ererbte Eigenthum zu rauben, welches heilig, wie jedes andere im Staate ſei. Auch ſtreite dieſer Eingriff gegen alle vielverbriefeten Rechtſame gefreiter Stände in Baiern. Der Kurfürſt achtete des Allen wenig, weil er das feierliche Gutheißen vom Oberhaupte der allgemeinen Kirche für ſich hatte.

Als nun die Aebte in Verzweiflung umherriethen, dem furchtbaren Schlage zu entrinnen, wieſen einige auf die Güter der ehemaligen Geſellſchaft Jeſu, und ſprachen: „Dieſe könnten dem Bedürfniß der neuen Malteſer genügen. Weil das Jeſuitengut aber den Schulen des Landes gewidmet worden, ſollten die Klöſter den Unterricht der Jugend über ſich nehmen, und

aus ihren Mitteln die Lehrer ſtellen. Das wäre mit geringem Koſtenaufwand zu vollbringen.“ Des Ausweges froh, traten die angefochtenen Prälaten eilfertig zuſammen. Sie berechneten, daß ſie den geſammten Unterricht in Baiern mit fünfundzwanzigtauſend Gulden, vielleicht mit noch Wenigerm beſtreiten, ſich dadurch dem Staate von neuem wichtig machen, die Anhänglichkeit nachwachſender Geſchlechter gewinnen, und daneben den feindſeligen Vorwurf der Aufklärer vernichten würden, daß in dieſen Zeiten Klöſterlinge dem Vaterlande ohne Heil und Nutzen wären. So viele Vortheile machten freudig, den Vorſchlag zur Uebernahme des öffentlichen Unterrichts zu ergreifen. Doch ward beſchloſſen, nicht zu verrathen, mit wie geringen Unkoſten ſie die Schulen zu unterhalten gedächten; ſonden klüglich das Geheimniß zu verſchweigen, bis ſie vom Kurfürſten und Papſte der begehrten anderthalb Tonnen Goldes freigeſprochen ſein würden.

Dieſer Antrag, unterſtützt von allen Gönnern der Kloſtergeiſtlichkeit, wie durch des päpſtlichen Machtboten empfehlendes Wort, gewann den Beifall des Landesherrn. Sofort ſchritt er zur Gründung ſeines Werkes. Er verkündete der Welt feierlich die Stiftung der baieriſchen Zunge vom hohen Orden St. Johannis von Jeruſalem, um, wie er ſprach, ſowohl ſeinen Eifer zur Aufnahme des heiligen Glaubens der allgemeinen Kirche, als auch ſeine beſondere Sorgfalt für Anſehen und Wohl des Adelsſtandes in den Kur- und Erbſtaaten Ober- und Niederbaiern, Neuburg, Sulzbach, Oberpfalz und dazu gehörigen Bezirken zu beurkunden. Er verlieh der Stiftung die ſämmtlichen Güter, welche vordem in ſeinen Landen von den Vätern der aufgehobenen Geſellſchaft Jeſu beſeſſen geweſen waren. Zu München und Ebersberg ward die malteſiſche

Großpriorei, zu Neuburg an der Donau die Großballei. Dazu kamen noch zwölf weltliche und vier geiſtliche Komthureien, alle reich ausgeſtattet an Einkünften; desgleichen zwölf andere, genannt der Minderjährigen. Mit der Würde des Großpriors vom Malteſer-Orden baieriſcher Zunge aber bekleidete Karl Theodor ſeinen Sohn, den Fürſten von Bretzenheim, unter feſtlichem Gepränge.

Die weiſern Bürger des Landes ſahen voller Betrübniß das edelſte Bedürfniß des Staats für deſſen Pracht hingeopfert, und das Gut, welches Maximilian Joſeph dem öffentlichen Unterricht geheiligt hatte, müßigen Kindern altadelicher Geſchlechter zur Pflege verdienſtloſen Müßigganges gegeben. Nun traten Braun, nun andere vielthätige Pfleger beſſerer Volksbildung von ihren Arbeiten mit gebrochenem Herzen zurück. Was unter Ernſt und Sorgen vieler Jahre zu verheißungsvoller Blüthe aufgegangen war, ſank jählings elend nieder. Meiſtens unerfahrene Klöſterlinge empfingen Lehrſtühle, welche bisher von den Würdigſten der Altjeſuiten und Weltprieſter beſeſſen waren. Der letztern zogen Hunderte brodlos umher. Man zählte über dreitauſend derſelben in Baiern; die Hälfte und mehr, ohne Anſtellung, ohne Ausſicht. Ihrer viele hatten kein bleibendes Obdach; viele nicht, den Hunger zu ſtillen. Ihre Leidensgeſtalten in vernachläſſigten Kleidern auf den Gaſſen der Städte und Flecken rührte die Bürger. Ihr bleiches Antlitz, welches Almoſen zu fordern oder zu nehmen erröthete, verkündete nur das ſchmerzliche Gefühl, auf Erden überflüſſig und läſtig zu ſein. Nicht wenige ſind in dieſer Betrübniß vergangen, während die mit Malteſer-Kreuzen geſchmückte Jugend des Adels vom Schatz der Komthureien reiche Geldſummen erhob, um ſie in Freuden zu verſchwenden.

Baierns Volksunterricht, wie großer Verbeſſerungen er ſich auch ſchon erfreut hatte, gerieth nun allmälig wieder in größern Verfall, als ſelbſt unter der ehemaligen Herrſchaft der Jeſuiten. Die Klöſter betrachteten das ungewohnte Geſchäft, wie eine Bürde, die ſie nur im Drange der Noth auf ſich geladen hatten. Es mangelte ihnen zwar nicht an willigen, oder tüchtigen Männern; allein weil dieſe in verſchiedenen Orden, unter verſchiedenen Uebungen und Lehrarten vorgebildet und aufgewachſen waren, gebrach es dem Unterrichtsweſen an Einheit und Ebenmaas; den Mönchen, neben klöſterlicher Gelahrtheit, an Uebung und Kunſt zweckmäßigen Vortrags, oder in der Abgeſchiedenheit ihrer Zellen, an Kenntniß der Welt, und des menſchlichen Herzens. Was ſie lehrten, konnte Werth für ihren Stand, weniger für das Leben aufweiſen.

In Städten war, wie immer, für die Jugend beſſer geſorgt, und wußte man ſich zu helfen. Nicht alſo in Dörfern, wo verachtete Leute, verdorbene Handwerker den Unterricht der ländlichen Jugend führten, wie er vor Altem geweſen. Daran erinnerte keiner den Kurfürſten, daß es der Landmann ſei, aus deſſen verſtändigem Fleiße zuerſt des Staates Reichthum und Stärke erſprieße. Der Hof, in wollüſtiger Muße nur auf Genuß bedacht, hatte für die Würde der Menſchheit zu geringe Achtung, um für die Würde ſeines Fürſten edler zu ſorgen; wußte nicht, daß ein erleuchtetes Volk allein fähig ſei, den Thron des Gebieters zu verherrlichen; und daß ein goldener Stuhl, von Bettlern und rohen Knechten umringt, immer das verächtlichſte Schauſpiel bleibt.

Weiſer und tugendhafter thaten dafür einzelne Männer des Landes, welche hin und wieder aus eigenem Vermögen den Unterricht der niedrigern Stände ver-

beſſerten; edelſinnige Hofmarksherrn, welche den Gehalt der Lehrer erhöhten; für arme Kinder zahlten; oder den Fleiß derſelben durch Preisvertheilungen reizten. Auch geiſtliche Bruderſchaften und andere milde Stiftungen halfen mit ihren Mitteln nach, wenn ſchon dieſelben durch landesherrliche Zehntungen und Abgaben viel geſchwächt waren.

Es mochte für die Verſäumung öffentlicher Bildung ſchlechter Erſatz ſein, wenn Karl Theodor nachmals Errichtung von Arbeitsſchulen auf dem Lande befahl. Der Hof ſchien ſich begnügen zu wollen, den Bauer, ſtatt zum veredelten Menſchen, zum nützlichen Kunſtthier zu machen. Löblicher konnte die Anlegung ſonntäglicher Schulen für Handwerksgeſellen und Lehrjungen heißen. Aber auch dieſe waren kein Werk obrigkeitlicher Tugend, ſondern der Vaterlandsliebe gemeinnütziger Bürger.

7. Anfänglicher Fortgang, baldiges Rückſchreiten in der Volksaufklärung.

In den erſten Jahren der Herrſchaft Karl Theodors über Baiern ſah man noch immer den rührenden Wetteifer aller Guten und Weiſen des Landes, wie ihn weiland Maximilian Joſeph für das Glück ſeines Volkes erweckt hatte. Noch lange, auch unermuntert vom Hofe, eigneten gemeinnützige Männer dem Vaterlande das an, was Kunſt und Wiſſenſchaft dem nördlichen Deutſchlande Nützliches erſannen. Viel löbliche Stiftungen entſprangen aus ihrem Bemühen. Ein Weinwirth zu München, Joſeph Albert, vereint mit Anton Kollmann, Gliede des geiſtlichen Rathes, ſammelte zum Troſt verlaſſener Wittwen und Waiſen, für welche der Staat nicht Mittel genug oder Fürſorge hatte, eine hilfreiche Geſellſchaft. Dieſe gründete im Dörflein Alach am Würmfluß ein Erziehungshaus für die älternloſen Klei-

nen. Verarmenden Handwerkern half ſie durch Darlehen auf; fähigen Knaben zahlte ſie Lehrgeld, Kenntniß und Geſchick in allerlei Kunſt zu erwerben. Michael Adam von Bergmann, der Hauptſtadt Oberrichter, veranſtaltete ſchwangern Mädchen eine Gebährſtube, die Zahl der Kindermorde zu verhüten; erwirkte ſelbſt beim Kurfürſten Befehl, daß hiergeborne Kinder den ehelichen gleich zu achten wären. Damit verband ſich, gehoben durch Beiträge wohldenkender Haushaltungen und Gemeinden, eine Hebammenſchule; die erſte des Landes. Es ſteuerte weder der Hof ſein Scherflein dazu, noch nahm er von ihr das Muſter für ähnliche Anſtalten im Reiche. Zu Lauingen bewerkſtelligten verſtändige Bürger Unterricht für Krankenwärter beiderlei Geſchlechts. Eine neue Armenverſorgung erhob ſich auf dem Gaſteigberg neben der Hauptſtadt, in kurzer Zeit großer Hilfe mächtig. Für Bienenzucht, vor alten Zeiten ein hochgeſchätzter nun verſäumter Zweig, ſtiftete Pöſel, der Landbienenmeiſter, den Verein thätiger Freunde; Graf Anton v. Törring-Seefeld auf ſeinen Gütern eine Ackerbau- und Jagdgeſellſchaft, zu welcher Beamte, Pfarrer und Landleute traten. Selbſt Frauenzimmer von edlerm Gemüth und Geiſt halfen freudig zur Beförderung des Guten, wo ſie es vermochten. Die gewählteſte Zahl junger hellſinniger Männer ſah man jederzeit um die Gräfin Auguſta von Seyſſell d'Aix verſammelt. Sie, dem altfreiherrlichen Geſchlecht der Reizenſteine entſproſſen, in der obern Pfalz reichbegütert, und durch die Huldigungen der Angeſehenſten am Hofe auf dieſen nicht ohne Einfluß, belebte durch Anmuth und Einſicht das Streben der Beſſern für des Vaterlandes Ruhm. Noch waren Tage, da man in Baiern nur auf Löbliches hinweiſen mußte, um es ins Leben aufſteigen zu ſehen;

dies die ſchöne Nachgluth von der Baierliebe Maximi-
lian Josephs.

Und jener Bund großherziger Männer im kurfürſt-
lichen Gelehrtenverein zu München, welcher zuerſt den Sinn des Edlern geweckt hatte, ward ſeines ſegenvollen Strebens nicht müde. Die Mitglieder deſſelben, zufrieden mit der Achtung der Guten, empfingen und begehrten keinen ſchönern Sold. Erforſchung der Natur und Geſchichte des Vaterlandes blieb ihrer Arbeiten wichtigſter Theil. Zur Beobachtung der geheimnißvollen Erzeugungen des Luftmeers, welches die Erde umſchwebt, bildeten ſie eine Geſellſchaft der Witterungskunde. Franz Xaver Epp, der Ihrigen einer, pflanzte muthig in Baiern den erſten Blitzableiter auf, das Denkmal Franklins, des amerikaniſchen Weiſen. Lorenz Weſtenrieder brachte die Geſchichten baieriſcher Vorwelt in Hand und Mund alles Volks und der Jugend, auf daß ſich in der Erinnerung vergangener Tugenden neue entzünden möchten. Kant, der Weltweiſe von Königsberg, hatte durch den Scharfſinn ſeiner Betrachtungen über Macht und Schranken des menſchlichen Geiſtes auch in Baiern den Ernſt der Denker erhöht. Mochte Benedikt Stattler, Loyola's ehemaligr Jünger, den freien und kühnen Gedankenflug des Preuſſen beſtreiten; mochten denſelben Andere rühmen: den Hülſen des Irrthums entfällt erſt im Gedränge widerſpenſtiger Meinungen das Körnlein des Wahren. Eine zahlreiche Reihe von Schriftſtellern trat in Baiern auf, und wirkte in vielfachen Richtungen, wie Fürſtabt Cöleſtin Steiglehner, oder Placidus Heinrich, der Benediktiner in St. Heimerans Stift, welcher unverwandtes Blicks der Natur geheimes Walten im Dunſtkreiſe des Erdballs belauſchte; Matthias Flurl, der den Wundern und Schätzen in den Eingeweiden der

Erde nachſpähte; Franz von Paula Schrank, der große Pflanzenkundige, deſſen Verdienſt Europa ehrte; das ſinnvolle Gebrüder Baader, in Erfindungen nützlicher Werkzeuge zum Bergbau, wie zu andern Geſchäften des Lebens, unerſchöpflich; Anton Däzel, der freiſingiſchen Forſtſchule Lehrer, welcher die beſſere Bewirthſchaftung der Wälder bedachte; Babo, welcher die alten Helden der Heimath auf die Bühne führte; Anton Bucher, der kühne und weiſe Spötter geiſtlichen Schlendrians; Anton Nagel, und viele Andere in andern Feldern der Wiſſenſchaft und Kunſt. Auch in Erforſchung und Beſchreibung vaterländiſcher Schickſale trat, wie immer, zur alten Liebe neuer Sinn. Da rettete Karl von Bacchieri, da Vinzenz Pall von Pallhauſen, da der vier Lipowsky unverdroſſener Fleiß, da Georg Sutner's, des Bürgermeiſters von München, feiner Blick, manches Denkwürdige, das dem Moder der Vergeſſenheit zu Theil geworden war. Noch könnt' ich Dir vieler Andern Verdienſt nennen; noch den um die Geſchichte vaterländiſcher Rechte und Ordnungen preiswerthen Franz v. Paula und Nepomuk Gottfried von Krenner, oder Heller von Hellersberg, den redlichen Theodor Gemeiner, der die Zeitbücher des alten Regensburg hinterließ; Ignaz Streber, den Münzkundigen, den unbefangenen Feßmaier, oder die geiſtvollen Aretine, von welchen geſagt wird, daß ſie aus Armenien fürſtlichem Geblüt entſtammen. Aber noch ſind ſie, die nicht leben, ihrem Volke unvergeſſen, oder ſie leben, als Zierden des Vaterlandes.

Zu dieſem freudigen Aufſchwung geiſtiger Selbſtthätigkeit leiſtete Kurfürſt Karl Theodor ſoviel, als ein Fürſt vermag, welcher Kunſt und Wiſſenſchaft wegen des Genuſſes liebt, den ſie ihm, nicht wegen des

Segens, den ſie der Menſchheit oder einem Volke bringen. Er ſelber hatte vielſeitige Bildung. Am Tiſch oder in Geſellſchaft waren oft Gedanken und Werke großer Schriftſteller und Künſtler ſeine Unterhaltung. Rom, das er zweimal geſehen, hatte er, mit Horaz in der Hand, durchwandert. Als Greis noch ſprach er in jugendlicher Begeiſterung gern und viel von Alterthümern, Gemälden und Trümmern der ewigen Stadt. Er ſtellte die koſtbaren Sammlungen von Gipsabgüſſen, Handzeichnungen und Kupferſtichen auf; verſetzte die Mannheimer Gemäldeſammlung nach München; vergrößerte die alten Kunſtſchätze mit neuen, und bereicherte die kurfürſtlichen Bücherſäle mit dem Ankauf der Werke, welche Peter Vettori in Rom, oder Kreitmayr, der Kanzler, im Lauf ihrer Tage erworben hatten. Aber dies Alles, was ſeiner Pracht- oder Ruhmliebe ſchmeichelte, oder die Luſt eigenen Genuſſes erhöhte, vollbracht' er, ohne beſondere Begierde, den Geiſt ſeines Volkes für das Herrliche menſchlichen Wiſſens und Könnens zu erwecken. Gleichgültig ſah er für dieſes dem Streben großſinniger Eingebornen zu; oft ſchien es ihm ſelbſt verächtlich.

Während er ſeine Zimmer mit den Bildern fremder Schulen füllte, blieb es der Einſicht und Neigung verſtändiger Männer im Volk überlaſſen, die Meiſter und Jünger der Heimath für das Vollendetere zu ermuntern. Jakob Dorner war es, ein Freund vaterländiſcher Kunſt und Art, welcher zuerſt in München, nach anderer Städte Beiſpiel, öffentliche Ausſtellung der Gemälde einführte, und den Wetteifer inländiſcher Bildner, wie den Sinn des Volkes für die Kunſt reizte. Sogar zum großen Wirken des kurfürſtlichen Gelehrtenvereins ſtand Karl Theodor ſo untheilnehmend, daß dieſer ſchöne Bund für Wiſſenſchaft, den Finſterlingen

verhaßt, ſein Daſein in öffentlichen Schutzſchriften rechtfertigen mußte. Es wurden demſelben die von Maximilian Joſeph eingeräumten Gebäude wieder lieblos entzogen, und daraus Prachtſitze malteſiſcher Großpriorei von Baiern gemacht. Eine Zeit lang war der Gelehrtenverein bedroht, in dem zu Mannheim beſtehenden aufgelöſet zu werden, um die mäßigen Koſten ſeiner Unterhaltung zu erübrigen. Dieſe beharrliche Kälte des Landesherrn gegen eine der verdienſtreichſten Stiftungen Baierns ſchlug zuletzt auch den Muth ihrer Mitglieder nieder. Mehrere, nicht ſtark genug, bei allen Opfern ihrer Zeit und Kraft, des Hofes Achſelzucken, oder den frohlockenden Spott der alten Gegner zu tragen, traten verdroſſen zurück. So gerieth in wenigen Jahren eine Anſtalt in Verfall, welche beſtimmt ſchien, eine der erſten Säulen von Baierns Wohlſtand und Ehren zu ſein.

Der Geiſt des ſechszigjährigen Fürſten neigte ſich aber gemach ſchon aus der ehemaligen Höhe ſeiner Kraft immer mehr dem finſtern Kreiſe zu, welchen der Jeſuit Frank, ſein Gewiſſensrath, um ihn zog. Dieſer Mann, der Alles zu ſein und Wenig zu ſcheinen ſuchte, aber Jeden haßte, welcher ſeine Gelehrtheit, oder ſein Anſehen zweifelhaft machen konnte, hatte große, doch geräuſchloſe Gewalt. Ihn ſelbſt leitete wieder in vertrautem Umgang Lippert, einer der geheimen Räthe des Kurfürſten. Lippert, ohne innern Werth, neidiſch auf fremden, höfiſch in Sitte, mönchiſch in Denkart, ſchloß ſich dem Beichtvater an, um durch deſſen Einfluß in der Gunſt des Fürſten zu ſteigen, zu welcher ihm beſſeres Verdienſt keine Bahn wies. Die Wirkſamkeit dieſer Männer und anderer, die ihnen mit verſchiedenen Abſichten folgten, that ſich bald in manchem bedeutſamen Schritte Karl Theodors kund.

Unter den Schriftſtellern Baierns ward zu jener Zeit, als der hellſinnigſten einer, Andreas Zaupſer geehrt. Ein geiſtvoller Jüngling, unbeſcholtenes Wandels, für Wahrheit und Gerechtes leicht entflammt, hatte er früh ſchon, gleich Oſterwald, die Sache der weltlichen Throne gegen Anmaßungen von Kirche und Papſt verfochten. Er hatte an der alten Herzoge von Baiern Macht und Recht gegen Roms Gewalt erinnert, und muthig gegen der Prieſterſchaft Gefreitheit in zeitlichen Angelegenheiten geredet. Darum war er den Mönchen verhaßt. Als von Spanien her ſchon vor Jahren des weiſen Olavides Schickſal laut geworden, wie dieſer Verfechter der Vernunft, dieſer Anbauer der Sierra-Morena, unter der Rache erboſter Geiſtlichen erlegen ſei, hatte Zaupſer ſeinen Geſang wider die Schrecken des Ketzergerichts gedichtet. Das Feuer und der zermalmende Ernſt des Hochliedes erſchütterten groß. Baiern und Deutſchland hallten den Ausbruch des erhabenen Unmuths zurück. Maximilian Joſeph, der Kurfürſt, hatte denſelben mit ſtillem Gefallen damals begleitet. Erſt nach dem Tode dieſes Herrn wagte ſich ein Dominikaner dagegen auf. Thomas Aquinas Joſt, Lehrer in ſeinem Kloſter zu Landshut, pries die Scheiterhaufen, in deren Flammen vorzeiten zur Ehre Gottes vermeinte Freidenker und Gotteslängner ſtarben. Er predigte in Druckſchriften laut die Einführung väterlich ſtrenger Glaubensgerichte in Baiern gegen die Aufklärer. Wenn wilde Indianer ihren Göttern Menſchenopfer ſchlachten, ſchaudern wir; was wollte dieſer Dominikaner und ſeine Meinungsgenoſſen Beſſeres? — Zaupſer erröthete für ſein Vaterland, und geiſſelte voll zürnenden Hohns den Mönch in einem neuen Spottgeſang. Der Geſang, viel geleſen und geprieſen, ward plötzlich durch Machtſpruch des Hofes unterdrückt. Vier

Räthe des Fürſten traten zwar zum Herrn, und ſtell- ten vor, wie dies Verbot, Aufſehen erregend, ſeinem Ruhm ſchaden, den Reiz des Gedichtes nur erhöhen könne. Karl Theodor aber hörte ſie voll Verdruſſes, und wies ſie mit zornentbranntem Geſichte von ſich. Zaup- ſern ward nicht des Olavides Loos; aber doch in ſeinem Amte die fürſtliche Unhuld ihm fühlbar. Dies Ereigniß flößte der Freimüthigkeit, auch Anderer, Furcht, hin- wieder den Prieſtern alten Geiſtes größere Kühnheit ein.

Bald nach dieſem begab ſich, daß Pius VI Rom verließ und über die Alpen ging ins deutſche Land. Ihm war daran gelegen, in Kaiſer Josephs Bruſt die verſchwundene Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl zu- rückzurufen. Die Völker dieſſeits des Hochgebirgs be- grüßten den Stuhlerben Peters mit verjüngter Inbrunſt und Gläubigkeit. Die Erſcheinung des Oberhauptes der allgemeinen Kirche, im Glanze ſeiner Demuth und Würde, rührte ſchmeichelnd das Gemüth des Kaiſers, ohne die Grundſätze ſeiner Staatsklugheit zu ändern. Mächtiger wirkte aber der Anblick des heiligen Vaters in Baiern. Pius, auf der Heimkehr von Wien, rei- ſete über München, den Kurfürſten zu ſehen. Noch eh' er die dreifache Krone empfangen, hatte er zu Rom mit demſelben ſchon freundliche Bekanntſchaft angeknüpft gehabt. Karl Theodor eilte ihm bis Altenötting entgegen, und küßte in Ehrerbietung des hohenprieſter- lichen Greiſes Stirn. Dann führt' er denſelben mit großem Gepräng in ſeine Hauptſtadt ein, wo unter dem Klang aller Glocken, dem Donner alles Geſchützes, geſammte zahlreiche Geiſtlichkeit aufgeſtellt harrte, voran in Reih und Glied die braune, bärtige Schaar der Kapuziner. Ganz Baiern ward voll freudiger Be- wegung. Tauſende um Tauſende ſtrömten mit Andacht

herbei, auf ihren Knien den Segen des oberſten Hirten zu erwarten.

Die fünftägige Anweſenheit des Papſtes vergrößerte den ergebenen Sinn Karl Theodors gegen Rom, ſo wie die Geſchäftigkeit des geiſtlichen Standes, ſich aus bisheriger Verſunkenheit aufzurichten. Zwar Stolz, wie Klugheit des Fürſten verweigerten jeden Rückſchritt, der landesherrlichen Vortheil und Nutzen beeinträchtigte, ſchwieg aber geneigt, wenn Prieſter und Mönche, alter, finſterer Zucht entſtammt, wenigſtens im Volke ihr Anſehen und Recht wieder herſtellten. Dieſe ſäumten auch nicht, dem Geiſt der Neuerung aus Maximilian Josephs Tagen muthiger entgegenzuziehen. Von nun an ward faſt von keinen Verbeſſerungen im Kirchenweſen mehr gehört. Was gethan worden, ging in Vergeſſenheit, oder ſtand kraftlos vereinzelt. Der ruhmvolle Eifer, mit welchem zur Erhebung gottesdienſtlicher Andacht in München ſchon deutſcher Meßgeſang begonnen war, reizte zu keiner Nachfolge. Jene Anſtalt zur Beförderung geiſtlicher Beredſamkeit, welche ihrem Zwecke würdig entſprochen, verlor das Daſein mit den mäßigen Einkünften, die dem Malteſerorden zugefallen waren. Noch ferner blieben nun auf den meiſten Kanzeln geſchmackloſe Vorträge und klöſterlicher Unſinn laut. Die Wunder der Heiligen an Kranken und Geſunden wurden eifriger verkündet; inbrünſtiger geprieſen die Gnaden Maria's, auf deren Geheiß die Engel an Roſenkränzen ſchmachtende Seelen von des Fegefeuers Gluthen gen Himmel ziehen. Freigeiſter und Weltweiſe ſah man den hölliſchen Abgründen unter ungeſtümen Verwünſchungen überantwortet, und die Gläubigen dringender zu Bußen und Opfern, Gebeten und Umzügen und andern Werken mönchiſcher Sittenlehre gerufen.

Was die Macht der Gewohnheit, was die natür-

liche Geiſtesträgheit eines lange verwahrloſeten Volkes von ſich ſelbſt aufrecht erhalten haben würde, gewann, unterſtützt von Baierns tauſend Kanzeln und Beichtſtühlen, vergrößerte Stärke. Während die Ausſaat beſſerer Begriffe nur Werk weniger Weiſen ſein konnte, ward das Hegen und Pflanzen verjährter Vorurtheile, das Lebensgeſchäft von tauſend Eiferern. Denn je von hundert Einwohnern des Landes war beinah immer einer dem geiſtlichen Stande geweiht. Was hätte gegen dieſe ungeheure Schaar zuletzt die vereinte Macht aller Weiſen und Guten vermocht?

Karl Theodor ſah und ſchwieg. Er that gleich den meiſten Fürſten jener Zeit. Erhaben über den Wahn des Pöbels, duldeten ſie denſelben, zufrieden, wenn Gehorſam und Fleiß der Unterthanen Steuer und Zinſen in Fülle gab. Sie erblickten im Staate nur das Landgut; in den Bewohnern nur Arbeiter und Knechte. Viele Vorurtheile nannten ſie unſchuldig, oder wegen grauen Alters ehrwürdig; unbedacht, daß die Vernunft älter, als das älteſte Vorurtheil, und daß kein Irrthum ohne Verirrung und Gefahr für öffentliche Wohlfahrt ſei. Stolz auf Gewalt, wähnten ſie, Befehl und Geſetz könne den Mangel allgemeiner Bildung, Hand und Fuß den Verſtand der Menſchen erſetzen. So verunſtalteten ſie mit Kunſt die Natur, und ſtraften Verbrechen, die ſie doch immer pflanzten.

Daher ergingen die weiſeſten Verordnungen ohne Segen. Die Unfugen der Vorwelt wucherten fort. Klemens XIV hatte längſt das Uebermaas heiliger Tage gemindert; das Volk aber hieß den heiligen Vater Ketzer und feierte die unterdrückten. Karl Theodor legte die Feſte auf Sonntage. Das Volk fand ſie in der Woche erbaulicher, bei heiligem Müßiggang. Der Kurfürſt ſah ſich gezwungen, zu geſtatten, was er nicht hindern

konnte. Gern hätt' er die Menge der Wallfahrten gemindert, oder die Mißbräuche derſelben. Aber es war gefährlich und eitel, dagegen zu ſein. Man liebte den Brauch wegen des Mißbrauchs. Es gelang wohl zuweilen obrigkeitlicher Strenge, tolle Beluſtigungen oder lächerliches Gepränge abzuthun, womit heilige Handlungen entweiht wurden; wie beim Frohnleichnamsfeſt die Siegeswagen, die reitenden Engel, die Kindlein in Trauben, die ſiebenköpſigen Drachen. Aber mit den alten Vermummungen verſchwand dem Volke die alte Heiligkeit der Handlung. Es beklagte die eingebüßten Freuden, oder erfand neue dafür. Mit ſchuldiger Ehrerbietung hört' es das Verbot des Wetterläutens bei Hagelſchauern und Hochgewittern; aber mit dem erſten Blitz ſprang der Küſter zum Glockenſeil, die Mächte des Himmels durch das geweihte Erz zu beſchwören. Wie treffliche Anweiſungen der Hof dem Landmann zur beſſern Bewirthſchaftung der Felder ertheilen mochte; man ſchüttelte unglaubig den Kopf. Ging aber die Sage, es habe das Maria-Hilf-Bild zu Velden, oder das Veſperbild auf St. Peters Kirchhof zu München, die Augen verdreht: war ob der Bedeutung des Wunders alles Land in Furcht und Erwarten.

Man pries wohl die beginnende Duldung in kirchlichen Dingen. Schon war in der Hauptſtadt des Kurfürſtenthums den Todten des evangeliſchen Bekenntniſſes ein anſtändiger Grabesplatz geſtattet; aber den Lebendigen nicht häusliche Niederlaſſung, noch weniger Kauf der in den Landtafeln verzeichneten Güter. Wer ein achtbares Amt begehrte, hatte durch Ablegung vorgeſchriebenen Glaubensbekenntniſſes ſeine Rechtgläubigkeit zu beweiſen, wenn ſie zweifelhaft ſchien. Glimpflicher wurden freilich, als ehemals, die Juden behandelt; ihre Beſchimpfungen dem Pöbel unterſagt; ihnen

zum Aufenthalt im Land und in der Hauptſtadt beſondere Bewilligungen, auch Erlaubniß ertheilt, ihre Todten nach eigenen Glaubensgebräuchen zu beerdigen. Inzwiſchen genoſſen die Bekenner Moſis auch jetzt noch nicht die Rechtſame, welche ihnen doch Karl VII ſchon für große Dienſte im öſterreichiſchen Erbfolgeſtreit aus kaiſerlicher Dankbarkeit gewährt hatte: Fleiſchbank, Kauf und Anbau von Häuſern, und Aufhebung des ſchmachvollen Leibzolls. Noch ward der Leibzoll genommen und durch tägliche Abgabe vermehrt.

8. Entwurf zur Vertauſchung Baierns für Burgund.

Was war und beſtand, ließ Karl Theodor ſein und beſtehen. Nur was unmittelbar den Landesreichthum und mit demſelben die Quellen der fürſtlichen Einkünfte erweitern, oder in ſeinem Palaſt die Anmuth des häuslichen Lebens vergrößern, oder das Loos ſeiner natürlichen Kinder glänzender geſtalten konnte, das ſchien ihm der Aufmerkſamkeit würdig. Andere Neuerung mied er, oder erwartete ſie unbekümmert vom Gange der Zeit. Hätte ihm die Ehe einen rechtmäßigen Sohn und Erben, oder das Glück ein mäßiges Fürſtenthum beſchieden, mit freier Verfügung, es einem Kinde ſeiner Liebe hinterlaſſen zu können: — er wär' ein Anderer geweſen.

Der Freiherr von Lehrbach, des Wiener-Hofes Geſandter zu München, war ein feiner Beobachter und Weltmann. Dieſer fühlte die geheimſten Stimmungen des Kurfürſten aus und zog dafür mit umſichtiger Klugheit für das Haus Oeſterreich Gewinn. Im Frieden von Teſchen hatte man zu Wien zwar die Hoffnung, nicht aber den Wunſch einer Vergrößerung gegen Baiern aufgeben müſſen.

Inzwiſchen war, achtzehn Monden nach dem Teſchner Vertrage, Maria Thereſia, die große Frau, geſtorben. Kaiſer Joſeph II, ihr Sohn, ging von da an ungehemmter den kühnen Entwürfen ſeiner Ruhmliebe nach. Vielgeſchäftig ſann er, jede Kraft ſeiner Erbſtaaten in ungewöhnlicher Stärke zu entwickeln, und mit derſelben zugleich die Unbeſchränktheit ſeiner fürſtlichen Rechte. Er hob die Klöſter ſeines Landes auf, und ſtellte die Denkfreiheit her. Er vernichtete der ausländiſchen Biſchöfe Einfluß, indem er ihnen die Rechte über diejenigen Theile ihrer Kirchſprengel entriß, welche ſeinem Gebiet angehörten. So lagen von den Gütern des alten Hochſtiftes Paſſau mehr denn zwei Drittheile auf Oeſterreichs Boden. Schon Kaiſer Karl VI, als er ein neues Erzſtift zu Wien gründete, hatte nicht ohne Gewalt beträchtliche Rechtſame des Paſſauer Sprengels dazu genommen; doch dann ſeine kaiſerliche Ehre verpfändet: fernere Zerſtückelung weder ſelber zu wollen, noch Andern zu geſtatten. Durch dieſes Gelübde fühlte ſich Joſeph der Zweite jedoch keineswegs gebunden. Sobald Biſchof Firmian von Paſſau aus dem Leben gegangen war, kündigte der Landeshauptmann, Graf von Thürheim, dem Hochſtift an, daß laut Befehl kaiſerlicher Majeſtät das ganze Land Oeſterreich ob der Ens und das Innviertel vom paſſauiſchen Sprengel getrennt, und ſelbſt die dortigen Güter für Oeſterreich in Beſitz genommen werden würden. Nur nach langwierigen Unterhandlungen und großen Opfern empfing endlich Joſeph Franz Antonius, der neue Biſchof, zwar die weltlichen Beſitzungen in Oeſterreich wieder; nichts aber von kirchlichen Rechten und Genüſſen. Aehnliches geſchah dem Erzſtift Salzburg. Die Biſthümer Gurk, Chiemſee, Lavant und Seckau wurden dem Sprengel der uralten

juvaviſchen Kirche entriſſen, wie zugethan ſonſt auch Erzbiſchof Hieronymus Graf von Colloredo dem Hauſe Oeſterreich geweſen, oder wie ſehr er ſich ſträuben mochte. Selbſt im entfernten burgundiſchen Lande bereitete ſich der Kaiſer höhere Machtvollkommenheit vor. Aus den dortigen Grenzveſten verdrängt' er die holländiſchen Beſatzungen, wo ſie noch kraft antwerpenſcher Verträge ſtanden. Dann begehrt' er vom Bundesſtaat der vereinigten Niederlande für die Schiffe ſeines Volks freie Fahrt auf der Schelde; denn ſeine Städte Burgunds waren voll Gewerbes und Handels und alten Reichthums. Mannigfache Verbeſſerungen führt' er in Verwaltung und Gericht daſelbſt, oft nicht ohne Verwundung altbeſtandener Ordnungen, ein. So that Joſeph; und im burgundiſchen Niederlande Vieles, nicht ohne verborgene Blicke auf Baiern. Dieſes meint' er, wenn er die Rechtſame der Krone dort erweiterte. Er ſchmückte eine Waare, die ihm zum Tauſch feil werden ſollte.

Der Gedanke, das entfernte Herzogthum Burgund um das nahe Herzogthum Baiern zu geben, gehörte längſt zu den geheimen Lieblingsentwürfen des Erzhauſes. Denn dadurch konnten ſich die Staaten deſſelben in ein großes ununterbrochenes Ganze längs der Donau ausrunden, von den türkiſchen Grenzen herauf bis zu den ſchwäbiſchen. Auch von Schwaben gehörte ſchon der ſiebente Theil dem Zepter Oeſterreichs. Damit wäre die Macht von Habsburg zuſammengedrängter, feſter; die Sorg' um ein entlegenes Gebiet überflüſſig, und jede gefährliche Berührung mit Frankreich vermieden geworden. Aber eben deswegen hatte ſchon Spanien einſt ſtandhaft dieſen Tauſch mißbilligt, als ihn Kaiſer Leopold zuerſt in Madrid vorſchlagen ließ. Wie Spanien, fürchteten damals auch andere Mächte, ſelbſt

Bundesgenoſſen von Oeſterreich: fiele Burgund in die Hand eines minder gewaltigen Herrn, würde die franzöſiſche Staatskunſt demſelben bald, gleich einem Vaſallen, Geſetze geben, und Deutſchland ohne feſte Vormauer ſtehen. Von der andern Seite hatte hinwieder Ludwig XIV gedroht, ſolchen Umtauſch wie Friedensbruch zu betrachten, weil die habsburgiſche Ländermacht ihm minder furchtbar ſchien, ſo lange noch die Theile derſelben von Zwiſchenſtaaten durchbrochen waren. Es eiferten auch ſpäter noch alle Mächte einmüthig, wiewohl aus verſchiedenen Urſachen, dagegen, als nach dem Krieg um die ſpaniſche Erbfolge Oeſterreichs Geſandtſchaft zu Raſtadt, dann zu Baden im Aargau, wieder vom Austauſche zu reden anhub. Sie willigten ſelbſt nicht in den Satz des Raſtatter Vertrages, welcher nur eines allfälligen Tauſches Möglichkeit geſtattete; bis Kurfürſt Maximilian Emanuels Erklärung ſie beruhigte: er begehre keineswegs die Niederlande zu empfahen, ſondern einzig in ſeiner Altvordern Erb und Gut, bis zum letzten Bauernhof, eingeſetzt zu werden. Dann erſt ſchwiegen ſie.

Seit einem halben Jahrhundert war aber die Stellung der Reiche und ihrer Angelegenheiten ſehr geändert; Spanien ohne Beſitzungen in Italien; England, wie Rußland, mit dem Erzhauſe inniger befreundet; Frankreich noch mehr, wo an einem üppigen Hofe die Schweſter Joſephs des Kaiſers, Antoinette, als Königin glänzte.

Joſephs Geſandter zu München benutzte nun auf einen Wink ſeines Hofes einen günſtigen Augenblick, Gedanken an den Austauſch im Kurfürſten zu erregen, und gefällig zu bilden. Man bot die Niederlande mit Namen und Würde eines K ö n i g r e i c h s B u r g u n d. Man bot eines der ſchönſten, angebauteſten Länder

Europens, mit neunzig ummauerten Städten, vielen ſtadtähnlichen Flecken und Herrſchaften, und faſt zweitauſend Dörfern. Sie waren insgeſammt benachbart mit den Herzogthümern Jülich und Berg, Pfalzbaierns ältern Beſitzungen; bequem zum Handel gelegen; gewerbreich; mit sechs Millionen Einkünften, welche ohne Mühe höher geſteigert werden konnten, wenn zumal der Landesherr ſelbſt ſeinen königlichen Wohnſitz dort aufſchlug. Dies Alles bot man für Baiern, die obere Pfalz, nebſt Neuburg, Sulzbach und Leuchtenberg; für ein Land, welches, bei mäßigem Anbau und geringem Gewerbe, nur durch ſeine Lage Vortheil für Oeſterreich gewähren, und nur durch Vereinigung mit den Staaten des Erzhauſes recht aufblühen könnte. Denn da würde, ſprach man, es an dem weitſchichtigen Handel Oeſterreichs, Ungarns, Italiens und Böheims Theil nehmen; da erſt ſeine Erzeugniſſe reichlicher verwerthen. Wie für Baiern die Auflöſung in Oeſterreich, ſo wäre ſie auch für das übrige Deutſchland offenbarer Gewinn. Denn ſtieße Oeſterreich nicht mehr in ſeinen Niederlanden, wie bisher, unmittelbar an Frankreich, würden mit dieſer Krone auch der Kriege weniger ſein, oder doch, des burgundiſchen Kreiſes wegen, die Fürſten des Reichs ſeltener Gefahr laufen, darin verflochten zu werden. Gleich einer Schweiz im Norden ſtände das Königreich Burgund, durch das gebietende Bedürfniß der angrenzenden Reiche, in bleibender Unparteiſamkeit zwiſchen den Händeln derſelben. Nicht zu vergeſſen ſei daneben, daß ein König von Burgund, unterſtützt von des Welttheils erſten Mächten, freier über Vererbung ſeines Thrones, mit Entſchädigung allfälliger Anſprüche Zweibrückens, verfügen könne, als ein durch Reichsgeſetze und Hausverträge gebundener Kurfürſt zu Baiern.

So ſprach der Freiherr von Lehrbach. Seine Worte konnten des Eindrucks nicht fehlen. Blendete den Fürſten der Schimmer der königlichen Krone nicht, ſchlug das Vaterherz deſto lauter. Karl Theodor ward mehr überraſcht, als beleidigt durch den gewagten Antrag, eine Million Menſchen und mehr, gleich willenloſen Leibeigenen, zu verhandeln, das ſelbſtſtändige Leben eines der vier großen Hauptvölker Deutſchlands auf immer zu vernichten, und Namen und Würde eines uralterlauchten Fürſtenſtammes unter den Thränen oder Blutſtrömen treuer und verrathener Unterthanen erlöſchen zu laſſen.

Bald ward nur von nähern Beſtimmungen, oder von Beſiegung vielartiger Hinderniſſe, Rede.. Man verſtand ſich allmälig über die Hauptdinge. Für die Herzogthümer von Baiern und der obern Pfalz, für die Fürſtenthümer von Neuburg und Sulzbach, nebſt der Landgrafſchaft Leuchtenberg, ſollte die königliche Krone von Burgund in den öſterreichiſchen Niederlanden, nebſt anderthalb Millionen Gulden gegeben werden. Oeſterreich behielt ſich aber Namur und Luxemburg, auch ſein Kriegsvolk und Geſchütz aus den Niederlanden vor. Wenn die burgundiſchen Einkünfte die von Baiern überſteigen würden, ſollte der künftige König auch einen Theil der Staatsſchulden Baierns, nach Billigkeit übernehmen. Man beſchloß übrigens, dieſe vorlaute Uebereinkunft als ganz ungeſchehen zu betrachten, ſobald ihrer Vollſtreckung zu große Schwierigkeiten in den Weg treten könnten.

Das ward im allertiefſten Geheimniß, mündlich mehr als ſchriftlich, abgethan. Keiner der Großbeamten von Baiern erfuhr darum. Ohnehin war Karl Theodor gewohnt, die wichtigſten ſeiner auswärtigen Geſchäfte allein zu führen. Graf Matthäus von

Vieregg, der Staatsdiener für ausländiſche Angelegenheiten, trug mehr den Namen als die Verrichtung ſeines Amtes. Dieſer kannte vielmals den Zuſammenhang deſſen nicht, was er vermöge ſeiner amtlichen Stellung zu unterzeichnen hatte.

Frankreich, ſchon durch den Vertrag des Raſtätter Friedens zur Genehmigung des Tauſches verpflichtet, hinderte um ſo weniger, da Antoinette, König Ludwigs XVI Gemalin, die Vortheile ihres Stammhauſes willig begünſtigte. Katharina, Kaiſerin von Rußland, ward ohne Mühe den Wünſchen Joſephs gewonnen. In ihrer Freundſchaft für den Kaiſer verhieß ſie demſelben ſogar thätiges Mitwirken zur Erreichung des Ziels. Nur eins noch blieb übrig: die Zuſtimmung Karls, des Herzogs von Zweibrücken, und ſeines jüngern Bruders, Maximilian Joſephs. Jenem dachte der Kaiſer das Geſchenk einer Million, dieſem einer halben für das Wort zu, mit welchen ſie der Hoffnung auf Baiern entſagen ſollten. Der Preis ſchien groß für eine gebrechliche Hoffnung, welche das Alter Karl Theodors und ſeiner Gemalin noch leicht zu zerſtören fähig war.

Graf Romanzow, Rußlands Geſandter, begab ſich demnach zum Herzog von Zweibrücken. Er enthüllte ihm das Geheimniß. Er fügte hinzu, ſchon ſeien die Höfe von Wien und München, Paris und Petersburg einig; Zweibrücken ſtimme ein, oder nicht, die Sache würde geſchehen. Der Herzog entſetzte ſich. Er begehrte dieſen Antrag ſchriftlich. Romanzow verweigerte es; doch gab er acht Tage Bedenkzeit. Die Weigerung des Geſandten erregte billig das Mißtrauen des Herzogs. Ihm waren zur Antwort keine acht Tage noth. Er erwiederte auf der Stelle: „Nie werd' ich unſer altväterliches Erbland vertauſchen, noch vertau-

ſchen laſſen.“ So ward Romanzow verabſchiedet. Der Herzog ſchickte unverzüglich Boten gen Berlin, das Einſchreiten des großen Königs von Preuſſen in dieſen verderbendrohenden Handel zu erflehen. Es war in den erſten Tagen des ſiebenzehnhundert fünfundachtzigſten Jahres.

Damit fiel der Schleier vom Geheimniß. Deutſchland erſtaunte. Man berechnete die Ungleichheit der zum Tauſche gegeneinander geſtellten Staaten: die Lande Baiern, geſegnet mit Korn und Heerden, mit acht Millionen Einkünften, mit zwölfhunderttauſend Seelen kräftigen, deutſchen Schlages, auf beinah achthundert Geviertmeilen, gegen die Niederlande von Oeſterreich, weder ſo fruchtbar, noch ſo großer Verbeſſerungen fähig, wo auf wenig mehr denn dreihundert Flächenmeilen über eine Million Menſchen vom Ertrage wandelbaren Gewerbes und Handels lebte. Man verglich der Baiern gutherziges, treues Weſen mit der Niederländer beweglichen, meuteriſchen, trotzigen Art; die feſte Sicherheit eines deutſchen Kurfürſtenthums im Schirme geſammten Reiches mit den Gefahren eines kleinen burgundiſchen Throns vor den Thoren Frankreichs.

Anfangs mit edelmüthigem Unglauben, dann aber mit Entſetzen, vernahmen alle Einwohner Baierns die Nachrichten von dem Looſe, welches ihnen ihr eigener Fürſt zu bereiten entſchloſſen ſei. Vom Palaſte bis zur Hütte des Leerhäuslers ging Wehklage und Verwünſchung. Es fühlte alles Volk ſein Recht, daß es keines Herrn veräuſſerliches Gut ſei. Es verſchmähte den höchſten Gewinn unter habsburgiſchem Zepter, für das Glück ſelbſtſtändigen Lebens, und wollte nur W i t t e l s b a c h s K i n d e r, andere nicht, auf des Vaterlandes erbeigenthümlichem Thron ſehen. Die Verordneten der Landſchaft traten zuſammen. Sie zogen die

alten Briefe hervor, welche die Untheilbarkeit und Unveräuſſerlichkeit Baierns verbürgten. Noch ſtanden die Worte und Betheurungen da; noch hingen der alten Kaiſer Siegel unzerbrochen daran. Darum berietben ſie, mit welchen Schritten das Vaterland zu retten ſei, nun Gewalt und Uebermacht die Heiligkeit aller Rechte zu zertreten drohe; nun ein Kaiſer, welcher des Reichs Schirmer ſein ſollte, ſelber die Vernichtung eines alten Reichsſtandes und deutſchen Volkes begehre; nun ein Fürſt zu Baiern den ewigen Untergang Baierns gutheiße. Einmüthig wandten ſie ſich mit demuthsvollem Flehen an den Kurfürſten, mahnend: Wie bereitwillig ihre Vorfahren jederzeit Gut und Leben für die Seinigen hingegeben; wie bereitwillig das Land noch in jüngſten Tagen ſo viele Millionen an Schulden übernommen habe. Darum beſchworen ſie ihn, ein finſteres Gerücht, dem ſie nicht Glauben beimeſſen möchten, öffentlich zu zerſtören. Schon ſei die Beſtürzung ſo groß, das Zutrauen im Lande ſo ſchnell geſunken, daß weder Mittel übrig blieben, die Gelder zur letzten Zahlung an Sachſen, laut Vorſchrift des Teſchner Friedens, noch die der neueſten Bewilligungen der Landſchaft aufzubringen.

Auch die Hauptſtadt ſprach durch Bürgermeiſter und Rath zum Landesherrn: „Wer im Herzen das mindeſte Gefühl der Vaterlandsliebe trägt, vernimmt jenes Gerücht mit Schmerz. Baiern, dies ehmalige Königreich, für deſſen Aufrechthaltung und Ruhm Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht große Ahnherren Jahrhunderte lang gewacht, geſorgt, gekämpft, geblutet haben: ſoll es nun von ſeiner althergebrachten Selbſtſtändigkeit ſchmählich zu einem Nebenland des Nachbarn hinabſinken? — aller Schweiß der Väter, ihr wohlerworbenes Recht, die Freiheit Baierns verloren gehen? Schon

fließt die Thräne des Volks; der Eifer in Geſchäften erkaltet; das Mißtrauen keimt; der Bürger verliert den Muth, und jedes Leben gemeinnützìger Thätigkeit erſtickt!“

Karl Theodor, welcher inzwiſchen ſchon die feſte Erklärung des Zweibrückenſchen Hofes erfahren hatte, war ſogleich von ſeinen Entwürfen und allen Verhandlungen darüber zurückgetreten. Daher antwortete er ſeinen Unterthanen: Es wäre nichts, denn ein grundloſes Gerücht, was ſie ſchrecke; und dies vermuthlich durch die Unterhandlungen mit Oeſterreich wegen Grenzirrungen veranlaßt. Dieſe Bemäntelung des Vergangenen brachte zwar Beruhigung; aber geringe Achtung gegen die Redlichkeit des Fürſten, als die Unwahrheit ſeines Vorgebens durch Entlarvung der Thatſachen überall offenbar ward.

Denn Friedrich, der König von Preuſſen, hatte, auf die erſte Botſchaft aus Zweibrücken, ſeine Stimme ſogleich laut und warnend gegen den Wiener-Hof erhoben. Das Wort dieſes erlauchten Greiſes aber ehrten oder fürchteten des Zeitalters Könige vor allen andern. Denn, der Weiſeſte unter ihnen auf dem Throne, der Sieghafteſte im Schlachtfelde, handhabte er unter Fürſten Recht, unter Völkern Geiſtesfreiheit. Von der Natur mit den edelſten Gaben ausgerüſtet, ohne ſie zu mißbrauchen; vom Glück geliebkoſet, ohne Uebermuth zu fühlen; von den Schmeicheleien der Welt vergöttert, ohne berauſcht zu werden; unbeſchränkter Selbherrſcher in ſeinem Reich, und doch freiwilliger Unterthan des Geſetzes, hieß ihn die Zeitgenoſſenſchaft ſchon im Namen der Nachwelt den Großen. Er nun wollte, im ſiebenzehnhundert achtundſiebenzigſten Jahr, nicht vergebens für Deutſchlands Recht und Freiheit das ehrenreiche Schwerd gezuckt haben; nicht ſein könig-

lichſtes Werk, den Frieden von Teſchen, ſchnöderweiſe geſtürzt ſehen. Darum warnte er den Kaiſer, im Bewußtſein, daß, ohne Großbritanniens und Hollands Gefährdung, die öſterreichiſchen Niederlande ihren Herrn nicht ändern, noch, ohne Deutſchlands und Frankreichs Unſicherheit, die Gebiete Baierns an Habsburg gegeben werden könnten. Kein Baiern mehr: und Frankreich ſah die Macht des Erzhauſes nahe dem Rhein; Helvetien, welches fortan aus Oeſterreichs Hand Getreide und Salz nehmen mußte, ſeine Unabhängigkeit wankend; das geſammte Reich der Deutſchen ſeine Vormauer gegen Oeſterreich verſchwunden, eine Vormauer, hinter welcher bisher dreizehn kleine Fürſtenthümer in Baiern, Schwaben und Franken, und ſiebenunddreißig freie Städte gegen Habsburgs Vergrößerungsſucht geborgener lagen. Deshalb konnte es nicht, weder in eines Kurfürſten von Baiern, noch ſeiner Verwandten und Erben Macht allein ſtehen, ihr Stammland Baiern ohne Einſtimmung aller Mächte Europens zu veräuſſern, weil Frieden und Gleichgewicht der übrigen Staaten des Welttheils damit zugleich veräuſſert worden wären.

Sowohl Joſeph II, als ſein ſtaatskluger Rath, Kaunitz, hatten, gleich Karl Theodor, ſchon beim erſten Anſtoß den Gedanken des Austauſches fahren laſſen. Sie hießen das Lärmen darüber eine ſchändliche Verleumdung, eine dem Wiener-Hofe ſchamlos angedichtete Abſicht. Nachdem aber doch zuletzt das Geſchehene nicht wegzuläugnen war, breitete man zur Rettung des kaiſerlichen Wortes aus: der Hof von Petersburg habe den Antrag in Zweibrücken ohne Vorwiſſen Joſephs gethan. Die Kaiſerin aller Reuſſen hingegen räumte nur ein, in dieſem Geſchäft durch ihre Freundſchaft für Oeſterreich geleitet worden zu

fein. Endlich, doch nicht ohne Bitterkeit gegen König Friedrich von Preuſſen, erklärte das Erzhaus, daß es wenigſtens keinen gewaltſamen oder erzwungenen Tauſch im Sinne gehabt habe. Die Völker erſtaunten, gleichwie die ſpätere Nachwelt erſtaunen wird, mit welchen unwürdigen Künſten damals große Mächte, uneingedenk ihrer Majeſtät, das Urtheil der Welt zu betrügen ſuchten, indem ſie ſich der Thaten erſt ſchämten, nachdem ſie mißlungen waren.

Friedrich von Preuſſen legte darauf, für des Reiches künftige Sicherheit, deutſchen Mitfürſten den Entwurf zu einem großen Fürſtenbund vor. Sie beſiegelten ihn. Auch Karl, Herzog von Zweibrücken, im Angedenken ſeiner erlauchten Väter, ihrer Werke, ihres Ruhms, und deſſen, was er ihren Schatten, ihren Namen, was er dem Volke von Baiern ſchuldig ſei, nahm keinen Anſtand, ſich dem Bunde zuzugeſellen, deſſen Zweck Schirm der Ruhe und Rechtſame der Fürſten und ihrer Lande gegen Willkühr fremder Macht und Vergrößerungsſucht war.

9. Urſprung und Untergang der Illuminaten-Verbindung. Verfolgung helldenkender Männer.

Gleichwie Joſeph, der Kaiſer, im Verfahren des preuſſiſchen Königs, nicht edelſinnigen Ernſt für Ruhe oder Freiheit Deutſchlands, ſondern nur ſchlau bemäntelte Eiferſucht wahrnahm, ſo ſah Karl Theodor, der Kurfürſt, im Eifer ſeines Vetters zu Zweibrücken, nicht Liebe für Wittelsbachs Namen und Ehre, ſondern eines ungeduldigen Erbfolgers Verdruß über das allzulange Leben des Beſitzers von Baiern. Joſeph und Karl Theodor blieben, auch nach geſcheiterten Entwürfen, Freunde. Das baieriſche Volk hinwieder ſegnete im Herzen das fürſtliche Gebrüder von Zweibrücken, als ſeine ſchönſte Hoffnung.

Die Begebenheiten der letzten Tage hatten viel Böſes erzeugt. Im langen Raume eines halben Jahrtauſends war die Liebe Baierns für ſeine Fürſten unter allen Verhängniſſen gleich mächtig erblickt worden. Weder Milde, noch Strenge der Herren, weder deren unglückbringende Schwächen und Verirrungen, noch gute oder böſe Tage des Schickſals, hatten den treuen Baierſinn erſchüttert. Wenn die Stimme der Schyren um Hilfe rief, hatte ſich immer das Volk zum Opfer gegeben. Es hatte den Prachtluſtigen die Frucht ſeines Schweißes dargebracht. Es hatte für die Verbannten gekämpft. Es war für die Geächteten geſtorben. Denn es hatte in der Bruſt ſeiner Schyren immer eine Gegenliebe gefunden, welche jedes Opfer aufwog. Nun aber ſah ſich zum erſtenmal Baiern von ſeinem Fürſten verkannt und verſchmäht. Da tödtete der Gram oder Unwille vaterländiſchen Hochgefühls die alte Zärtlichkeit in vieler Tauſenden Bruſt. Man gehorchte dem Gebieter; man ſchmeichelte kalt dem Machthaber. Er hatte noch Recht auf die Pflicht der Unterthanen, nicht mehr auf das Herz Aller. Von den Edlern zogen viele ihre Hand ab, die ſie unter Maximilian Joſeph zum Beſten der guten Sache, wo ſie zu fördern war, gereicht hatten. Sie ſahen nur zu viele herrliche Werke, die einſt Baierns Stolz geweſen, untergehn; im Lande nur neue Uebel zu den alten treten; am Hofe Weiber, Günſtlinge und Geiſtliche. Andere, welche wahrnahmen, daß Selbſtaufopferung für öffentliches Wohl mehr Spott, als Ruhm, daß Gönnerſchaft mehr Anſehen, als das Verdienſt brachte: folgten leichtſinnig dem gewaltigen Strom der Verderbtheit. Andere wieder ſuchten in den verſchwiegenen Verſammlungen der Freimaurer für Geiſt und Gemüth Erquicken, welches das alltägliche Treiben der Welt verſagte.

Es waren, nach Vergeſſung der alten Verbote jener geheimen Geſellſchaft, in Baiern wieder viele maureriſche Vereine, die ſie Bauhütten hießen, entſtanden. Unter denſelben beſaß die vornehmſte, genannt Theodor zum guten Rathe, in München ein eigenes Haus, und zählte mehrere hundert Genoſſen. Die ehemaligen Vorurtheile gegen das Maurerthum waren mehr oder minder erloſchen. Einſichtvolle Männer, hohe Beamte und Geiſtliche der Hauptſtadt und des Landes nahmen an der weitverbreiteten Geſellſchaft Theil. Verrichtungen und Zwecke derſelben waren ſo unſchuldig, als ihre alterthümlichen Feierlichkeiten. Doch blieben ſie dieſes nicht lange mehr.

Denn, bald nach Aufhebung der Jeſuiten, war in Adam Weishaupt, einem öffentlichen Lehrer der Hochſchule Ingolſtadt, der Gedanke entſtanden, den Geiſt von Loyola's Orden in neuer Geſtalt erſcheinen zu laſſen. Die Begierde eines ſolchen Unternehmens entzündete ſich in ihm lebhafter, als er in den Werken des Helvetius, eines franzöſiſchen Weiſen, die Aufgabe las: Wie es möglich ſei, vom Zimmer aus die Welt zu beherrſchen. Weishaupts Ehrgeiz und Begeiſterung für Aufklärung der Völker beſchloß, die Aufgabe zu löſen. Er entwarf Pläne zu einer geheimen Genoſſenſchaft, in welcher die fähigſten und kühnſten Männer aller Länder zu gegenſeitiger Dienſtbarkeit und Herrſchaft verbunden, durch die Hand Weniger, oder eines Einzelnen geleitet werden könnten. Er gab den Verwandten des Bundes den Namen Illuminaten, oder Erleuchteter, und bereitete ihnen verſchiedene Erkenntnißſtufen vor. Zu dieſen ſollten ſie, im Verhältniß ihrer Tauglichkeit, aufſteigen, vom Gehorchen zum Gebieten. Für Sicherheit des Geheimniſſes und der Mitglieder traf er die Einrichtung, daß der Aufzunehmende von allen Theilhabern des Bundes keinen, als denjenigen

wiſſen dürfe, der ihn geworben. Erſt nach beſtandener Prüfung ſollte der Neuling in die Verbindung der Geweihten eintreten, deren Geſchäfte ihm jedoch anfangs mehr Arbeiten einer gelehrten Geſellſchaft, als ein Verein für kühnere Zwecke ſcheinen mußten. Aber größern Vertrauens werth gefunden, ſollte er um eine Stufe hinaufgehoben, und dann ſein Geſchäft werden, Menſchen zum Behuf des Ordens zu beobachten, und ihre Gemüthsneigungen, häuslichen Verhältniſſe, Geheimniſſe oder Schwächen auszuſpähen, vermittelſt welcher ſie zu gängeln wären. Scharfblick, Gehorſam und Thätigkeit beförderten zu noch erhabenern Stellungen, Genüſſen, Rechten und Arbeiten im Bunde. Das ganze Geheimniß feſter zu bewahren, empfingen ſämmtliche Mitglieder, gleichwie die Ortſchaften und Länder, wo ſie wohnten, fremde Namen; dazu ſelbſterfundene Erkennungs- und Schriftzeichen. Jeder zwar kannte die Genoſſen der Stufe, auf welcher er ſelbſt ſtand, auch der untern Stufen; keiner aber die Mitglieder der höhern. Dadurch blieben die Führer des Ganzen vor den Augen der übrigen in undurchdringlicher Dunkelheit, während ſie ſelbſt unerkannt Werth, Verſchwiegenheit und Treue der Untergebenen prüften. Ein unbedingtes Sich-Hingeben an die Sache des Bundes, mit Hintanſetzung von Ehr' und Leben, Kirch' und Vaterland, ſollte der geheimen Genoſſenſchaft erſtes Geſetz ſein.

Alſo baute ſich Weishaupt, aus Theilen der maurериſchen Verfaſſung und aus Grundſätzen der untergegangenen Geſellſchaft Jeſu, einen ungeheuern Entwurf. Dieſen offenbarte er zuerſt drei vertrauten Freunden, den Herren von Maſſenhauſen, Zwakh und Merz, welche, bereitwillig zur Ausführung, ſeine Gehilfen wurden. Als Lehrer der Hochſchule kam ihm

nicht ſchwer an, die anlagenreichſten Jünglinge zu werben, in welchen Ehrgeiz ohne Erfahrung, oder die jugendliche Begeiſterung für das Glück der Menſchheit, allfällige Bedenklichkeiten leicht überwanden. Bald traten auch Geſchäftsmänner und Gelehrte, Krieger und Geiſtliche zu dem Bunde. Jeder ward durch Vorſpiegelungen, wie ſie eben ſeinem Gemüthe am meiſten zuſagen mochten, angezogen; der Eine durch Hoffnung auf Staatsämter und Ehrenſtellen, der Andere durch die Ausſicht, großen Männern näher zu kommen; der Dritte durch Haß oder Furcht der geſtürzten Jeſuiten, von denen geſagt ward, daß ſie neu aufſtrebten, und denen man im Verborgenen entgegenarbeiten müſſe. Viele der Edelſten unter den Deutſchen traten bei, voll Hoffnung, in Verbindung mit allen Edeln der Menſchheit, das Reich des Lichts und der Wahrheit, der Gewiſſensfreiheit und des über verderbliches Herkommen ſiegenden Rechtes ſchneller aufzurichten.

Weishaupt, welcher in ſeinem Bunde bedeutſam den Namen des Spartacus, jenes römiſchen Fechters trug, der einſt an der Spitze entfeſſelter Sklaven die Beherrſchung Roms und der Welt geſucht hatte, freute ſich im Lauf der Jahre ſeines immer größer wachſenden Werkes. In vielen Städten Baierns und des Auslandes zählten die Illuminaten ihre Freunde. An Thätigkeit aber übertraf faſt alle der Freiherr von Knigge, ein hannöveriſcher Edelmann. Dieſer unternahm es, die ganze Freimaurerſchaft zum untergeordneten Werkzeug zu machen. Die Einrichtungen und Stufen in den maureriſchen Geſellſchaften erleichterten die Ausführbarkeit. Man hatte nur das Illuminatenthum als eine der höhern Staffeln der Maurerei vorzuſpiegeln, und die tauglichſten Mitglieder derſelben in Weishaupts Orden zu erheben. Der Freiherr von

Knigge reiſete alſo in Deutſchland umher. Wiß-begier, Geheimnißſucht und Ehrgeiz der Menſchen kamen ihm entgegen. In kurzer Zeit vermehrten ſich Anzahl und Hilfsmittel in den verſchiedenen Gegenden.

Zu gleicher Zeit aber wurde Name, Zweck und Weſen der Illuminaten ruchbar. Ihre Argliſt und Herrſchſucht empörte zuerſt beſonders die freien Maurer; ihr Verfolgungsgeiſt die zerſtreuten Jünger Loyola's. Zu dieſen ſtillen Gegnern geſellten ſich bald andere, welche im bürgerlichen Leben über die parteiiſche Selbſtſucht des neuen Ordens klagten. Es konnte nicht geläugnet werden, daß ſich die Eingeweihten vorzugsweiſe zu Aemtern und Würden halfen, oder einander vor Gerichten und an den Höfen das Wort redeten. Die Finſterniß, in welche der Bund theils ſeine Ausdehnung, theils ſeine Geſetze und Ziele verhüllte, vergrößerte die Furcht vor ſeiner Mächtigkeit. Eine Verkettung, wie dieſe, als Staat im Staate, ſchien Thronen und Kirchen gleich gefährlich. Man kannte auch vieler Glieder verwegene Denkart und ſittenloſes Leben.

Mit dieſen äuſſern Gegnern des Ordens verbanden ſich zu ſeinem Sturz die innern Gebrechen der ganzen Stiftung. Schon in den Grundſätzen, aus welchen ſie hervorgegangen war, lag der Keim ihres Verderbens. So ſchwache Kenntniß hatte ihr Urheber von Welt und Leben gehabt, daß er auch das, wodurch die größten Reiche, die weiland ehrwürdigſten Stiftungen den endlichen Untergang fanden, zur vornehmſten Säule ſeines Gebäudes erwählt hatte: Verlaſſung der Tugend und Sittenſtrenge um Gold, Gewalt und Wolluſt. Denn allein dafür, wenn ſchon mit Schönnamen anſtändig bedeckt, ſchwor der Eingeweihte, das Beſte des Ordens als ſein eigenes, und deſſen Feinde und Freunde als die eigenen anzuſehen; ihm mit Gut, Blut, Ehr' und

Leben zu dienen, und ſich, im Fall eines Vergehens, den Strafen der unbekannten Obern unverweigerlich zu unterwerfen. Hier waren neue Jeſuiten, mit der ſchlüpfrigen Sittenlehre und dem leichtfertigen Gewiſſen der alten; aber nicht in Klöſtern, wie dieſe, erzogen und abgeſondert, ſondern gefeſſelt von Weib und Kindern, und verzettelt und verwachſen mit der Welt. Umſonſt ſprach der vermeſſene Bund das Recht über Tod und Leben ſeiner Glieder an; es war, ohne Gefahr für alle, nicht zu vollſtrecken, und blieb nichtige Drohung. Deswegen mangelten Zucht, Eintracht und Gehorſam. Dagegen nahmen Ränke, Betrug und Argwohn unter den verſchwornen Brüdern überhand, welche alle, wie Jeſuiten, herrſchen, nicht, wie ſie, blindlings folgen wollten. Die Edelſinnigern von ihnen erſchreckte dies Schauſpiel. Einzelne von ihnen verlieſſen früh und mit Abſcheu die Gemeinſchaft.

Unter dieſen war der Erſten einer, Joſeph Utzſchneider, Geheimſchreiber der Herzogin Maria Anna, ein junger Mann von feuriger Seele und ſeltenen Geiſtesgaben. Begierig, das Wiſſenswürdige zu wiſſen, zu thun das Thunwürdige, hatte er die Einladung zum Beitritt in den Bund angenommen. Ein neapolitaniſcher Edelmann, genannt Coſtanzo di Coſtanzo, weihte ihn in die höhern Heimlichkeiten ein. Derſelbe hatte ſchon auf Koſten des Bundes Reiſen in mehrere Länder gemacht, und war bei ſeinen Genoſſen nicht ohne Anſehen. Er forderte von Utzſchneider, deſſen Ergebenheit zu prüfen, für den Orden die Auslieferung einiger Briefe, welche König Friedrich von Preuſſen und deſſen Großſtaatsbeamter Herzberg an Maria Anna, die Herzogin von Baiern, geſchrieben. Deſſelben Tages ſandte Utzſchneider, ſtatt der Briefe, ſeinen Ordensſchmuck zurück. Seit dieſem Augenblick ward er von

den geweihten Brüdern, als „ein Verſchwundener,“ mit Haß verfolgt. Doch Andere, dadurch nicht geſchreckt, thaten bald, wie er.

Coſtanzo's Anweſenheit in Berlin hatte unter den freien Maurern Aufſehen erregt, denen er illuminatiſche Stufen geben wollte. Durch die maureriſchen Verbindungen war König Friedrich daſelbſt gegen Coſtanzo's Betriebſamkeit argwöhniſch geworden. Der geheimen Zwecke deſſelben kundig, ertheilte er ſeinem Geſandten zu Regensburg Befehl, den Verhältniſſen dieſes Ordens nachzuſpähen, welcher, wie in Baiern, ſo in Oeſterreich, ausgebreitet, und ſelbſt am Wiener Hofe wirkſam ſein ſollte. Und als in derſelben Zeit der Antrag des Kaiſers zum Austauſch Baierns gegen die Niederlande geſchah, erging von Berlin, der Illuminaten wegen, eine warnende Botſchaft des Königs an die Herzogin Maria Anna. Denn es ward geredet, der Orden hange, in ſeinen Gliedern zu München und Wien, der Sache des Erzhauſes an, und arbeite für die Vollbringung des Tauſches. Die baieriſche Fürſtin forderte von ihrem Geheimſchreiber Licht über das finſtere Treiben. Dieſer, eingedenk der Pflichten gegen Staat und geſetzliche Obrigkeit, entdeckte, wer er ſelber geweſen, und was er gekannt: eine Verbindung, welche ſich höher ſtelle, denn Fürſt und Vaterland, darum gegen beide; lüſtern, die Händel der Welt zu leiten, darum ſchwachen Fürſten am gewogenſten, und geneigter, verwegene Männer in ihrer Mitte zu ſehen, als tugendhafte. Was Utzſchneider geſprochen, und dann, unterzeichnet von denen, die mit ihm den Orden verlaſſen, in Schrift verfaßt hatte, las Karl Theodor. Derſelbe hatte, ſchon einige Monate zuvor, alle geheime Verbindungen unterſagt. Nun, genauer belehrt, wiederholt' er gegen Freimaurer und Illuminaten ſeine

ſtrengern Befehle. Er ſetzte ſogar Preiſe auf ihre Entdeckung, und bedrohte widerſpenſtige Verächter ſeiner Gebote mit ſchweren Strafen, wenn ſie nicht ohne Verzug jeder heimlichen Verbindung entſagten.

Da löſete ſich der ganze Verband unter Furcht und Schrecken auf. Weishaupt aber, und einige ſeiner eifrigſten Anhänger, zogen freiwillig ins Ausland, treu ihrem Grundſatz oder Traum. Dieſen zu erfüllen, ſtrebten ſie geraume Zeit dem Ruhme edler Märtirer für Aufklärung und Wahrheit nach; nannten ſich Opfer jeſuitiſcher Rache; verfochten ihr Thun in Red' und Schrift und unterhielten mit den zerſtreuten Unglücksgenoſſen treues Einverſtändniß. Als jedoch endlich auch die geheimſten Schriften des Ordens in Baiern gefunden, und auf Geheiß des Kurfürſten öffentlich bekannt gemacht wurden, erkannte die Welt mit Unwillen das vermeſſene Unterfangen, die Gefährlichkeit ſeines Zwecks, die Thorheit oder Gewiſſenloſigkeit der Mittel. Weishaupt ſelbſt, von ſeinen enttäuſchten Freunden verlaſſen, ſank in Verachtung und Dürftigkeit; und der Mann, welcher ſonſt den Traum der Weltbeherrſchung geträumt, freute ſich dankbar des Brodes, welches ihm noch die Hand großmüthiger Feinde reichte.

Die Freunde öffentlicher Ordnung, Aufklärung und Tugend wünſchten dem Vaterlande Glück zur Zerſtörung jenes Werkes der Finſterniß. Eben ſo ſehr aber frohlockten die Jeſuiten und alle Gegner hellerer Anſicht und Denkart. Der kurfürſtliche Beichtvater Frank, ſchon aus früherer Zeit Weishaupts perſönlicher Widerſacher, hatte bei Karl Theodor viel zum Fall der Illuminaten gewirkt. Dies gelungen, lenkt' er eben ſo eifrig den Argwohn des Fürſten gegen die redlichſten Männer des Landes, welche noch frei zu denken, oder

geſundere Begriffe zu verbreiten Muth hatten. Treulich unterſtützt' ihn dazu Lippert, der geheime Rath, ſein Freund. An dieſe Männer ſchloſſen ſich ängſtliche Klöſterlinge; ſchloſſen ſich andere, fromm und furchtſam vor den Gefahren der Zeit; noch andere als tückiſche Haſſer fremden Verdienſtes, oder überlegener Einſichten. Wider die bisherigen Bekämpfer des Irrthums, Vorurtheils und Aberglaubens, ſiegreich ſeit den Tagen Maximilian Joſephs, begann nun die erbitterte Rückwirkung derer, welche aller Neuerung geſchworne Feinde geblieben waren. Lange verheelter Groll brach in rächende Verfolgung aus. Es war genug, einen Mann des Illuminatenthums zu verdächtigen, und ihn anzugeben, um alle ſeine Verdienſte zu verdunkeln, und ihm den kurfürſtlichen Haß zu erwecken. Das bloße Verachten eines mönchhaften Wahns brachte nun Namen und Gefahren des Gottesläugners und Ketzers. Aloys Dietel, Pfarrer zu Berg, einer der frömmſten und weiſeſten Prieſter Baierns, ward von den Frömmlingen am Hofe verfolgt, weil er durch Wort und Schrift groß zur Läuterung der Glaubensbegriffe in allen Ständen wirkte. Ihn würden die Frank und Lippert ſeiner Stellen, vielleicht ſeines Vaterlandes beraubt haben, hätte ihn nicht der edle Herzog Wilhelm, des Herzogs von Zweibrücken Vetter, nicht der ehrwürdige Fürſt und Biſchof Konrad von Freiſing ſelbſt in Schirm genommen. Das Forſchen des beſonnenen Denkers und die Schwindelei eitler Brauſeköpfe galten bald eins. Schüchtern ſchwiegen die einſichtvollen Lehrer des Volks. Achtbare Männer wurden auch, wenn ſie ſchwiegen, zurückgeſetzt, oder von ihren Stellen entfernt. Andere, um größerer Verfolgung zu entkommen, verlieſſen unwillig das Vaterland. Jener Vorſchlag eines Ketzergerichts, welchen vor Jahren der Lands-

hutiſche Dominikaner Joſt gethan, und der beſſere Theil des Volks, als Wahnwitz, verſpottet hatte, wurde nun durch Frank und Lippert erfüllt; bald das gelbe Zimmer im kurfürſtlichen Schloſſe Schreckensname jedes Biedermannes. Der Parteigeiſt erhob prangend über dem Untergang von tauſend Keimen des Guten ſein Haupt. Perſönliche Sicherheit verſchwand. Mancher Edle, an Hoffnung beſſerer Zukunft verzweifelnd, ward der Raub ſeines Grames um das Vaterland, wie es Andreas Zaupſer nun ward.

Das waren die Nachwehen vom wilden Unterfangen der Illuminaten. Karl Theodor, welchen Furcht allzuleichtgläubig gemacht hatte, folgte nur den finſtern Räthen ſeiner Umgebungen. Dieſe ermüdeten nicht, vor immer neuen Gefahren zu warnen, mit welchen das Aufklären der Völker die Thronen und Altäre bedrohe. Sie wieſen in Deutſchland, in England, in Frankreich, auf die Fluth von Schriften verwilderten Geſchmacks und Geiſtes, worin zügelloſe Meinungen, frecher Witz, und ſittenvergiftende Einbildungen, alle Ordnung und Zucht, wie Glauben und Tugend verhöhnten. Gegen ſolchen irren und frechen Geiſt die Ruhe Baierns zu wahren, ſchien ihnen rathſam, das Land dem Einbruch des Verderbens zu verſchlieſſen, wie einſt die alten Herzoge in den Tagen der großen Kirchentrennung gethan. Nur in Wiederherſtellung des löblichen Alten ſahen ſie Geborgenheit vor größern Gräueln. Ihnen aber hieß löblich: des Prieſterthums alte Macht, der Laien blinder Glauben, der ſchweigende Gehorſam Aller. Darum betrieben ſie Anſtellung eines eigenen päpſtlichen Machtboten, und unmittelbaren Stellvertreters des heiligen Stuhls in Baiern. Der Kurfürſt unterhandelte mit Rom, im Wunſch, nicht im Sinn ſeiner Rathgeber. Er begehrte einen Vollmächtigen des römiſchen

Hofes zu ſich, nicht um die prieſterliche, ſondern die eigene Gewalt zu erweitern. Denn er ſah ein, daß er in unmittelbarer Verhandlung mit Rom oder deſſen Geſandten Ziele, die er wollte, ſchneller erreichen werde, als im Briefwechſel mit Biſchöfen, Erzbiſchöfen und auswärtigen Angeordneten des heiligen Stuhls; daß er nur ſo den Einfluß benachbarter Hochſtifte, oder ihren Widerſtand gegen ſeine Verfügungen, mit Nachdruck hemmen, und das ungeheuere Fortſtrömen des Geldes vermindern könne, welches an die römiſchen Nunzien in Köln, Luzern und Wien für Losſprechungen in Eheſachen und andern Dingen geiſtlicher Gerichtspflege gezahlt zu werden pflegte.

Ein Jahr nach Verbannung der Illuminaten erſchien zu München der päpſtliche Nunzius, Julius Cäſar Graf von Zoglio, Erzbiſchof von Athen. Alsbald ward in den Staaten des Kurfürſten volle Einheit kirchlicher Angelegenheiten geſtiftet.

Die deutſchen Biſchöfe und Erzbiſchöfe erhoben ſich mit Klagen und Verwahrungen gegen die Eingriffe Roms in ihre Rechtſame. Sie riefen des Kaiſers Majeſtät zum Schutz germaniſcher Kirchenfreiheit auf. Sie ſandten Abgeordnete auf einen Tag, zu Ems gehalten, um die Emporhaltung ihrer Befugniſſe zu berathen. Die Emſer Verſammlung vereinigte ſich in Geiſt und Grundſätzen, wie ſie ſchon dreiundzwanzig Jahre zuvor Hontheim, der edle Weihbiſchof von Trier, in ſeinem, durch Rom verdammten, Buche ausgeſprochen hatte. Sie ſtellte der deutſchen Biſchöfe Recht gegen Roms Anmaßungen feſt, und der deutſchen Kirche Freiheit nach den Satzungen der Kirchenverſammlung zu Baſel. Aber der Stellvertreter des heiligen Stuhls in München lächelte kalt zu den ohnmächtigen Anſtrengungen, und ſetzte ruhig die ihm

übertragene Gewalt ins Werk. Der Kurfürſt unterſtützte ihn mit Kraft. Der Kaiſer ſah, in Freundſchaft für Karl Theodor, dem Streit der Biſchöfe gelaſſen zu. Man unterhandelte mit einzelnen Kirchenfürſten. Man verdächtigte andern die Abſichten der Erzſtifte. Man wiegelte die Einen wider die Uebrigen auf. Man verlockte ſelbſt von den Häuptern der Emſer Verſammlung, daß ſie den Satzungen derſelben entſagten. Verdroſſenheit und Kälte trat darauf bei den Uebrigen an die Stelle des erſten Eifers. Und ſo ſiegte römiſche Staatskunſt in Deutſchland. Dieſe fortdauernde Macht, dies Glück Roms, ſeinen Einfluß in fremden Staaten auch dann noch zu behaupten, wann es nicht mehr durch die Unwiſſenheit der Völker, oder durch Bannſtrahlen, vom Vatikan geſchleudert, allgewaltig war, dankte es ſeiner Klugheit und Verfaſſung, in der mehr Größe als Eitelkeit lag. Die Deutſchen hatten längſt angefangen, die wichtigſten Aemter ihrer Kirchen, die Ehren der Abteien und Biſthümer, nur zu Erbtheilen ihrer Fürſtenſöhne und Adelskinder zu machen. Rom aber bekleidete mit ſeinen höchſten Würden die Würdigſten, ohne Betrachtung der Abkunft. So verband es bei ſich mit dem Vortheil, als Eines in der Trennung Vieler zu herrſchen, jederzeit das Uebergewicht trefflicher Naturgaben, die nicht immer das Geſchenk des Stammbaums ſind. Der Kurfürſt aber ärntete bald die goldenen Früchte des Beiſtandes, welchen er der Sache Roms geleiſtet hatte. Pius VI ſandt' ihm erneute Vollmacht, die Geiſtlichkeit ſeiner Staaten zehn Jahre zu beſteuern.

10. Fortdauernde Verwirrung in der Staatshaushaltung.

Die Weiſeſten und Größten aller Fürſten, deren Namen in den Geſchichten des menſchlichen Geſchlechts

unverdunkelbar glänzen, ſind allezeit diejenigen geweſen, welche, durch Geſetzgebung, Wiſſenſchaft und öffentlichen Unterricht die Geiſtesmacht ihres Volkes entwickelnd, ſich und ihren Thronfolgern bleibende Ueberlegenheit gegen die Nachbarn ſchufen. Auch diejenigen hat man nach ihnen lobwürdig gefunden, welche unter kluger Verwaltung, durch Gewerbe, Künſte, Handel und Schiffahrt, den öffentlichen Reichthum ihres Landes emporbrachten.

Karl Theodor hatte unſtreitig von der Natur größere Gaben, denn viele ſeiner Vorfahren empfangen, um in beiderlei Wegen ſich ein vor der Nachwelt ewiges Gedächtniß, und ſeinem Volke ein Daſein voller Glückſeligkeit und Ehre zu gründen. Aber dafür entflammte ihn nicht die heilige Luſt an großen Dingen, nicht der Reiz des Ruhmes, nicht der Beſitz eines Staates, in welchem er weder die Fußſtapfen ſeiner eigenen Väter, noch den Dank ſeiner eigenen Enkel erblickte. Daher beſchränkt' er kleinmüthig alle Sorgen auf Vermannigfaltigung deſſen, was den Abend ſeiner Tage veranmuthigen konnte. Er wich in Liebe harmloſer Gemächlichkeit gern dem aus, was den ruhigen Gang der Staatsführung ändern oder geſpanntere Aufmerkſamkeit nothwendig machen mußte; und zog das Uebliche und Alte den Verſuchen des Neuern und Beſſern vor. Doch war er immer bereit, anzuhören, was in einzelnen Theilen Vollkommneres herbeiführen mochte, ohne das Ganze zu erſchüttern; oder was ſeinem Glanz und Vortheil diente, indem es dem gemeinen Wohlſtand half. So legt' er zu vielem Guten in Baiern den Keim, ohne die Verwirrungen der Staatshaushaltung zu enden, die von jeher Baierns Erbübel waren. Seine Räthe und Diener ärnteten Lobes genug, wenn ſie die landesherrlichen Truhen und Kiſten füllten. Waren dieſe

voll, ſchien der Staat wohl verſorgt. Aber die Schatzkammer des Staates ſoll im gewerbigen Reichthum des Landes, nicht unter Kellergewölben des fürſtlichen Schloſſes, ſein. — Karl Theodor ſah inzwiſchen dennoch ungern Unterthanen leiden, und mäßigte vielmals freundlich den Druck, wo ihnen derſelbe durch den Eifer ſeiner Diener zu hart geworden. Karl Freiherr von Hompeſch, der die Gehalte verminderte, die Wartgelder einzog, und andere Erſparungen ähnlicher Gattung einführte, machte ſich und ſeinen Gebieter verhaßt. Der Kurfürſt vernahm es, ſtellte das Erſparen ein, und ſchickte ſeinen Großbeamten nach Düſſeldorf zurück. In Staats- wie Hauswirthſchaft iſt Knauſerei ein ſo gefährlicher Irrweg, als Verſchwendung. Hompeſch war übrigens ein verdienſtvoller, redlicher Mann, von großer Einſicht, richtigem Blick, und vieler Thätigkeit, welcher mit geringen Mitteln große Wirkungen hervorzubringen verſtand.

Die Landesſchulden hatten beim Tode Maximilian Josephs über zwanzig Millionen Gulden betragen. Die öffentlichen Ausgaben waren daneben nicht vermindert worden; die Einnahmen aber ohne beträchtlichen Zuwachs geblieben. Des Innviertels Verluſt, wie der Zutritt von Neuburg und Sulzbach änderten das Verhältniß nicht weſentlich. Immer noch wurden Baiern, Oberpfalz und Leuchtenberg, abgeſchloſſen für ſich, verwaltet; und wieder die Rheinpfalz und Jülich für ſich. Alle hatten aus eigenen Einkünften die eigenen Bedürfniſſe zu beſtreiten, und zur Hofhaltung des Landesherrn die Beiträge zu ſteuern.

Einen wichtigen, vorzeiten den größten Theil der Einnahmen gab Baiern, das Herzogthum, aus dem Ertrage der liegenden Staatsgüter, aus den Forſten, Berg- und Salzwerken, Kaſten- und Lehengefällen.

Zweckmäßigere Anordnung, oder treuere Verwaltung würden den Gewinn um Vieles erhöht haben. Beides vereitelte, wie ehmals, immer noch der Eigennutz derer, welche ſich aus den Koſten der Bewirthſchaftung bereicherten. Die weitläufigen Waldungen des Landes blieben Goldgruben der Jäger, welche ihr Weidwerk, die Luſt- und Nebenſache, zum Hauptgeſchäft, Pflege der Forſten zur untergeordneten Verrichtung machten. Daß man ihnen den Unterſchleif im Holz nicht nachrechnen könne, verſäumten ſie muthwillig, ſtatt des verderblichen Femmelns, die befohlne Einführung regelmäßiger Schläge. In den Wäldern der Gutsbeſitzer und Gemeinden, welche vormals eigene Bannwarte halten konnten, ſchalteten ſie, wie Herren, ſich auf fremdem Eigenthum Geld zu erpreſſen durch loſe Willkühren. Daher verlor der Staat, gewann der Jäger, und die ſchönſten Forſte verödeten weit mehr durch der Beamten, als der Borkenkäfer und Kieferraupen Gefräßigkeit. Erſt da der Schade, auf ein Jahrhundert geſtiftet, fühlbar wurde, ſetzte der Kurfürſt demſelben durch verbeſſerte Einrichtung, und durch Bildung tüchtiger Männer, Grenzen.

Minder einträglich waren die Bergwerke des Herzogthums für den Staatsſchatz. Karl Theodor that weiſe, dieſelben unter neuen Anordnungen und ſtattlichen Rechtſamen für Gewerkſchaften freizugeben. Der gewöhnliche Menſch hauſet beſſer für eigenen, als gemeinen Nutzen. — Sichtbarer wuchs der Gewinn der köſtlichen Salzwerke von Reichenhall, Traunſtein und Frohnreut. Sie ſchütteten Jahr aus Jahr ein beinah eine halbe Million in den öffentlichen Schatz. Karl Theodor pflegte ihrer mit beſonderer Vorliebe, welche noch durch die Spannung, in der er gegen Hieronymus, den Erzbiſchof Salzburgs, lebte, zum Vor-

theil Baierns erhöht werden mochte. Er berief zu ihrer Verbeſſerung den ſachkundigen Schweizer Clais von Winterthur, und ſcheute nicht vieljährigen großen Aufwand, die Druck- und Pumpwerke, Waſſergebäude, Sudwerke und anderes vollkommener zu ſchaffen, um reineres Salz zu empfangeu, oder Holz und Arbeiten zu ſparen. Dazu geſellte ſich der Vortheil vom Halleiner Salz, mit welchem Baiern, kraft alter Verträge, den Handel die Donau aufwärts führte. Der Preis des Salzes an der Wurzel zu Hallein, die Menge, welche Baiern alljährlich zu nehmen, Salzburg zu bereiten hatte, wurde in neuer Uebereinkunft mit dem Erzſtift feſtgeſetzt. Zu dem Reichenhaller und Traunſteiner Salz ward auch das Berchtolsgaducr gemiſcht, welches zu Schellenberg geſotten wird. Dieſes iſt lange Zeit immer unter dem Salz von Hallein begriffen geweſen, bis es Karl Theodor ganz für Baiern gewann. Einem Manne, dem ſein Vaterland mehr als einen Dank ſchuldig geworden iſt, dem Grafen von Törring-Gronsfeld, Kammervorſteher, gelang durch Unterhandlung und Vertrag, des Reichsſtiftes Berchtolsgaden Salzwerk, zu Pfann, Gries und Berg, ſammt Nutznieſſungsrechten dazu gehöriger Forſten, um jährliche Entſchädigung von fünfzigtauſend Gulden in ewiges Eigenthum Baierns zu verwandeln. Vorher ſchon war über die Waldungen zum Sude des reichen Salzes, beſonders gehandelt, und der Verjüngung alter Zwiſte auf immer vorgebeugt worden.

Von den Einkünften aus des Herzogthums nutzbaren Rechten, als da ſind Jagden, Brauereien, hohe und niedere Gerichtsbarkeiten, gewährten die Braugefälle beiweitem den ergiebigſten Vortheil, jährlich bei anderthalb Tonnen Goldes freien Ertrag; die Jagden hingegen bei unermeßlichem Schaden verächtliche Aus-

beute. Und die Gerichtsfälle und Amtsnutzungen waren zu ſchwach, die Ausgaben für Verwaltung der Gerechtigkeit zu decken. Es lebte noch auſſerdem eine überſchwengliche Menge von Gerichtsbeamten, welche ſich, ohne feſte Beſoldung, aus Gebühren und Sporteln nährte. Darum fehlte es häufig am Recht im Lande; deſto weniger an Rechtshändeln. Letztere wurden ohne Mühe durch die Verſchiedenheit ſich einander durchſchneidender Gerichtsbarkeiten vermehrt. Manches Dorf zählte derſelben fünf und ſechs inner ſeinen Ettern. Dann trat hilfreich dazu die ewige Fluth aufeinander folgender Geſetze und Befehle, oder neuer Berichtigungen und Erläuterungen derſelben. Wer kannte ſie alle? Auch der Redlichſte lief jedes Schritts Gefahr, in das unſichtbare Garn der Verbote verwickelt zu werden, in Rechtsſtreit zu fallen. Dienſteifrige Beamten lauerten genug, den Fehlbaren zu haſchen, um ihn durch Schmälerung ſeines Vermögens Vorſicht zu lehren, oder ſich, war er arm, vom Staate die Mühen für öffentliche Sicherheit lohnen zu laſſen. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen. Durch alle Strenge des peinlichen Geſetzbuchs, durch alle Schauerlichkeit der Todesſtrafen wurde die Zahl der Verbrechen nicht vermindert. Denn vermittelſt anderer Geſetze und Einrichtungen war für Fortdauer der Quellen geſorgt, aus welchen des Volks Unſittlichkeit ſprang. In den Pfleggerichten, die gewöhnlich den Raum von vier bis fünf Geviertmeilen umfaßten, reichten drei bis vier Gerichtsdiener nicht hin, die Sicherheit gegen Diebs- und Raubgeſindel zu bewahren; und dieſem gebrach es bei den Rechtſamen von achtzig und etlichen kurfürſtlichen Gerichten, die ſich mit mehr als tauſend ſtändiſchen Hofmarken durchkreuzten, ſelten an Schlupfwinkeln.

Den größten Theil der Staatseinnahmen des Her-

zogthums warfen aber die mannigfaltigen Auflagen ab; immer drei bis vier Millionen, wozu alljährlich, nebſt der Zehntung der Geiſtlichkeit, auch die landſchaftlichen Beiſteuern kamen.

Nicht ſowohl immer die Größe der Abgaben, als ihre Mannigfaltigkeit, ungleiche Vertheilung und koſtſpielige Erhebungsart war das, was, wie von jeher, Kraft und Glückſeligkeit des Landes niederdrückte. Denn unter vierzigerlei verſchiedenen Namen und Weiſen wurden vom Unterthan Gefälle und Steuern bezogen. Die Unüberſehbarkeit des verworrenen Weſens begünſtigte vielfachen Betrug und Willkühr. Einzelne Ausbeſſerungen mit kleinlichen Anſichten vernichteten, wie alles Flickwerk, Einfalt und Klarheit des Ganzen noch mehr. Daher geſchah, daß zuweilen die verſchiedenen Auflagen mehr als den vierten Theil der Einkünfte eines Hausvaters wegzehrten, während der Nachbar, von gleichem oder größerm Vermögen, weniger bezahlte. Der Steuerfuß blieb, wie er vor Alters geweſen, nicht nach der Güter wahrem Werth, ſondern nach ihrer alten unverhältnißmäßigen Einhöfung beſtimmt. Es zahlte der Hof des minder fruchtbaren Oberlandes ſoviel, als der in den ergiebigern Fluren des Niederlandes; und der kleinere oft nicht weniger, als der größere, weil man ſelten wußte, wie groß ein Hof urſprünglich geweſen. Auf den ärmern und arbeitenden Theil des Volks war und blieb, nach wie vor, die größte Bürde der Abgaben geworfen; der Reichere hatte die meiſte Erleichterung. Beſonders genoß der Adel unmäßiger Begünſtigung. Die Geringfügigkeit ſeiner Abgaben im Verhältniß zur Geiſtlichkeit und zum Bürger konnte ſelbſt von den Vertheidigern adelichen Vorrechts durch nichts als Herkommen entſchuldigt werden.

Der Fürſt oder der Staat empfing, wieviel auch

allſeitig gegeben wurde, kaum zwei Drittheile aller jener Einnahmen. Das Uebrige verlor ſich, bei der zerſplitternden Bezugsart, in den Händen zahlloſer Angeſtellten, Einzieher, Schätzer, Berechner und welche Namen ſie führen mochten. Bürger und Landmann, dieſer nützlichſte und größte, dieſer ſchutzloſeſte Stand des Volks, war neben den geſetzlichen Abgaben noch der gewiſſenloſen Raubgier eines Heeres von Schergen und beamteten Leuten preisgegeben. Karl Theodors Gerechtigkeitsſinn ſteuerte zwar hundert Unfugen; doch tauſend blieben ungeſtört zurück. Wo der Unterthan dem Geldhunger der Amtleute, nicht dem Bedürfniſſe des Staats zinſen muß, ſieht er die Obrigkeit als ſeine Feindin an, verbirgt er vor ihr ſein Geld, und läßt er das Verdienſt darben. Und wo Verdienſt, Rechtſchaffenheit und gemeinnütziger Eifer weniger als Gönnerſchaft, Beſtechung, Fürſprache, Weiber, Verwandtſchaft und Geburt zu Ehren und Aemtern helfen, ſind Tugend des Fürſten, Würde des Geſetzes und Glückſeligkeit des Volks, Spiel und Spott der Gewalt und Liſt ſelbſtſüchtiger Diener. Man ſah damals häufig den Pfleger und Oberamtmann, zu bequem, oder unfähig, alle Berichte, Vorſtellungen und Bittſchriften der Untergeordneten zu prüfen, ſich mit dem Auszug derſelben von der Hand ſeines Schreibers begnügen. Der Großbeamte am Thron, in die Einzelnheiten der Beſchwerden oder Angaben zu wenig geweiht, oder in Zuverſicht auf der untern Behörden Treue, legte ſeinen Beſchluß dem Fürſten vor. Dieſer unterſchrieb, was er eben ſo wenig kannte. So führte der Schreiber zuletzt in ſeiner Stube den Staat.

In des Herzogthums ältern Zeiten war der Gang der Geſchäfte ſehr einfach geweſen, und dem Landesherrn, wie dem Volke durchſchaulich. Der Fürſt, in der

Mitte ſeines Rathes, überſah die Gerechtigkeitshandlungen der Vizthume, Pfleger und Richter; die Arbeiten der Steuerer und Rentmeiſter; Stand und Bewaffnung des Heeres; Handhabung von Zucht und Ordnung in Städten und Dörfern. Seitdem war die Zahl des Volks nicht gewachſen; um weniges nur das Gebiet durch Nebenlande; deſto mehr der Prunk der Fürſten. Da waren die Vizthume in eben ſo viele Landesverwaltungen verwandelt; für jeden einzelnen Zweig der Staatsgeſchäfte neue Behörden und Unterbehörden erfunden, die ſich wieder über einzelne Dinge in niedrigere Behörden zerklüfteten. Da ward unter allen ein Reiben und Sträuben und Rangſtreit oder Zweifeln über die Grenzen ſich durchſchneidender Geſchäftskreiſe. Da lief das Geringſte den längſten Weg an der Kette der Behörden hinauf, und kam mit Koſten befrachtet zurück, die des Gegenſtandes innern Werth oft weit überwogen. Da ward das Schlichteſte verwickelt, das Leichteſte ſchwierig, das Hellſte dunkel.

Karl Theodor erkannte die Uebel, unter welchen Alles erkrankte. Nur in voller Umgeſtaltung und Wiedergeburt des Ganzen war Rettung. Es mußten vielhundertjährige Gewohnheiten gebrochen, wohlerworbene einander durchkreuzende Rechte gelöſet, unbillige Vorrechte vernichtet, und Stolz und Freiheiten der Stände, und Anſprüche des engherzigen Ortsgeiſtes getilgt werden. Wie in der Natur aus dem Verweſeten neues Leben, mußte aus Alles umwälzendem Unrecht ein neuer Zuſtand des Rechts entſpringen. Dafür hatte Karl Theodor nicht den Muth. Schweigend überließ er der Zeit das große Werk. Sie entzieht ſich demſelben nie. Er behielt ſich den Ruhm, die unter einander widerwärtigen Befugniſſe der Einzelnen zu ehren. So blieben die Rechtſame für Jeden das Unrecht für Alle.

Wie im Herzogthum Baiern walteten ähnliche Verhältniſſe in den Nebenlanden; hier beinahe dieſelben Arten öffentlicher Abgaben. Die obere Pfalz, welche gegen ſiebenmal hunderttauſend Gulden auswarf, forderte bei dreimal hunderttauſend für ihre öffentlichen Bedürfniſſe zurück. Der Ueberſchuß verſchwand zur Tilgung anderer Noth. Wie in Baiern, war hier die Vertheilung der Laſten und der Maasſtab der Beſteuerung ungleich; doch das Volk genügſam und thätig. Die reichen Erzgruben bei Amberg, Bodenwöhr und der Gottesgabe am Fichtelberg gaben den Leuten großen Verdienſt. Die Schulden des Landes waren mäßig. Hier vermehrte auch Karl Theodor ſein Hausgut noch durch Ankauf der Herrſchaft Breiteneck, welche vom erloſchenen Geſchlecht der Tilly an die Freiherren von Gumpenberg gekommen war. Und von den Grafen von Seiboltsdorf erkauft' er ſich unweit Velburg das Schloß Helfenberg ſammt den Gütern. Hingegen erhoben ſich mehrmals um ſeine Genußſame mit dem Hauſe Oeſterreich mancherlei Irrungen, als dieſes die böhmiſchen Lehenrechte auch über die in der obern Pfalz und Sulzbach gelegenen Güter der Landſaſſen ausdehnte, welche man immer als Reichsland betrachtet hatte.

Die Landgrafſchaft Leuchtenberg, gleichwie die Herzogthümer von Neuburg und Sulzbach boten dem Staatsſchatz nur mäßigen Ertrag. Die letztern beiden verblieben unter eigenen Verwaltungen und Einrichtungen. Es war nur ein vorübergehender Verſuch, von weniger Jahre Dauer geweſen, ſie mit der Oberpfalz, unter der Staatspflege von Amberg, zu vereinen. In Neuburg hatten die Hochſtifte Eichſtädt und Augsburg, der Dom zu Regensburg, verſchiedene Klöſter Baierns und der Herzog von Würtemberg viele Güter

und Unterthanen. Dies ſchmälerte die Einkünfte des Kurfürſten nicht wenig. Als aber der Kaiſer ſelbſt den Anfang gemacht, eigengewaltig, und ſonder Schonung aller Rechtſame, die Beſitzungen ſchwäbiſcher Reichs- und Kreisſtände im Innern ſeiner Gebiete, gleich eigenen Unterthanen, zu beſteuern, folgte auch Karl Theodor dem Beiſpiel des Oberhaupts gern. Alsbald wurden geſammte, aus dem Lande gehende grundherrliche Einkünfte mit jährlichen Herrſchaftsſteuern belegt. Wie laut auch die Bedrängten um verletzte Billigkeit wehklagten, oder um die Größe der Steuer, welche beinah den ſechsten Theil der bezogenen Einkünfte betrug: man trieb ſie mit Gewalt ein. In derſelben Zeit, da der Kurfürſt Breiteneck und Helfenberg in der obern Pfalz an ſich nahm, erwarb er auch Parsberg, den Markt des Herzogthums Neuburg, der vorzeiten eigene Freiherren gehabt, und nach deren Ausgang an die Grafen von Schönborn gelangt war.

Selten geſchah, daß von den Einkünften aller dieſer Länder Erſpartes zurückgelegt wurde. Zwei Fünftheile deſſelben verſchlangen die Koſten der öffentlichen Verwaltung, ein Fünftheil das Heer, ein Fünftheil die Hofhaltung. Das Uebrige ward für Zinſen oder Friſtenzahlung alter Schulden gegeben. Hellen Ueberblick vom Zuſtand des Staats-Haushaltes, vom Verhältniß und Gleichgewicht ſeiner Theile, empfing Niemand. Der landſchaftliche Ausſchuß verbarg vorſichtig ſeines Steuerweſens Einrichtung, um deren Mißgeſtalt nicht zu verrathen. Dem Hofe hinwieder war gelegen, daß man ihm nicht nachrechnen könne.

11. Was für des Landes beſſern Anbau und Gewerbe geſchieht.

Der verderbenreiche Zuſtand des öffentlichen Hausweſens war nicht verkannt, ſondern ſeit Langem geta-

delt. Die Geſetze der jüngſten Jahrhunderte mit ihren Nachbeſſerungen geben Urkunde davon. Doch die Grundübel blieben unangetaſtet. Daher verhärteten mit der Zeit vielerlei Gebrechen und wuchſen üppig durch ihre eigene Kraft.

Gleichwie des menſchlichen Leibes Geſundheit, Stärke und Schönheit durch ruhigen Umlauf ſeines Blutes und verhältnißmäßige Vertheilung deſſelben in allen Gliedern gedeiht; Hemmung aber oder Anhäufung des Geblütes dem Leben Gefahr bringt: ſo hängt das Wohlſein des Staatskörpers von richtiger Verbreitung des öffentlichen Vermögens, und vom Auf- und Abſtrömen deſſelben durch alle Stände ab. Ungeheure Anhäufung des Reichthums in den einen, neben gänzlichem Mangel in den andern Theilen, iſt Krankheit. Müßiggang und Bettel ſind anfangendes Ausſterben einzelner Gliedmaßen; Meuterei und Aufruhr Krämpfe des krankhaften Körpers.

In Baiern ſtieg alljährlich von den untern Ständen des Volkes der Reichthum des Landes zu den höhern empor; wenig kehrte davon zurück. Daher drunten zunehmende Verarmung, Zinsbarkeit und Knechtſchaft; droben Ueppigkeit, Entnervung und Uebermuth. Drunten verminderte ſich das Beſitzthum; viele tauſend Hände wurden müßig und leer. Droben wuchs in der Hand Einzelner die Zahl der Ländereien; die wurden wegen der Menge ſchlechter gebaut. Gewerb' und Künſte, welche dem Prachtaufwand und Sittenverderben fröhnen, blühten; während diejenigen ſerbten, welche der Nothdurft dienen. Bevölkerung, Glanz und Ueppigkeit des landesfürſtlichen Wohnplatzes ſchritten eben ſo ſichtbar vor, als Leben, Kunſtfleiß und Wohlſtand der übrigen Städte, Märkte und Flecken zurück.

München, das Haupt der baieriſchen Städte,

erweiterte und verſchönte ſich von Jahrzehend zu Jahrzehend nach allen Richtungen. Sein Umfang wuchs den nächſtgelegenen Dörfern entgegen, alſo daß man verſucht ward, dieſelben als Vorſtädte zu achten. Hier leerten der Hof, die höchſten Behörden des Staates, der reiche Adel, die Menge der Fremden das Füllhorn ihres Ueberfluſſes aus. Zwar ward nicht mehr die große Zahl nützlicher Gewerb' und Handthierungen des Alterthums geſehen; aber was die Wollüſte des Lebens zeugt und nährt, Tummelplätze des Vergnügens, Kaffeewirthe, Bier- und Weinhäuſer, und Krämerläden für entbehrliche Bedürfniſſe, gediehen im Uebermaas. Die Menge der Menſchen ſchwoll in kurzen Zeiträumen an; mit ihr die Unzucht der Sitten. Eine Hälfte der Einwohner lebte von dem Aufwand der andern. Der vierzigſte Menſch aber vom Bettel. Der neugebornen Kinder faſt die Hälfte war unehelicher Geburt, Zeugniß thieriſcher Ausſchweifung und Ehebruchs.

Mehr noch, als die Menge der Einwohner, nahmen Pracht und Menge der Gebäude zu. Der alte Raum ward dem ſtolzen Aufwande, nicht der Zahl der Menſchen, zu klein. Es ſtiegen Paläſte neben Paläſten auf. Wo ſonſt wenige Zimmer für eine gemächliche Haushaltung Platz gaben, wurden nun Häuſer verlangt. Denen ſonſt das einfache Haus der Väter genügt hatte, wurden Prachtwohnungen, Gärten und Luſthäuſer nöthig. Es ſtieg weit um aus dem Boden eine Mannigfaltigkeit neuer Anlagen, öffentlicher Plätze und Freudenorte. München ward ſowohl durch Zierlichkeit ſeiner Gebäude, als durch Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit ſeiner öffentlichen Einrichtungen in Europa berühmt. Dafür erwarb ſich vor allen Benjamin Thompſon unſterbliches Verdienſt, ein in gemeinnützigen Dingen kenntnißvoller und eifriger Mann,

Aus Rumford, einer kleinen Stadt Amerika's, gebürtig, war er, ſeiner Einſichten wegen, in England durch den König zum Ritter erhoben, dann durch den Kurfürſten von Baiern nach München berufen. Karl Theodor zog ihn in den Rath, ſeine Erfahrungen bei Anlegung öffentlicher Anſtalten, Verſchönerung der Hauptſtadt, oder Erſparung der Verwaltung zu benutzen. Thompſon, bald zum Grafen von Rumford erhöht, und durch vertrautere Verhältniſſe mit der Gräfin von Baumgarten in die volle Gunſt ſeines Gebieters eingeführt, ſah ſich damit zu allen wohlthätigen Unternehmungen vielvermögend. Er gründete neue Gewerbe verſchiedener Art, den Dürftigen Arbeit zu geben; ſchaffte den läſtigen Bettel ab; verſchönerte die Anmuth der Umgebungen, die Reinlichkeit im Innern der Stadt; führte beim Heer, bei öffentlichen Anſtalten und andern Zweigen der Verwaltung, ohne derſelben Nachtheil, ſinnreiche Sparſamkeit ein, alſo, daß ſeine Schöpfungen in der baieriſchen Hauptſtadt die Muſter fremder Hauptſtädte wurden.

Doch was Rumford Heilſames für München zu ſtiften wußte, wirkte nur ſchwach oder gar nicht zu den übrigen Städten des Kurfürſtenthums hin. Dieſe, ihrer Unbehilflichkeit überlaſſen, verkümmerten, ſammt den Märkten, unter den Nachwehen der alten Kriege, oder unter dem Joch des Zunftgeiſtes, und der lähmenden Steuern und Gaben. Der größere Theil der handthierenden Bürger, wenig bemittelt, oder arm, bot in hohen Preiſen ſchlechtere Waare, als das Ausland. Mangel fähiger Arbeiter, Mangel der Gewerbsfreiheit, der Zufuhr und des lebendigen Verkehrs, vertheuerten die rohen Stoffe, die Löhnung der Arbeiter und ſelbſt die gemeinen Mittel des Lebens. So ſchlugen die Handwerker mit ihren Waaren auf, und ärnteten we-

niger Beſtellungen. Der Unternehmungsgeiſt der Thätigen ſchwand. Umſonſt ward, von Maasregeln des Zwanges, der Städte und Märkte Aufkommen erwartet, welches nur durch Fleiß und Tüchtigkeit in Kunſt und Gewerb zu erreichen war. Man widerſetzte ſich mit zünftiſcher Strenge der Niederlaſſung geſchickter Leute im Lande; tödtete muthwillig der Werkſtätten Wetteifer in Trefflichkeit der Waare oder Billigkeit der Preiſe; machte Einfuhrverbote fremder Erzeugniſſe, und ſtellte geſetzliche Preiſe der inländiſchen feſt. Doch jene, wie dieſe Anordnungen, allſeitig umgangen, vermehrten natürlich die Uebel, denen ſie wehren wollten. Kunſtfleiß und Verkehr durch belohnende Ermunterungen, Vorſchüſſe und weiſe Freilaſſungen zu beleben, ward durch Selbſtſucht der Großen, altherkömmliche Ordnungen, und Muthloſigkeit der Niedergebeugten unmöglich. Dem landesherrlichen Schatz aber waren die Einkünfte der Mauthen und Zölle zu köſtlich.

Deshalb blieben Handel und Kunſtfleiß ohne Aufſchwung. Im einzigen kleinen Barmenthale des Herzogthumes Berg blühten auf zwei Geviertmeilen mehr Großgewerbe, als in allen übrigen Staaten Karl Theodors zuſammen genommen. Das war aber auch in jenem glücklichen Winkel der Erde möglich, wo weder bürgerliche Verfaſſung dem Kunſtfleiße alte Feſſeln vererbte, noch blöde Staatsklugheit ihm neue anſchlug. Baiern nährte nirgends bedeutende Großgewerbe, als in oder neben der Hauptſtadt einige, meiſtens der Prunkluſt oder Ueppigkeit dienſtbar: Bereitungen von gewirkten Handteppichen, Porzellangefäßen, Gold- und Silberwaaren, Baumwollen-, Seiden- und Dünntuch-Zeugen, auch von Tabak, Spielkarten und Malerpinſeln. Die Handwerker beſtritten kaum die unentbehrlichſten Bedürfniſſe. Nur Garnſpinner, Leinweber, Bierbrauer,

Pelz- und Lederbereiter des Herzogthums, wie Eiſenhämmer und Glashütten der obern Pfalz und Neuburgs, warfen in die Wagſchalen des baieriſchen Handels einiges Gewicht.

Gedachte man der jährlichen großen Ausfuhr des Holzes, Getreides, Salzes, Eiſens, Glaſes, Leinens, Hopfens, Heerdenviehs, und anderer Dinge, die der Fremde verkauft wurden, entſtand freilich Beruhigung über die ungeheuern Summen, mit welchen Baiern und die obere Pfalz nebſt Sulzbach und Neuburg ausländiſchem Kunſtfleiße zinsbar waren. Doch waltete über das genauere Verhältniß des Verkehrs mit fremden Staaten undurchdringliche Dunkelheit. Was das Volk zur Selbſtkenntniß leiten und den vaterländiſchen Eifer erwärmen konnte, ward zu den Staatsgeheimniſſen gezählt. Nur ſoviel erhellte aus einzelnen Angaben, daß Baiern, ohne gewerbtreibender Staat zu ſein, dennoch immer durch Handel mit ſeinen Erzeugniſſen Ueberſchuß und Vortheil erſchwingen werde, ſo lange ſich die Menge erkünſtelter Bedürfniſſe der Ueppigkeit und Prachtliebe nicht aus der Hauptſtadt über das Land verbreiten, oder ſo lange der Anbau des Bodens, durch vermehrten Abſatz heimathlicher Waaren, dem Bedarf fremden Kunſtfleißes das Gleichgewicht halten würde.

Das Land, einſt ſo volkreich und wohlgebaut, ſtand noch immer voll unfruchtbarer Gründe, unbewohnter Haiden und unüberſehbarer Moore; kaum eine Million und zweimalhundert tauſend Juchart Feldes wurden im weiten Herzogthum Baiern gebaut, und auch von dieſen blieb alljährlich der dritte Theil unbeſtellt und brach. Wie rauh und kieſig der Boden Oberbaierns ſein mochte, er war nicht undankbarer, als der des Nordgau's, und dennoch wußte dieſem der Fleiß des Oberpfälzers weit mehr Segen zu entlocken. Wie

fruchtbar die Fluren Niederbaierns ſein mochten, nichts deſto weniger verlor ſich der Wanderer daſelbſt in weiten Strecken vernachläſſigter Gründe, verwilderter Forſten und unwirthbarer „Möſer“ und Filze. Das war die Wirkung der Verfaſſungen, der Unwiſſenheit und Armuth des Volkes. Niemand zweifelte, daß Baiern ein Drittheil mehr Einwohner beherbergen und nähren könne, als es wirklich beſaß. Aber ſtatt die Quellen der Nahrung zu vergrößern, ſorgte das Geſetz für Verminderung der zu Ernährenden. Man fuhr fort, Unbegüterten die Ehen zu erſchweren, indem ihnen die Heirathsbewilligungen verkauft wurden. Die Gemeinden ſträubten ſich wider die Verheirathung unbemittelter junger Leute, aus Furcht, die Haushaltungen verdoppelt zu ſehen, die ihnen zur Laſt waren. Arbeitſamen Taglöhnern erlaubte man ſelten, mit Weibern und Kindern länger als zehn Jahre an einem Orte zu wohnen, der nicht ihre Heimath war; den Handwerkern nicht, ſich in Dörfern niederzulaſſen, und Zunftmäßigen nicht, ſich über eine beſtimmte Zahl in Städten und Märkten zu vermehren. So hinderte, wie die Ueppigkeit der höhern Stände, auch die Armuth der Niedern, neben der Menge eheloſer Geiſtlichen beiderlei Geſchlechts, das Zunehmen der Bevölkerung.

Wie läßig aber auch der Landbau getrieben ſein mochte, immer lohnte er reich, und die fleißige Hand mit Ueberfluß. Dafür zeuget, daß dieſer Boden, welchem für ſeine Bewohner alljährlich über vier Millionen Scheffel Getreides abgefordert wurden, genug hervorbrachte, um noch dem Ausland ein Uebermaas von zwei Millionen zu geben.

Wahrlich, ein genügſames Volk, dem ſein Vaterland aus eigener Fülle Eiſen, Brod und Salz ſattſam verleiht, iſt unvergänglicher Selbſtſtändigkeit und des

glücklichſten Völkerlooſes fähig, wenn es deſſelben mit ſeinen Tugenden werth bleibt. — Karl Theodor erkannte den Schatz, welchen ihm das Schickſal zugedacht hatte, wenn er ihn zu heben verſtände. Er that viel, den öffentlichen Fleiß zu ermuntern. Er verhieß zehnjährige Gefreitheit von Abgaben und Zehnten beim Aufbruch öder Gründe. Er verwandelte für ſeine landgerichtiſchen Unterthanen die läſtige Grundbarkeit und die Ueberbleibſel des Leibeigenthums in gefreites Erbrecht, die Plage der Frohnen in Geldgaben, alſo, daß die Güter der Bauern, frei vom lähmenden Zwangſal, ſtatt deſſelben beſtimmten Zins entrichteten. So gab er den Hofmarksherrn, welchen das Schaarwerk ſchlechten Gewinn brachte, und denen die Frohnbaren mit Verdroſſenheit dienten, ein Beiſpiel der Nachfolge. Er leitete beſſere Bewirthſchaftung der Gemeindeforſten ein; mahnte an Ertläglichkeit der Bienenzucht; rief durch Belohnungen zum Anbau der Futterkräuter im Brachfeld; befahl Pflanzung von Schattenbäumen längs Hochſtraßen, und anderes Löbliches mehr. Zum Nützlichen ward oft das Entbehrliche gefügt; ſogar auf die Zucht der ſeriſchen Seidenpflanze und des Maulbeerbaumes gewieſen, zur Pflege des zarten Seidenwurms unter rauhem Himmel.

Doch wieviel Gutes geleiſtet ward, das Wichtigſte nicht. Allem Anbau des Bodens muß Anbau des Geiſtes vorangehen; freie Hand im Geſchäft; Sicherheit im Genuß. Aber es trug der baieriſche Landmann, wo nicht der Leibeigenſchaft Ketten, doch ihre Narben. Er that, was er mußte; des Uebrigen entband er ſich gern. Der Gutsherr hinwieder wollte den Frohndienſt der Grundholden ungern entbehren oder in Geld verwandeln; denn zur Beſtellung ſeiner weitläufigen Felder fehlte ihm, um Geld ſogar, die nöthige Zahl der Taglöhner.

Was aber der Fröhnende that, ward nur in Unluſt vollbracht. Darüber Zorn und Drangſal vom Herrn; Widerſpenſtigkeit und Klage vom Unterthan; ewiger Rechtsſtreit Beider vor Gerichten. — Der Landmann, ſein eigenes Feld pflügend, folgte in gedankenloſer Ruhe dabei der Kunſt und Weiſe ſeiner Väter, und ſah mißtrauiſch den Neuerer an, welcher Beſſeres predigte. Auch der Anblick gelungener Verſuche im Acker des Nachbars lockt' ihn nicht bald aus ſeinem Geleiſe. Wie es die Alten getrieben, war's ihm wohl recht. Mit größerm Gewinn aus der Erde fürchtet' er größere Laſt für das Haus: Verdoppelung der Steuern, oder der Nachſtellungen geldlüſterner Beamten, Schergen, Jäger und Strolchen. Was er erworben, deß war er ſelten getröſtet. Entging er dem Schaden von Wettern und Waſſern, verſchonte der Hagel oder das Wildpret ſein Feld, ſchwächten den Reichthum ſeiner Heerden nicht tödtliche Seuchen: ſo entriſſen ihm landesherrliche Viehſperren Hoffnung und Recht, die Frucht ſeines Fleißes aufs Beſte zu verwerthen.

Wohlthätiger blieben die Werke, welche Karl Theodor, ſich zum Denkmal für die Nachwelt, vollbrachte, wenn er in fürſtlicher Machtgröße, wie bei Dachau und Eurasburg, Berge ebnete, oder, wie bei Abbach, Straßen durch Felſen bahnte, oder weite Moore austrocknete.

Eines der größten Moore von Baiern lagerte ſich, ohnweit Schrobenhauſen und der Donau, zwiſchen Pöttmes und Oberſtein, vier Meilen lang, über zwanzig Stunden im Umfang. Dieſe unüberſehbare Wildniß, vor undenklichen Zeiten ein Donau-See, war noch jetzt von Aachen und Wildwaſſern verſumpft, welche vom höher gelegenen Lande herab zur Donau gehen. Da ſuchten die Heerden benachbarter Ortſchaften kärg-

liches Futter, oder Menſchen ſchnitten und fiſchten es aus dem Schlamm. In regneriſchen Zeiten verſank das Vieh in den bodenloſen Grund, eine Beute der Blutigel; trockene Sommer verſengten das Gras der lockern, torfigen Flächen. Der Sümpfe giftige Ausdünſtungen brachten den Heerden beſtändige Seuchen; den Menſchen Waſſerſucht Ruhr und Fieber; den Umgegenden Gewitter und Hagelſchauer. Der Kurfürſt fand die Entſumpfung der weitläufigen Einöde würdig ſeines unternehmenden Geiſtes.

Den gemeinſamen Ablauf der Moorgewäſſer, Breitlach genannt, führte er eine halbe Meile lang im sechszig Schuh breiten Kunſtgraben zur Sandrach; einen zweiten Abzug, anderthalb Meilen lang, von der Ingolſtädter Straße hinab. Dann, das Schwerſte vollbracht, ermuntert' er Andre zur Vollendung des Werks, und bot das Land, welches gewonnen ward, frei von grund- und lehenherrlichen Rechten, den künftigen Anbauern zum Eigenthum hin. Dies zu verrichten, ward eine Geſellſchaft gebildet, die zur Sammlung der erſten Unkoſten Antheile verkaufte. Aber ſo gering waren Luſt und Zuverſicht, daß der Fürſt ſelbſt die meiſten der Antheile behielt. Während die moorigen Felder nach allen Richtungen mit Haupt- und Nebengräben durchſchnitten, dieſe mit Pappeln und Weiden bepflanzt, Tiefen mit abgegrabenen Erhöhungen gefüllt, und alle Theile von Stockau bis Lichtenau durch eine neue Hochſtraße vereint wurden: gab Karl Theodor dem Strome der Donau geraden Lauf. Dieſe, von der Grenze des Fürſtenthums Neuburg bis Ingolſtadt in weiten Krümmungen flieſſend, dämmte bei Eisgang und Hochwaſſer den Ablauf der Sandrach und des Moorgrabens zurückſchwellend auf. Fünf Halbinſeln, um die ſich der Strom ſchlängelte, wurden durchſtochen, und den Schiffern

die ſonſt fünfmal längere Fahrt zur Viertelſtunde verkürzt.

Wo ehemals Sumpf- und Waſſervögel im Geſchilf ihr einſames Neſt gebaut, richtete der Menſch ſich nun zwiſchen Gärten, Wieſen und Aeckern die Hütte auf, und athmete geſundere Luft, von peſtilenziſchen Dünſten entleert. Das Unternehmen hatte den Kurfürſten beinah eine Million Gulden gekoſtet, und doch gelang es nicht zur wünſchenswerthen Vollkommenheit. Denn viele Gräben, fehlerhaft gezogen, hinderten nachher an verſchiedenen Stellen das Bewäſſern allzutrockenen Bodens. Anbauer, ohne Auswahl in die neuen Niederlaſſungen verpflanzt, zu arm und unwiſſend, oder zu träg, den magern Torfboden zu behandeln, blieben in elender Dürftigkeit. Dazu kam eine Menge verwickelter Rechtshändel, von den anſtoßenden Nachbarn gegen die Eingriffe in ihren uralten Beſitzſtand erhoben.

In denſelben Tagen war das Schwattacher Moos angebaut, zwiſchen Weilheim, dem Städtlein an der Ammer, und dem Kloſter zu Dieſſen gelegen. Es widerſetzten ſich zwar die Chorherrn dieſer alten Auguſtiner-Propſtei dem Unternehmen mit großer Macht; denn ihnen that weh, ihre Jagd auf den Filzen und Moorgründen zum Beſten des Landbaus einzubüßen. Von den geiſtlichen Landſtänden wurden ſie treu unterſtützt. Aber der Kurfürſt entſprach ihnen nicht. Zum erſtenmale ward die Luſt des edeln Waidwerks dem nützlichern Anbau des Bodens zum Opfer gebracht; und der Wohlſtand Weilheims, der Dörfer Wielenbach und Raiſting und anderer Eigenthümer nicht unbedeutend geäufnet.

12. Mißhelligkeiten des Hofes und der Hauptſtadt.

J. J. 1788 — 1791.

Es war in Baiern nicht leicht, groß auf das Gemeinbeſte einzuwirken, ohne mehr oder weniger das Gewebe von in einander verſtrickten Rechten, Vorzügen und Uebungen aus alter Zeit zu verletzen. Dem Kurfürſten gereichte billig zum Ruhme, daß er, bei zarter Behutſamkeit gegen altbeſtandene Verhältniſſe, dennoch Vieles klug und zweckmäßig für öffentliches Wohl ins Werk ſetzte, was Andern, ſelbſt unter günſtigern Umſtänden, ſchwer geworden. Aber es geſchah auch, daß, bei aller Umſicht, ſeine Verfügungen ſcheinbare oder wirkliche Rechte kränken konnten, wo er ſich's am mindeſten verſah.

Wie in des Landes übrigen Märkten und Städten, führte zwingherrlicher Zunftgeiſt auch zu München den Zepter. Derſelbe ſicherte den Innungsgenoſſen für ſchlechte Arbeit guten Lohn, und ächtete, was der Fremdling feil bot, mit um ſo ſchwererm Fluche, je trefflicher die Waare, oder je billiger ihr Preis war. Schon lange murrten die Bürger der Altſtadt gegen Beeinträchtigungen ihrer Gewerbe durch ſogenannte Pfuſcher, durch Juden und Hofſchutz-Verwandte, durch Einbringung von Lebensmitteln anderer Gegenden, durch Verkümmerung der Münchner Gärtner und Obſthändler, durch Arbeiten von Handwerksleuten in den Vorſtädten Au und Haidhauſen für Bewohner der innern Stadt. Des Geſchrei's ward von Tage zu Tage mehr an den Tiſchen der Bierwirthe, auf den Straßen und Plätzen. Man beſtürmte endlich allſeitig den Stadtrath, daß er dem Hofe vorſtelle, wie ſehr die Bürgerſchaft Münchens in Gewerb und Nahrung bedroht ſei. Es wurden Ausgeſchoſſene des innern und äuſſern

Rathes und der Gemeinde erkoren. Dieſe begaben ſich in den kurfürſtlichen Wohnſitz, und empfingen Gehör. Der Stadtkämmerer Reindl führte das Wort im Namen Aller; anfangs mit ſchüchterner Ehrerbietung, dann wärmer; zuletzt im Feuer des Vortrags nicht immer beſonnener Meiſter des Ausdrucks. „Man kann,“ ſo ſchloß er die Anrede: „von Seiten des Stadtraths mit Leib und Leben bürgen, daß Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht höchſten Perſon nicht das mindeſte Unliebe jemals begegnen werde; aber in der Folge nicht gutſtehen, daß denen, welche die Bürgerſchaft ſo auſſerordentlich bekränken und beeinträchtigen, bei Gelegenheit keine Unannehmlichkeiten widerfahren.“

Der Kurfürſt ſchwieg zu dem Dräun, voll unwilliger Beſtürzung. Im ruhigen Gang der Geſchäfte zu perſönlichem, muthvollem Hervortreten gegen überraſchende Ereigniſſe ungeübt, wußt' er doch, auch in der Verlegenheit des Augenblicks, ſeine Aeuſſerungen zu beherrſchen. Er nahm die Beſchwerdeſchrift; verhieß mit leutſeligen Worten, die Klagen wohl zu erwägen, weil er nicht Willens ſei, daß Jemand gekränkt werde. Die Ausgeſchoſſenen entfernten ſich, und rühmten: der Landesherr habe ſich ihnen gar beſonders gnädig erwieſen. In der That ordnete er alsbald Unterſuchung der angetragenen Beſchwerden an. Die Bürger der Hauptſtadt überlieſſen ſich fröhlichen Erwartungen.

Plötzlich reiſete Karl Theodor eines Morgens in der Frühe ab. Er ging nach Mannheim zurück, von wannen er erſt ſeit wenigen Monden gekommen war. Man ſah Anſtalten getroffen, den ganzen Hofſtaat in die Hauptſtadt der Rheinpfalz zu führen. Der Großſtaatsbeamten einer, Graf von Oberndorf, empfing in Abweſenheit des Herrn die Leitung der öffentlichen Geſchäfte. Man vernahm vom Zorn und dem feſten

Entſchluß des Kurfürſten, ſeinen Aufenthalt künftig in den untern Kur- und Fürſtenthümern zu nehmen.

München hörte es voller Erſtaunen und Beſorgniß. Es gingen Gerüchte mancherlei Art. Niemand begriff die Urſache des unerwarteten Entſchluſſes. Viele beſchuldigten laut die pfälziſchen Höflinge, den Baiern das Herz des Kurfürſten entwandt zu haben. Es wurden Drohungen und heftige Reden geführt, zumal in Zuſammenkünften der Bürger und in zahlreichen Trinkhäuſern. Der Stadtrath erließ dagegen ernſte Warnungen, und ſandte Abgeordnete zum Grafen von Oberndorf. Dieſer erklärte, daß nur der mündliche Vortrag des Stadtkämmerers bei Ueberreichung der Beſchwerdeſchrift den Landesherrn tief verdroſſen, und ſowohl zu deſſen Entfernung, als zur Abberufung des Hofes beigetragen habe. — Sogleich wurden aus der Mitte des Rathes Glieder gen Mannheim geſandt, des Kurfürſten Gnade und Rückkehr reuig zu erflehen. Karl Theodor nahm ſie mit Huld auf; antwortete ihnen, es habe der Vorgang in München ihm ſehr wehe gethan, da er doch die Baiern gewiß nicht minder liebe, als die Pfälzer, und verſprach zwar, wieder nach München zu kommen, ohne jedoch zu beſtimmen, wie, und wann? Nur fühlen laſſen wollt'er die Hauptſtadt, was ſie ohne ihn ſei.

Dieſe Ungewißheit verdoppelte den Kummer der Münchner. Mit der Abweſenheit des Hofes ſtockte bald das Leben ihres Gewerbes und Verkehrs. Jede bürgerliche Haushaltung empfand den Verluſt. Um ſo ausgelaſſener war die Freude, als der Kurfürſt ſammt dem Hofe endlich nach zehn Monden wirklich wiederkehrte. Er ward mit lautem Jubelgeſchrei begrüßt. Man wetteiferte, ihm durch Aeuſſerungen der Dankbarkeit und Liebe das Geſchehene vergeſſen zu machen.

Im Taumel der allgemeinen Freude, welche das weiche Gemüth Karl Theodors rührte, blieben nur einzelne Höflinge kalt und finſter, die das Land Baiern um den Beſitz des Fürſten beneideten, oder Tugend und Geiſtesüberlegenheit der Redlichen fürchteten, die nun ſich wieder dem gemeinſchaftlichen Herrn nahten. Eiferſüchtig umwachten ſie ſeine Perſon gegen dieſe; hüteten ſeine Blicke; wogen ſeine Worte. Sich ſeines ausſchließlichen Vertrauens zu verſichern, ſtreuten ſie den friſchen Samen des alten Argwohns in ſeine Bruſt: Baiern ſei und bleibe voller Meuterei und Begierde, das Fürſtengeſchlecht von Zweibrücken auf dem alten Stuhle der Schyren zu ſehen; ein rauhes, ſtarrſinniges Volk, ohne Zartgefühl und Sitte und feinere Bildung. Mit ängſtlichen Beſorgniſſen für die Sicherheit ſeiner Perſon, ſpiegelten ſie ihm, neben den Empfindungen ihrer treuen Ergebenheit, mögliche Gefahren vor, die beide nie waren. So geſchah, daß er bald nicht wie ein Vater unter Kindern, ſondern wie ein Verrathener unter Feinden zu leben ſchien. An dem Abend, da er, zur Feier ſeiner Wiederkunft, dem Volk in der Reitſchule ein glänzendes Feſt veranſtaltet hatte, begab er ſich dahin, begleitet von Grenadieren, die ihn, mit aufgepflanzten Bajonetten, in ihrer Mitte führten, einem Gefangenen ähnlich. Baiern hatte noch keinen ſeiner Fürſten ſo erblickt. Aber im Reitſaale war veranſtaltet, daß achtbaren Einheimiſchen und Fremden der Zutritt erſchwert, rohem, halbtrunkenem Pöbel erleichtert ward. Da ſtand der Landesfürſt verloren unter den Hefen des Volkes — ihm ein Anblick ungewohnter und grauſenerregender Art. Nichts deſto weniger trachtete Karl Theodor, das Herz der Baiern zu gewinnen, welches er ſich ganz verloren wähnte, und öffnete willig die Hand zu jeder Wohlthat, durch die er ſich der

Hauptſtadt und des Landes Anhänglichkeit erkaufen zu können glaubte.

Nun mußte Benjamin Thompſon, nachmals Graf von Rumford genannt, ſeine Entwürfe zur Verſchönerung der Hauptſtadt, oder zur Erweiterung ihrer nützlichen Anſtalten vollführen. Es bildete ſich unter deſſen Leitung am Ufer eines Iſar-Armes, aus Wieſen und waldiger Wildniß des Hirſchangers, voll wunderbarer Anmuth, ein geräumiger Luſtgarten, dem öffentlichen Vergnügen geweiht. Es entſtanden die Kriegsſchule, die große Armenanſtalt, das Arbeitshaus. Die Bettelei in den Straßen verſchwand. Viel Löbliches aller Art geſchah; vieles nicht ohne Widerſpruch; vieles unter Furcht der Münchner, daß freiwillige Beiträge der Stadt zuletzt in ewige pflichtmäßige Steuern verwandelt werden könnten.

Noch waren jene Stiftungen kaum vollendet, als Thompſon, begierig, ſie oder ſich in der Huld des Kurfürſten zu erhöhen, dieſem den feierlichen Dank geſammter Bürgerſchaft ausgeſprochen wünſchte. Bereitwillig übernahm ein Handelsmann, Xaver Sauer, nebſt andern Männern, zum ſchon entworfenen Dankſchreiben Unterzeichnungen der Bürger zu ſammeln. Mehrere gaben ihre Namen ohne Bedenken; ganze Zünfte unterſchrieben. Andere aber verweigerten, ſolchen öffentlichen Schritt, ohne Vorwiſſen des Stadtraths, gegen beſtehende Verordnungen, zu thun. Xaver Sauer, durch den Ernſt der Bedenklichkeiten im Eifer ſeines Laufes unterbrochen, begab ſich zum Oberrichter der Stadt. Dieſer antwortete in der Würde ſeines Amtes; „Es iſt allerdings löblich, wenn Unterthanen ihrem Fürſten für ſeine Sorgen und gemeinnützigen Werke ein erkenntliches Gemüth zeigen. Aber das Gute hört auf, es zu ſein, wenn es unter Zerſtörung

der Formen und Geſetze geſchiebt. Der Stadtrath iſt der Gemeinde Haupt und Wortführer. Laut alter Verfaſſung, und laut Verordnung des Kurfürſten, kann in gemeinſchaftlichen Angelegenheiten die Bürgerſchaft nicht aus ſich ſelbſt, mit Umgehung der Stadtobrigkeit, handeln. Darin habt ihr gefehlt."

Als Thompſon dieſe Rede des Oberrichters vernahm, beſchied er denſelben vor ſich, und fragte aufgebracht: ob er ſich einem Vorhaben widerſetzen wolle, von dem der Kurfürſt ſchon unterrichtet ſei? — Jener wiederholte, was er geredet.

Der Rath der Stadt billigte des Oberrichters Wort; um ſo mehr, da einige Führer der Zünfte mit Klagen gegen die Dankſchrift erſchienen: dieſe ſei ihnen auf ungewöhnliche Weiſe zur Unterzeichnung gekommen; ſie ſei in den Erkenntlichkeitsbezeugungen aber allzu unbeſtimmt; ſelbſt im Widerſpruch mit alten Beſchwerden über unabgeſtellte, ſogar vermehrte Beeinträchtigungen bürgerlichen Gewerbes. Der Beſchluß des Stadtraths, welcher das Benehmen des Oberrichters guthieß, vermehrte Thompſons Verdruß. Im beſchämenden Gefühl, zu ſeinem Zweck ein falſches Mittel gewählt zu haben, ſträubte er ſich, den Fehler anzuerkennen, und dachte nur, was es auch koſten möge, mit Durchſetzung ſeiner Sache ihr Unrecht zu verdecken. Er ließ einzelne Männer des Volks, einzelne Vorſteher zu ſich einladen, und ſuchte diejenigen, welche noch Beſorgniſſe äuſſerten, mit Drohungen, oder Verheißungen des landesherrlichen Wohlgefallens, zu bereden. „Ich kenne aber die ſchwarzen Umtriebe, die geſchehen ſind!" rief er: „ich weiß alle im letzten Rath gefallene Worte. Ich werde, wenn die Bürgerſchaft zu unterſchreiben ausſchlägt, in öffentlichen Blättern erklären, es ſei die Liebe des Baieriſchen Volkes zu ſeinem Landesherrn

nicht, was man von ihr rühmet. Zögert ihr länger, muß ich dem Kurfürſten die Halsſtarrigkeit hieſiger Bürgerſchaft vorſtellen.“ So ſprach Thompſon; nannte die Uneinigkeit der Unterthanen in ſo zarter Angelegenheit offene Beleidigung des Landesherrn, und ließ durchblicken, daß dieſer ſogar im Verdruß abermals Baiern verlaſſen könne. In öffentlichen Blättern, in Flugſchriften, welche feil geboten, oder in die Häuſer geworfen wurden, forderte man, in Thompſons Geiſt, die Einwohner Münchens auf, ihren eigenen Verſtand, ihr eigenes Herz walten zu laſſen, und nicht Verführern zu folgen.

Es entging dem Stadtrathe nicht, daß, wie bei den meiſten Streithändeln, auch hier, die Hauptſache über Nebenſachen vergeſſen werde; daß, während Thompſons Eitelkeit blutete, er durch ein ſchlaues Fechterſtück den Kurfürſten ſelber, als ſchwer gekränkten Theil, hinſtelle. Das vermochte den Rath, ſich in unmittelbarer Zuſchrift vor Karl Theodor zu rechtfertigen. Aber die Sprache, welche der Stadtrath führte, war Sprache leidenſchaftlicher Aufwallung, die, im Bewußtſein erlittenen Unrechts, die Grenzen des Schicklichen verliert, um den Werth der Freimüthigkeit zu behaupten.

„Wenn gleich im merkwürdigen Zeitpunkt dieſes Jahrhunderts,“ ſchrieb der Rath dem Fürſten: „ganze Völker mit aufrühreriſcher Hand ihre Verfaſſung erſchüttern, wird doch der Baier, gewöhnt, nicht gewaltherrlich, ſondern väterlich geleitet zu werden, immer für ſeinen Fürſten aufrecht ſtehen; zwar Beſchwerden mit biederer Offenherzigkeit rügen, nie aber ſich eigenmächtig Recht ſchaffen.“

„Für dieſe unwandelbare Geſinnung unſerer Mitbürger können wir uns ſtündlich mit Leben, Ehre und Gut verbürgen. Doch wenn erlaubt iſt, unter glän-

zendem Vorwand einer Aufmunterung zur Dankbarkeit gegen den Landesherrn, Untergebene wider die Obrigkeit, Bürger wider Bürger zu empören, in öffentlichen Druckſchriften Läſterungen und gefährliche Aufforderungen gegen beide auszuſtreuen; wenn recht iſt, daß zu einer ſolchen Rotte von Schwärmern, die ſich nicht einmal getrauen, namentlich vor ihren Stadtgenoſſen aufzutreten, ganze Zünfte und bürgerliche Stände mit Verſprechung und Drohung angeworben werden: dann, gnädigſter Herr, dann iſt es auch möglich, daß das getreueſte Volk, daß auch der Baier irre geführt und zu jeder Ausſchweifung verleitet wird!“

In dieſer Weiſe ſchrieb der Stadtrath; er erzählte die Geſchichte aller Umtriebe, und verheelte nicht, bei allen Gefühlen der Hochachtung für den Fürſten finde er eine Dankſagung unzeitig für das, was noch kaum entſtanden ſei; voreilig, weil einem Landesherrn die That lieber, als das leere Wort ſein müſſe; und thätig habe der Stadtrath das Entſtehen der fürſtlichen Werke unterſtützt; er finde ſolche Dankſagung gefährlich in der Wahl ihrer geſetzwidrigen, zur Schmach der Obrigkeit erfundenen Wege; entehrend für den Landesherrn, der darin nur erpreßte Schmeichelei, nicht freie Stimme reiner Liebe des Volks zu erblicken habe; vermeſſen für den Unternehmer, welcher einen edeln Fürſten ſo ſehr verkenne, daß er in deſſen Namen dräue, derſelbe werde wegen Unterlaſſung einer „unzeitigen, kahlen Dankſagung“ Unterthanen unglücklich machen.

Wie gering der ganze Handel in ſeinem Urſprunge war, ſo wichtig ward er durch die Wendung, welche ihm die gegenſeitige Erbitterung eines fürſtlichen Günſtlings und einer bürgerlichen Obrigkeit gab. Letztere ließ die Erzählung vom Gang der Begebenheit, ſammt

ihrem Schreiben an den Kurfürſten, aller Ecken und Enden, durch Abdruck vervielfältigt, austheilen. Nun ward dem Zartgefühle Karl Theodors unmöglich, jene ſo tief entweihte Dankſagung zu nehmen; und dem Briten, ſein Werk gekrönt zu ſehen. Thompſon, welcher durch Gemeinnützigkeit vieler Erfindungen den Ruhm des Menſchenfreundes in Europa erworben, war ſchwach genug, den Schmerzen ſeiner Eitelkeit zu unterliegen, und nur in der unwürdigſten Demüthigung ſeiner Gegner Genugthuung zu finden.

Karl Theodor verfügte durch Kundmachung eine ſtrenge Unterſuchung gegen den Stadtrath, als habe derſelbe, um den Ausdruck dankbarer Geſinnungen des Volks zu verhindern, die Sprache der Empörung auf die Bahn gebracht, und durch Unehrerbietigkeit gegen die höchſte Perſon und durch unverdiente Beſchuldigung eines redlichen Staatsdieners, ſich auf ahndungswürdige Weiſe vergangen. Indem der Herrſcher ſelbſt, als ein Vertheidiger ſeines Dieners, als ein Ankläger der Obrigkeit von München, vor die Welt hintrat: konnte das von ihm niedergeſetzte Gericht, ohne Gefahr für fürſtliches Anſehen, nicht mehr Handhaber der Gerechtigkeit, ſondern nur Vollſtrecker des landesherrlichen Unwillens werden. Der Stadtrath wurde einsweilen aufgehoben, und durch kurfürſtliche Verordnete erſetzt; dann verurtheilt.

Vor dem Bildniſſe Karl Theodors, unter einem Thronhimmel angebracht, von Harſchierwacht umringt, mußten die Stadtobern niederknien, und vorgeleſene Abbitten nachſprechen. Die Handlung ging ruhig, ohne Weigerung, vor ſich. Nach dieſem wurden der Bürgermeiſter und der Stadtoberrichter von Effner, die Innern des Rathes, Joſeph von Barth und von Suttner, desgleichen die äuſſern Stadträthe, Arn-

hardt und Michael Vogel, ihres Amtes entlaſſen; ihre Stellen durch neue Wahlen beſetzt. Aber weit aus in den Augen von der Mehrheit der Bürgerſchaft war nicht ſowohl die Ehre jener Männer, als die geheiligte Würde der Obrigkeit erniedrigt worden. Daher konnte nicht fehlen, daß nach einiger Zeit die verderblichen Wirkungen einer falſchen Maasregel offenbar werden mußten.

13. Blick auf das Zeitalter.

Es war nicht mehr jenes Jahrhundert, in welchem einſt geſammte Bürgerſchaft von München vor den Söhnen Herzog Stephans mit der Hafte auf den Knien lag; da man noch Worte der Prieſter als Götterſprüche, und Willkühr gekrönter Häupter als Ausflüſſe unfehlbarer Gerechtigkeit, verehrte. Der Geiſt der Menſchen, veredelter in Wiſſenſchaft und Erfahrung, hatte erkannt: daß Gewalt kein Recht ſei; daß hinter dem Schimmer fürſtlicher Majeſtät ein Sterblicher nur, kein Halbgott, throne; daß auch dem Herrſcher Pflichten, auch dem Beherrſchten Rechte zuſtehen. Schon hatten längſt viele Staaten Unabhängigkeit des Gewiſſens, mehrere noch Unabhängigkeit der Kronen vom heiligen Stuhl zu Rom errungen. Die Völker errötheten vor den Narben, welche ihnen von den Ketten mittelalteriſcher Knechtſchaft als Wahrzeichen verblieben waren. Thaten, welche ſonſt keinem Richterſtuhl Antwort ſchuldig waren, nun aber durch Guttenbergs Werkzeug an die offenen Gerichtsſchrannen der Welt gezogen wurden, lernten vor dem Urtheil der öffentlichen Meinung zittern.

Es verkündete ſich abermals in dieſen Tagen wunderbares Kreißen der Zeit, ein großes Gähren geiſtigen Lebens, wie es den Tagen der Kirchentrennungen im

Glaubenskriege vorangeeilt war. Man vernahm her und hin Stimmen für Volks- und Menſchenwürde gegen Schalten blinder Gewalt; Stimmen für Geſetzlichkeit gegen Willkühren; für Staatsbürgerthum gegen morgenländiſches Knechtsweſen; für Schirm unterer Volksſtände gegen Bedrückung von Altbevorrechteten; für geſunde Vernunft gegen Mißbrauch und Verderben des Herkommens. Das Geſchrei der Einen ſchreckte die Andern auf, welche unter Lorbeern vergeſſener Ahnen, und im Beſitzthum verjährten Anſehens ſtolz und ſorglos ſchlummerten. Da erhoben ſich bald Parteien wider Parteien, beide in eiferndem Zorn oft das Gerechte und Wahre zertretend, welches ſie ſuchten. Hier Anwälde unvergänglichen, langeverhöhnten Menſchenrechts gegen Möncherei, Adelsſtolz und Sultanenſchaft; dort Klöſterlinge mit Kreuz und Schwerd gegen Freigeiſterei; Edelleute, den Fuß mit größerm Trotz auf dem Nacken der Bürgerlichen; Fürſten mit ausgelaſſener Begier nach unbeſchränkter Gewalt. Daher bald Unruhen, Empörungen, Blutvergieſſungen und Kriege im Innern Europens, in den verſchiedenſten Welttheilen, aus den entgegengeſetzteſten Urſachen.

Die Kronen Rußland, Preuſſen, Oeſterreich, in gegenſeitiger Eiferſucht um Gebietserweiterungen, verſöhnten ſich in eben dem Augenblick, als die Lehre vom Völkerrecht lauter ward, in gemeinſamer Verhöhnung deſſelben. Unter dem Vorwande, es wüthe die Peſt im Königreich Polen, umringten ſie mit ihren Heeren, drohender als Peſt, das ſarmatiſche Land; vertheilten unter ſich die Grenzgebiete des überraſchten, in Entzweiung ſchwachen Volkes, und zwangen das alte Reich der Piaſten, den ungeheuern Raub zu genehmigen. Friedrich II von Preuſſen bewies, daß auch ein Weltweiſer auf dem Throne nicht aufhöre,

König zu ſein, und daß die Klugheit des Augenblicks, im Streit mit den Grundſätzen ewiger Gerechtigkeit, an Höfen ſelten unterliegen könne.

Das Volk der Schweden ſah in denſelben Tagen voll Ingrimms die ſtolze Geſchlechter-Herrſchaft der Vornehmen im Reichsrath. Es klagten Bauern, es klagten Bürger und niedere Geiſtlichkeit lange, laut und eitel. König Guſtav III, den mächtigen Adel haſſend, hörte mit ſchlauer Luſt die Flüche der Mißvergnügten. Er umringte plötzlich den Reichstag mit ſeinen Leibwachten; trat, angethan mit Kron' und Purpur und ſilbernem Hammer Guſtav Waſa's, in die Verſammlung der Gewalthaber; löſete ſie auf, und brach die Macht der ſtolzen Ritterſchaft, indem er Bürgern und Bauern, gleich ihr, Staatsbürgerrecht gab. Geprieſen, wie ein Freiheitsretter, ward er ſelbherrlicher, denn ſeine Vorfahren über das Reich geweſen waren. Die Rache der Edelleute gab ihm mit meuchelmörderiſcher Fauſt den Tod.

Jenſeits der Weltmeere hatte ſich Großbritannien neue Reiche gegründet, Säulen ſeiner Handelsgröße, am Ganges und Ohio. Die morgenlichen Küſten Nordamerika's, von Labrador bis Florida, waren von Albions Pflanzſtätten erfüllt. Uebermuth, immer der Uebermacht Schatten, folgte der Gewalt Englands zum Gipfel der Hoheit. Man band den Pflanzern die Hand, mit welcher ſie die amerikaniſchen Wüſten urbar gemacht hatten; nahm ihnen den Handel, den ſie geſchaffen, beſteuerte ihr freies Eigenthum, das ihnen nicht England gegeben. Darüber Zwiſte, Widerſprüche, Unruhen. Amerika ſandte Klagen um Klagen gegen Ungerechtigkeiten nach London; London Kriegsvolk nach Amerika, die herriſchen Unterdrücker-Befehle des Mutterlandes zu vollziehen. Als endlich die Pflanzer an Allem ver-

zweifelten, ward ihnen bald das Schwerſte zum Leichteſten. In eigener Kraft fanden ſie ihr verlornes Recht wieder, und Unabhängigkeit. Großbritannien, vom langen, unglücksvoll mit ihnen geführten Kriege erſchüttert, anerkannte zuletzt die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten Nordamerika's. Europens gebildetere Bewohner, unter zwangvollen Verhältniſſen ſeufzend, blickten mit Sehnſucht und Freude auf den mächtigen freien Bundesſtaat der neuen Welt hinüber. Die Begriffe ſtaatsbürgerlicher Verhältniſſe erheiterten ſich vor dem großen Beiſpiel, das von ihm gegeben worden war.

Noch beherrſchte Kaiſer Joſeph II die weitläufigen Gebiete des Hauſes Habsburg-Lothringen. Ruhmdürſtig und voll ruhmwürdigen Eifers, die Völker zu beglücken, denen ſein Zepter gebot, ſchien er nur größern Herrſcherrechten nachzutrachten, um größere Werke der Weisheit zu verrichten. Er mochte in edler Ungeduld kaum die Reife ſeiner Entwürfe abwarten, weil ihrer Menge ein Menſchenalter zu kurz war. Auch in den Niederlanden, die ſeinem Hauſe angehörten, wollt' er beſſere Rechtspflege, blühendern Verkehr, Abbruch prieſterlicher Gewalt, und Aufklärung des Volks beginnen. Die Stände daſelbſt ſträubten ſich aber für ihr gefährdetes Recht wider ſeine Machtſprüche. Die Geiſtlichkeit und der Erzbiſchof, an ihrer Spitze der Nunzius des römiſchen Stuhls, wiegelten heimlich den Pöbel auf, der ihren Winken mit blindem Glauben und verdorbenen Sitten folgte. Joſephs Gewaltſamkeit rief das Land zum Trotz; die Verachtung wohlhergebrachter Freiheiten zum Aufruhr. Schnell ward Meuterei zum Krieg. Brabant und Flandern ſchloſſen, nach Amerika's Beiſpiel, Bund für Unabhängigkeit. Mecheln, Namur, Geldern, Hennega

und Limburg traten bei. Joſeph gelangte nie wieder zur Herrſchaft in Belgien. Er ſtarb. Sein Thronfolger, Kaiſer Leopold II, als Toskana's weiſer Geſetzgeber ruhmreich, eroberte darauf mit Ueberlegenheit der Waffen nur den verlornen Boden, nicht das verlorne Herz der Bewohner wieder. Darum blieben die Niederlande für Oeſterreich verloren.

In der Nachbarſchaft Belgiens, wo die Staaten der vereinigten Niederlande hochmögend und blühend geweſen, ſo lange ſie frei geweſen waren, hatte ſeit vierzig Jahren das Haus Oranien, mit Klugheit und Stärke, die höchſte Gewalt erblich an ſich gebracht. Der Freiſtaat war nicht mehr, aber noch lebten der freien Männer genug. Haß gegen Alleinherrſchaft brach bald in Empörung aus. Als Friedrich Wilhelm II, des großen Königs von Preuſſen Thronerbe, ſeinem bedrängten Schwager plötzlich ein Heer zu Hilfe ſandte, unterwarf ſich das Volk, zerriſſen vom Parteigeiſt, ohnmächtig, ſchweigend. Des Erbſtatthalters Hoheit, neu befeſtigt, von fremden Söldnern beſchützt, ward größer, aber verhaßter, als zuvor. Viele verlieſſen das Vaterland mit dem Schwur der Rache. Oraniens Strenge bereitete zum andernmale Oraniens Sturz vor.

Ohnweit dieſem Lande, im Biſthum Lüttich, geſchah faſt zu derſelben Zeit Aufſtand. Der verſchwenderiſche Biſchof Cäſar Franz Konſtantin, welcher mit Auflagen die Kräfte des Landes erſchöpft hatte, unterſchrieb, vor deſſen Zorn erſchrocken, die erhobenen Forderungen: gleiche Vertheilung öffentlicher Laſten, Vermehrung der Stellvertreter vom Bürgerſtand auf Landtagen, Verbeſſerung der Verfaſſung. Was er feig unterſchrieben, verwarf er aber argliſtig wieder, nachdem er heimlich entflohen war. Das Kammergericht

des heiligen Reichs, angerufen von ihm, befahl Wiederherſtellung der alten Ordnung, und übergab dem weſtphäliſchen Kreiſe die Vollſtreckung des Gebotes. Auch Karl Theodor, der Kurfürſt, ließ aus Baiern, Jülich und Rheinpfalz Kriegsvolk zum Reichsheer ſtoßen. Er, wie der Kurfürſt von Köln, waren feſt geſinnt, des Kammergerichts Spruch gegen Lüttichs Aufruhr zu handhaben, ſtrengem Recht getreu. Preuſſen hinwieder ließ Billigkeit obwalten, und wünſchte des Biſchofs und ſeiner Domherren Ausſchweifungen, wo nicht zu rügen, doch zu beſchränken. Als dieſe Meinung verachtet ward, und Preuſſen ſeine Schaaren vom Reichsheer zurücknahm, machten ſich die Lütticher auf, und vereitelten mit glücklichen Waffen die Unternehmungen der Andern. Darauf zogen auch die pfalzbaieriſchen Hilfsvölker, unter des Oberſtfeldſtatthalters, Grafen von Yſenburg, Befehl, in ihre Heimathen. Wohl gelang dem Biſchof, vermittelſt öſterreichiſcher Gewalt, dennoch endlich die Unterwerfung des unglücklichen Landes. Er verdoppelte deſſen Druck mit unrühmlicher Rachſucht. Das beſchleunigte, nach wenigen Jahren, ſeinen und des alten Stiftes gänzlichen Untergang.

So wurde in vielen Ländern Entzweiung zwiſchen Herrſchern und Beherrſchten gefunden. Die Großen erſchracken, und wußten nicht, von wannen der allesverwirrende Geiſt komme. Denn ſie führten ihren Staat nicht ſchlimmer, nicht beſſer, als die Vorvordern. — Einige ſchrieben die Unruhen der Zeit dem reichen Aufkommen des Bürgerſtandes, und dem Sinken des verarmenden Adels zu; Andere dem Verfall geiſtlicher Hoheit und Rechtſame, dem Abgang klöſterlichen Lebens, welchem die Verhöhnung gottesfürchtigen Glaubens folge; Andere dem frechen Geiſt und Lehrthum der Schriftſteller; Andere dem leutſeligen Sinne der Fürſten, die

ſich ihren Unterthanen zu oft in menſchlicher Geſtalt zeigten, wie ihres Gleichen, nicht als Götter im Glanz der Herrlichkeit. Nur wenige achteten, daß da komme, was gekommen ſei, als Werk der Natur aus ihren ewigen Geſetzen.

Denn die Fürſten ſelbſt und die Geſetzgeber hatten, um ihre Reiche zu erheben, ſeit Jahrhunderten weislich Anlagen und Kräfte ihrer Völker entfaltet. Was ſie geleiſtet, war kein freies Werk, ſondern Werk der göttlichen Nothwendigkeit, ſintemal der Geiſt unſers Geſchlechtes ſeiner angebornen Herrlichkeit immer nachſucht. Sein Wandel wird auch von keiner irdiſchen Gewalt gehemmt. Sobald ſich aber Erkenntniß und Geſittung heben, fühlt auch der Niedrigſte des Landes den Adel ſeines Menſchenthums. Da verſchmilzt der Unterſchied der Stände. Die Gottheit wird nicht wegen des geſchmückten Altars, ſondern ihrer ſelbſt willen verehrt, und der König nicht ſeines Purpurs und Zepters, ſondern des Geſetzes wegen, das in Allen lebt. Helm, Stola und Schurzfell ſind für Geiſter, die auf gleichen Höhen ſtehen, nichtige Trennungen. Dem Purpurrock und Hermelin, dem Meßgewand und todten Stammbaum ihrer ſelbſt willen öffentliche Ehrerbietung zu erzwingen, das ſind Empörungen gegen die mündige Vernunft. Es ſprengt und wirft der erronnene Keim die erſte Hülſe ab, die ihn ſchützte; das Volk die Formen gothiſcher Geſetzgebungen, wenn es mannbar geworden.

Noch beſaßen aber aus alten Zeiten Prieſterſchaft, Adel, Städt' und Märkte den Buchſtaben köſtlicher Verträge. Darauf ſtand ihr erblicher Vorzug gegründet. Doch unter dem Gebäu ihrer Hoheit war die Grundveſte aller Verträge, das Bedürfniß der Zeit, gewichen. Darum der Buchſtab' ohne Haltung. Nun riefen ſie:

Was iſt auf Erden dem Menſchen heilig und bindet ihn, wenn nicht ſein geleiſtetes Wort? Unſer Recht bleibt ein Recht, wie jedes, und keine Hinterliſt, keine Gewalt mag es zum Unrecht verkehren. Die Andern entgegneten: Was dem Bedarf des Zeitalters und ſeiner Genoſſen gerecht iſt, das iſt Recht; was den Geſetzen des Lebens widerſtreitet, unrecht. Wo für den Vortheil Einzelner und für das Verderben des Ganzen der Buchſtabe zur Feſſel der Zeit, und die Geiſter zu Leibeigenen des Geldes gemacht werden, führt das Geſetz den Krieg gegen die Menſchheit, und vollbringt es wider ſie das Verbrechen beleidigter Majeſtät. Doch iſt die Miſſethat eitel.

Es gibt ein doppeltes Recht. Das eine ſteigt aus dem Vertrag der Todten, das andere aus dem Bedarf der Lebendigen. Ueber beide geht, beide zermalmend, die eherne Naturnothwendigkeit ihren ewigen Weg. Die ſolches verachten, wiſſen nicht, mit welchem Jahrhundert ſie zu thun haben.

Nirgends ward im europäiſchen Welttheil der große Streit der Geſittung gegen altübliche Mißbräuche und Stiftungen ungeſtümer begonnen und fortgeſetzt, als in Frankreich. Dieſes Land, von einem reizbaren, unternehmenden, regſamen Volk bewohnt, welches ſich vieler hellſinnigen Männer freute, die der Schulen Weisheit ins öffentliche Leben eintrugen, ward damals vom König Ludwig XVI beherrſcht. Er war ein gutmüthiger, tugendſamer Herr, doch ohne jenen Geiſtesmuth, der auſſerordentlichen Schickſalen mit Kraft zu begegnen weiß. Ihn umringte ein üppiger Hof, deſſen Wollüſte und Verſchwendungen in der Welt berühmt, dem Lande erſchöpfend waren. Städte und Dörfer erlagen unter der Menge von Steuern, um damit den ungeheuern Aufwand der Fürſten und Fürſtinnen, den

Uebermuth des ſtolzen Adels, die Habſucht der hohen Prieſterſchaft, oder die Gläubiger des Staates zu nähren. Die Großen ſpotteten zu den Seufzern des Landes, zu den Warnungen der Weiſen, zum drohenden Beiſpiel Amerika's.

Als endlich die unermeßlichen Geldſummen unerſchwinglich wurden; als die Ausgaben um mehr denn hundert Millionen die Einnahme überſtiegen; als man in großer Verlegenheit die Stände des Reichs zuſammenrufen mußte; als dieſe unter ſich in ihren Rathſchlägen, die Gewaltigen des Hofes in ehrgeizigen Ränken zerfielen; als das gährende Volk laut und lärmeriſch den verhöhnten Bürgerſtand gegen den Stolz der Bevorrechteten unterſtützte; als die Stellvertreter des Adels und der Geiſtlichkeit aus gegenſeitigem Haß, oder aus Ueberzeugung oder Furcht, ihre Vorzüge dem öffentlichen Wohl opferten; die Verſammlung der Stände eine Verſammlung von Staatsbürgern gleicher Rechte ward: da war der offene Bruch zwiſchen Hof und Volk entſchieden. Jener ſuchte mit matten Gewaltſtreichen ſein wankendes Anſehen zu ſchirmen, und reizte unbehutſam den meuteriſchen Pöbel zum Aufſtand. Die Baſtille, das uralte Kerkerſchloß neben der Hauptſtadt, lange das Schreckenswerkzeug königlicher Willkühr, wurde erſtürmt und geſchleift. Die ungeheure, tobende Volksmenge von Paris gab dem Hofe Furcht und Geſetz, dem ganzen Reiche Beiſpiel des Aufruhrs. Die Vornehmſten des hohen Adels und der Prieſterſchaft flohen zitternd aus der ſtürmiſchen Stadt in die Fremde. Ihnen folgten Unzählige aus allen Gegenden des Reichs. Ueberall erwachte der Haß des Landes gegen alte Unterdrücker zur Rache, oder die Begierde verarmten Pöbels zum Raube. Tauſend Schlöſſer ſtanden zwiſchen Rhein und Pyrenäen brennend, oder verwüſtet; der König

ohne Macht; die Verſammlung der volkiſchen Stellvertreter hadernd um die künftige Verfaſſung. Das Alte ſtürzte zertrümmernd. Das Beſſere blieb ungebaut. Verbrecheriſche Geſetzloſigkeit nahm überhand, und freche Willkühr der Leidenſchaften das Anſehen der Freiheit an.

Dieſes Schauſpiel feſſelte die Aufmerkſamkeit des ganzen Welttheils mit verſchiedenartigen Hoffnungen und Sorgen. Es war der offene und furchtbare Rechtshandel zwiſchen Herrſchern und Beherrſchten um ihr Befugniß und Daſein. Die Werke und Worte franzöſiſcher Redner und Schriftſteller verbreiteten durch alle Länder ein Licht über Begriffe des Staatsrechts und der Geſetzgebung, die bisher nur Geheimniß der Schulen geweſen. Hinwieder boten die aus Frankreich gewanderten Fürſten, Edelleute und Prieſter alle Könige Europens auf, zur Sicherheit ihrer eigenen Thronen den Thron Ludwigs XVI zu ſchirmen. Das Glück eines Aufruhrs locke den andern nach. Dieſes Klagen und Warnen der Auswanderer erweckte Mitleid, Furcht und Zorn der höhern Stände; aber ihr Uebermuth im Elend, und ihre Sittenloſigkeit, den Abſcheu der Niedern.

Die Staatsveränderung Frankreichs griff bald in Rechtſame benachbarter Länder ein. Durch Aufhebung alles Lehenweſens, und des Gehorſams franzöſiſcher Geiſtlichen gegen auswärtige Biſchöfe, wurden die Beſitzungen deutſcher Fürſten auf Frankreichs Boden, und die kirchlichen Sprengel geiſtlicher Herren in Deutſchland an Ausdehnung und Einkünften geſchmälert. Frankreich bot Entſchädigungen in Geld. Sie wurden nicht angenommen; hingegen die bewaffneten Schwärme der Ausgewanderten ſichtbar gegen ihr Vaterland begünſtigt. Frankreich ſtellte zum Schutz ſeiner Grenzen ein Kriegsheer. Preuſſen und Oeſterreich waffneten zur Sicherheit deutſchen Bodens. Die Erbitterung ſtieg.

Der Krieg entzündete ſich, mit gleicher Begier von beiden Theilen gewünſcht. Für deutſcher Fürſten verletzte Rechtſame und für Ludwigs XVI erſchütterten Thron zogen Preuſſens und Oeſterreichs Fahnen in Frankreich ein. Allein die erſten Fortſchritte derſelben wurden bald durch rauhe Witterung des Jahrs, durch gegenſeitige Abneigung der verbündeten Heere, die ſeit frühern Kriegen einander zu haſſen gewohnt waren, noch mehr durch wilde Begeiſterung eines Volkes vereitelt, welches für ſeine Freiheit in Waffen trat. Dieſes, wider ſich den Bund der Könige erblickend, faßte Verdacht und Groll gegen den eigenen. In den lärmenden Bewegungen einer gold- und blutdürſtigen Menge ward Ludwig XVI erſt ſeines Thrones, dann ſeines Lebens beraubt, und Frankreich zum Freiſtaat erklärt.

Da erhoben ſich alle Fürſten des deutſchen Reichs, da der Erbſtatthalter der Niederlande, da die Könige von England und Spanien neben Preuſſen und Oeſterreich, die Schmach des Königthums zu rächen, und die Völker der Erde vor Freveln dieſer Art zu warnen. Ihre zahlloſen Schlachthaufen zogen von allen Seiten gegen Frankreich. Doch zahlloſere Heerſchwärme aus Frankreichs Innerm ſtürzten ihnen entgegen mit Grimm und Geſchrei: frei zu leben oder zu ſterben.

Während noch die Gefilde Spaniens und Deutſchlands, Frankreichs und Italiens vom Blut gefärbt wurden, die Rechte der Herrſcher und Beherrſchten zu entſcheiden: vertheilten die Mächte Rußland, Oeſterreich und Preuſſen unter ſich, nach Kosciusko's ruhmvollem Fall, das Königreich Polen. Sie vernichteten kaltes Blutes das ſelbſtſtändige Daſein des alten ſarmatiſchen Volkes, deſſen Verbrechen war, ihnen an Stärke nicht überlegen oder gewachſen geweſen zu ſein. Stanislaus Auguſt, der Letzte auf dem Throne

der Piaſten, wurde ſeiner Hoheit beraubt, und gleich einem Gefangenen gen Petersburg entführt. Er verlor ſeine Krone durch dieſelben Fürſten, welche gegen Frankreich das Schwerd gezuckt hatten, um dort einem Königsgeſchlecht die Krone zu bewahren, dem ſie das Volk genommen hatte. Damit verriethen ſie der Welt, daß ihnen das Recht weniger gelte, als der Vortheil. Und die Gährung der Meinungen ward mächtiger.

14. Karl Theodor nimmt Theil am Reichskriege gegen Frankreich. Unzufriedene Stimmung des Volks.

J. J. 1789 — 1796.

Denn der Anblick des gewaltigen Kampfes, noch mehr ſein großer Gegenſtand, entwickelte in vielen Ländern kühne Erwartungen, ängſtliche Befürchtungen, Parteien, die zuvor nie geweſen; Argwohn und Anklagen. Faſt jeder europäiſche Edelmann ſah in der Sache des franzöſiſchen Thrones die ſeinige. Faſt jeder Prieſter zitterte beim Hinſchauen auf Frankreichs Kirchen für die ſeinige. Wem Geburt oder Herkommen Vorrechte verliehen hatten, trachtete ſie ſicher zu ſtellen. Es erſchollen Kanzeln und Beichtſtühle von Verdammungen der franzöſiſchen Freigeiſterei und der gräuelhaften Verwüſtung der Altäre, weniger um den Pöbel gegen die Frevler an der Seine und Loire, als gegen die Helldenkendern des eigenen Landes zu erbittern, welche den prieſterlichen Zorn verachteten. An den Höfen wurden Männer als Staatsumwälzer verdächtigt, welche für Denk- und Glaubensfreiheit, oder für Gleichgeborenheit aller Bürger unter einerlei Geſetz und Thron laut zu werden Muth hatten.

Auch in Baiern ſchöpfte der alte Zwiſt der Meinungen neues Leben aus den Begebenheiten des Tages.

Doch deutſches Volk iſt ernſt, bedachtſam, zu alterthümlichen Ordnungen ſtandhaft, bis ſie ſich ſelber in der Zeit auflöſen; und zu angeſtammten Fürſtengeſchlechtern, bis ſie der Tod nimmt. In Baiern war oft mancherlei Wort, immer einerlei That für Fürſt und Vaterland.

Es beobachtete Karl Theodor die Weltereigniſſe voll geheimer Unruhe. Das Greiſenalter, in welches er eintrat, machte ihn furchtſam; mehr noch das Geſchwätz ſeiner Umgebungen. Johann Kaſpar, Edler von Lippert, ſein geheimer Berichterſtatter, und andere Männer von Ehrſucht und beſchränkten Anſichten, zogen die Schwächen des betagten Herrn zu ihrem Nutzen. Um ſich in ſeinen Augen Wichtigkeit zu geben, oder denen zu ſchaden, deren Geiſtesübermacht ſie beneideten, ſpiegelten ſie ihm jedes kühne Wort als Loſung zu Staatsumwälzungen vor. Sie ſprachen vom ſtillen Fortwuchern des Illuminatenthums im Lande; von Gefahren ſich ausbreitender franzöſiſcher Grundſätze. So nährten ſie des Fürſten Mißtrauen gegen ſein wackeres Volk, als hätte daſſelbe jählings der eigenen Natur entſagen können, in welcher es ſeit vielen Jahrhunderten hundert Beiſpiele rührender Fürſtenliebe gegeben. Sie ſtahlen den Baiern Vertrauen und Gunſt ihres Landesherrn, und witterten heimliche Verbrechen beleidigter Majeſtät. Das war wohl ein Verbrechen wider die beleidigte Majeſtät der Volkstugend; aber die Fürſten erkennen und ſtrafen es ſelten.

Falſchen Berichten folgen falſche Anſichten, dieſen falſche Maasregeln. Der Kurfürſt warnte in aufgeregter Beſorgniß die Baiern, von welchen keiner den Gedanken einer Empörung gehegt, vor dem Geiſt der Staatsumwälzer. Alle Beamten mußten ihm ſchwören, daß ſie keine Illuminaten ſeien, noch ſein möchten. Er ver-

bot das Einbringen und Leſen franzöſiſcher Zeitungen und Flugſchriften, ſo wie aller Werke, welche von den Unruhen Frankreichs, nicht wider ſie eifernd handelten. Strenge der Bücherſchau wurde verſchärft; Wachſamkeit gegen Reden und Schriften durch unmäßiges Weſen einzelner Beamten verdoppelt; ſogar Vorſchlag gethan, freie Aeuſſerungen in Geſellſchaften und öffentlichen Häuſern vor Gericht zu fordern.

Es beſtand am Hofe ein geheimer Ausſchuß, unmittelbar vom Kurfürſten ſelbſt abhängig. Die Beſtimmung desſelben war, des Staats Ruhe und Sicherheit gegen gefahrbringende Grundſätze geiſtlicher und bürgerlicher Freigeiſterei zu bewachen. Dazu war der Ausſchuß mit Vollmachten bekleidet; über alle geſetzliche Ordnung erhaben; ſein Vorſteher anfangs Freiherr von Vieregg, dann Graf von Leiningen; die Seele des Ganzen Lippert, der geheime Rath. Alle Arbeiten des Ausſchuſſes geſchahen in tiefer Verborgenheit. Aus ſeinem Schooſe entſprangen die meiſten jener Verſuche einer in Baiern unerhörten Herrſchaft des Schreckens und der gewaltſamen Willkühr. Hier wurden ohne Vorwiſſen der Gerichte Landesverweiſungen ausgeſprochen, Todesurtheile gefällt und ohne Geräuſch vollſtreckt; hier die Heimlichkeiten der Haushaltungen entweiht, und die vom Staat gewährleiſtete Heiligkeit des Briefwechſels vernichtet. Wer den unvorſichtigen Edelmuth hatte, gegen die Rechte des Mißbrauchs und Aberglaubens das Recht der Wahrheit emporzuhalten, im Staat, wie in der Kirche, ward als Verbrecher beſtraft. Der ehrwürdige Pfarrer Golling von Deggendorf, weil er es gewagt, eine mit Flüchen wider die Juden erfüllte alte Litanei in ſeiner Gemeinde abzuthun, und wider die Unfugen der Wallfahrten und Umgänge zu reden, mußte im Greiſenalter, ein Ver-

bannter, ſein Vaterland meiden, das bisher nur ſeine Weisheit und Tugend geehrt hatte.

Nun ſah man Verfügungen um Verfügungen eintreten, durch welche die biedermüthigen Baiern bald wie leichtſinnige Kinder behandelt wurden, die ein ſchönredneriſches Flugblatt aus dem Geleis der Pflicht verlocken könne, bald wie Meuter, zu ſtaatsumwälzeriſchen Unfugen reif; — Verfügungen, welche immer das Theuerſte eines Volkes, ſeine Tugend und Treue, zweifelhaft darſtellten. Dieſe Fehlgriffe der Staatsführung betrübten das Herz der Edleren im Lande. Schon oft iſt ein Haus, in unnöthiger Angſt vor Feuersgefahr, mit voreiligen Waſſergüſſen verderbt worden.

Karl Theodor verfolgte den Gang der franzöſiſchen Unruhen mit unabläſſigen Blicken. Er las die bedeutendern Schriften. Die wilde Verhöhnung alles Göttlichen und Menſchlichen in manchen derſelben ſchreckte ihn. Mit richtigerm Urtheil, als viele der Zeitgenoſſen, würdigte er die große Begebenheit. „Nähere ſich Keiner dem Vulkan,“ ſprach er: „er möge ſich in ſich ſelber verzehren!“ — In dieſer Anſicht trachtete er, nach allen Kräften, die Fürſten Deutſchlands von einem Reichskrieg gegen Frankreich abzumahnen; zumal, als nach Kaiſer Leopolds frühem Hinſcheiden die Reichsverweſerſchaft an ihn kam. „Iſt die Staatsveränderung,“ ſprach er oft zu ſeinen Umgebungen: „den Franzoſen wohlthätig, ſo miſche ſich keine fremde Macht ein. Iſt ſie ihnen verderblich, werden ſie früh oder ſpät die königliche Gewalt von ſelbſt wieder herſtellen. Krieg aber wird alle Parteien Frankreichs unter gleiche Fahne verſammeln. Man ſperre lieber die Grenzen, und laſſe keinen Franzoſen auf deutſche Erde, er ſei königiſch oder freimänniſch geſinnt!“

Nachdem jedoch Franz II, aus dem Hauſe Habsburg-Lothringen, zum Kaiſer erkoren, und gegen das franzöſiſche Volk der Krieg des deutſchen Reichs erklärt war, ſtellte auch Karl Theodor ſeinen Zuzug an Mannſchaft, Pferden und Geſchütz. Zugleich wurden, Kriegskoſten zu beſtreiten, die Auflagen vermehrt; junge Mannſchaften ausgehoben, und alles herrenloſe müßige Volk, jeder Taugenichts zum Heerdienſt gezwungen.

Obſchon dieſe Anſtalten geräuſchvoll betrieben wurden, ſchienen ſie doch Vielen zu Baiern minder auf Vertheidigung deutſchen Vaterlandes, als auf Vermehrung landesherrlicher Einkünfte, berechnet zu ſein. Denn man ſah über viertauſend der wohlgewachſenſten Jünglinge ausgehoben, unter die Schaaren vertheilt und meiſtens dann wieder zur Rückkehr in ihre Heimath beurlaubt. Aber die ihnen abgezogene Löhnung ward zum kurfürſtlichen Geldſchatz genommen. Man konnte zuletzt die Geſammtheit des vaterländiſchen Heerhaufens kaum über neuntauſend Mann ſtark zählen. Dennoch diente die Erhaltung derſelben zum Vorwand neuer Steuern und großer Forderungen an die Landſchaft; oder zur Entſchuldigung des Aemterhandels; oder einer Sparſamkeit, da, wo nicht geſpart werden ſollte. Keinem entging, wie der Hof alle Mittel und Wege verſuchte, Gelder an ſich zu ziehen.

Darüber im Lande mancherlei Deutung und Furcht und Mißmuth. Unter den Klagen erwachten ſelbſt die landſchaftlichen Verordneten zu München, deren Pflicht vor Alters geweſen, den Fürſten an ſeines Volkes Wohl- und Weheſtand zu erinnern. Sie überreichten dem Landesherrn ihre Denkſchrift mit den Beſchwerden. Darin klagten ſie über mannigfaltige Verletzung der Freiheiten und Verfaſſungen Baierns; über will-

kührliches Aufſtellen der Landgebote, ohne der Stände Beirath; über Verwirrung in der Gerechtigkeitspflege, da den ordentlichen Gerichten die Entſcheidung der Rechtshändel und Vergehen bald durch ein landesfürſtliches Verfügen, bald durch auſſerordentliche Gerichtsſtellen, bald durch bloße Zucht- und Sicherheitsbehörden entzogen würden; über Beſetzung der Aemter mit unerfahrnen Jünglingen; über vermehrte Belaſtung des Staates mit neuen oder erhöheten Abgaben.

Die Beſchwerden der landſchaftlichen Verordneten mochten gegründet ſein. Aber ſie verloren ihren Werth im Munde derer, die ſich ſelbſt nicht mehr gegen das Vaterland frei aller Schuld wußten. Denn ſeit einhundert fünfundzwanzig Jahren hatten ſie mit den Herzogen gehandelt, und zur Verewigung in ihren Stellen eine Vollmacht gebraucht, die ihnen vom letzten der Landtage nur auf neun Jahre ertheilt geweſen war. Nicht nach Würden und Verdienſt hatten ſie Männer in ihre Mitte gewählt, ſondern an der Verſtorbenen Stelle am liebſten ihre eigenen Söhne und Verwandte, oder diejenigen, welche mit bedeutſamen Empfehlungen, und goldenen Geſchenken, zuweilen durch noch ſchändlichere Mittel, die Mehrheit der Wahlſtimmen erkaufen konnten. Für Bänder, Kammerherrnſchlüſſel, und andere Ehren und Vortheile waren ihre Zungen dem Fürſten feil geweſen, während ihr Unterhalt dem Lande ſchwere Summen gekoſtet hatte. Ihrer eigenen Beſtimmung unkundig, hätte Baiern das Daſein der Verordneten längſt vergeſſen gehabt, wenn ihre knechtiſche Nachgiebigkeit in alle Begehren des Hofes nicht die übrigen Prälaten, Ritter, Städte und Märkte oft ſehr empfindlich daran erinnert hätte.

Deswegen ward dem Kurfürſten, der zur Landſchaft auch die Beigeordneten aus oberm und niederm Baiern

einberufen hatte, was ſeit Langem nicht geſchehen war, leichtes Spiel, jene hochherzigen Redner zum Schweigen zu bringen. Er widerlegte ihre Klage mit wenigen Worten, und rief ihnen ihre eigene Habſucht und Feilheit ins Gedächtniß zurück: wie übermäßig die Anzahl der landſchaftlichen Dienſtangeſtellten ſei zum Schaden der Stände, und wie von ihnen bald jener, bald dieſer zu ihm gekommen, ſeine Verwandte und Söhne in Würden und Aemter zu empfehlen. Ihre Vorwürfe verſtummten vor der ſeinigen Gewalt. Zwar eine Gegenantwort verſuchten ſie; mehr aber um, wie es ſchien, ſich ehrenhaften Rückzug zu ſchaffen, als den erſten Zweck zu erreichen. Mit Scham und Ergebenheit verweigerten ſie dann auch kaum das Schwerſte mehr; trugen bei fünfzehn Millionen Gulden der öffentlichen Schuld; zur Landesvertheidigung zwei Drittheile aller Unkoſten und zur Beſſerung des Kammergutes drittehalb Tonnen Goldes.

Beharrlicher und lärmender äuſſerte ſich bald nach dieſem die Unzufriedenheit des gemeinen Mannes in München, als bei des Krieges Fortdauer einige Lebensmittel im Preiſe ſtiegen. Die Bürger, ohne Ehrfurcht für ihren Stadtrath, welchem der Kurfürſt ſelbſt die gebührende Achtung entriſſen hatte, traten häufig in Gaſthäuſern und öffentlichen Orten zuſammen, und redeten, wie der wachſenden Theurung zu wehren ſei. Sie wandten ſich zum Rath, durch ſeine Vorſtellungen am Hofe die Ausfuhr von Schmalz, Butter, Getreide und andern Waaren zu verhindern. Als man von keiner Abhilfe vernahm, ſtieg die Furcht, und das Drängen der Bürger zum Rathhauſe; dazu ward das Geſchrei wider die Pfälzer ungeſtümer.

An einem Herbſtabend wuchs das Getümmel der ungeduldigen Leute. Sie riefen nach ſchleuniger Abhilfe.

Die Ermahnungen der Abgeordneten, welche der Stadtrath an ſie ſandte, trugen nichts zur Beruhigung bei. Vielmehr der Auflauf wuchs. Die Menge warf den Blick auf einige Männer unter ſich, und wählte dieſelben, wie in Zuſammenläufen immer, weniger zu Führern, als in der haltungsloſen Verworrenheit zu Stützpunkten des Ganzen, oder zu Rednern vor den höhern Behörden. Der Stadt Oberrichter und Bürgermeiſter, von Sedelmayr, mußte gezwungen an die Spitze der Abgeſandten des Volkshaufens treten. Dieſe begaben ſich zum geheimen Staatskanzler Freiherrn von Hertling. Der Haufe aber, von einigen Schreiern geführt, folgte ihnen; dazu ſtrömte die Menge neugieriger Menſchen von allen Gaſſen, durch welche der Zug ging.

Der Kanzler erſchrack beim Anblick des gegen ſein Haus dringenden Schwarmes. Zehn bis zwölf Männer eilten die Stiege herauf zu ihm. Er ließ ſich verläugnen und verbarg ſich in größter Furcht. Aber weil er ſchon am Fenſter geſehen worden war, mußt' er erſcheinen, und die Abgeordneten in den kurfürſtlichen Palaſt begleiten. Der alte, ängſtliche Mann hatte alle Faſſung verloren. Ein Bürger unterſtützte ihn am Arm. Auf dem Wege zum Schloſſe verweilte der Haufe vor der Wohnung des Fürſten Friedrich von Yſenburg, des Gemahls einer natürlichen Tochter Karl Theodors. Auch ihn nöthigte das Volk zum Mitgehen. So ward der kurfürſtliche Wohnſitz erreicht. Die Menge blieb auf den Gaſſen. Nur wenige traten in den Palaſt. Sie verharrten im Vorſaal, während Hertling und Yſenburg in das Gemach zum Kurfürſten gingen. Karl Theodor, welcher, auf die erſte Nachricht vom Lärmen, das Schauſpielhaus, wo er ſich befunden, verlaſſen hatte, erfüllte auf der Stelle den Wunſch der Leute, und befahl die Getreideſperre. Ein freudiges Lebehoch

und Jauchzen der Menge auf den Straßen, in deren Gewühl man auch einige landſchaftliche Verordnete zu erkennen glaubte, dankte ihm.

Die Ruhe war eben ſo ſchnell hergeſtellt. Doch ſah man noch einige Tage kleine Haufen, theils mit, theils ohne obrigkeitliche Begleitung, Häuſer durchſuchen, wo man Schmalz, Seife, Kerzen und andere im Preiſe geſteigerte Lebensbedürfniſſe vermuthete. Derſelben bemächtigte man ſich; ſchleppte die Vorräthe aufs Stadthaus und verkaufte ſie in beſtimmten Preiſen, doch zum Beſten der Eigenthümer. In dieſen Verwirrungen, an welchen der beſſere Theil der Bürgerſchaft ohne Theilnahme geblieben, ward Anſehen und Befehl des Stadtrathes wenig oder gar nicht geachtet.

Zwiſchen Bürgerſchaft und Rath hatte ſchon lange allerlei Spannung und Zwiſt gewaltet, deren ſich auch vor wenigen Jahren Thompſon wohl zu bedienen gewußt. Die Bürger erinnerten ſich, wie ſie vor alten Zeiten mehr Recht in Dingen der Gemeinde gehabt, nach und nach aber ihre Stimme zu den Angelegenheiten durch eigene Verſäumung, oder durch Vorgriffe des Stadtrathes eingebüßt hatten. Die Verwaltung des gemeinen Weſens war demnach faſt ausſchließlich Sache weniger Geſchlechter geworden, und kein Weg noch Mittel, dieſe in geſetzlicher Art zur Vollſtreckung des Geſammtwillens zu zwingen. Darum wurden, weil rechtliche Wege fehlten, zuletzt unordentliche genommen. Der Kurfürſt, durch jene Vorfälle nun gewarnt, dachte ernſtlicher daran, der Stadt eine Verfaſſung zu geben, in welcher Rechte und Pflichten der verſchiedenen Theile genauer geregelt und ins Gleichgewicht geſetzt wurden. Schon hatten Rath und Zünfte der Bürgerſchaft ſich über Grundſätze verglichen. Es beſtätigte ſie Karl Theodor in einer feierlichen Urkunde. Neben der Stadt

innerm und äuſſerm Rath, ſtellte er wieder, nach Uebung ſchon des vierzehnten Jahrhunderts, ſechsunddreißig Ausgeſchoſſene der Gemeinde, als Stellvertreter derſelben. Dieſe, von den Wahlmännern der zweiundſiebenzig Zünfte und Innungen gewählt, hatten vor dem Rath Namens der Gemeinde, in deren oder einzelner Zünfte Angelegenheit, das Wort zu führen zum allgemeinen Beſten; Zwiſtigkeiten der Zünfte gütlich zu ſchlichten; der Stadtkammer Rechnungen zu prüfen, und alle Anliegen der Bürgerſchaft allein vorzutragen. Auch konnten ſie, vereint mit den zwölf Gliedern des innern oder eigentlichen, und den vierundzwanzig des äuſſern Rathes, erledigte Stellen im Rath durch Wahl beſetzen. Im äuſſern Rath ſollten in Zukunft höchſtens nur zwei Glieder, deſſelben Namens und Geſchlechts, bis in den vierten Grad verwandt, im innern aber keine dergleichen beiſammen ſitzen. Auf dieſelbe Weiſe wurden die vier wirklichen Bürgermeiſter und der Stadtoberrichter ernannt, und dem Landesherrn zur Beſtätigung vorgeſchlagen.

So geſtaltete Karl Theodor die Ordnung ſeiner Hauptſtadt. Der Friede kehrte unter die Bürger und ihre unmittelbare Vorſteher zurück; Gehorſam, Zucht und geſetzlichſtrenges Weſen mit ihm. Beſonders war die Klugheit löblich, mit welcher der Kurfürſt in Beurtheilung jenes zufälligen Pöbellärmens, ſeine eigene Empfindlichkeit zu verbergen oder zu beſiegen wußte. Gewalthabende ſind geneigter, in einem Fehlſchritte des Volks, weniger deſſen oft bedeutungsloſen Urſprung und Zweck, als ihr dabei bedrohtes oder gekränktes Anſehen zu ſehen und zu rächen. Damit geben ſie dem Werthloſen vielmals eine verderbliche Wichtigkeit, und dem, was in ſich ſelber nichtig geweſen wäre, alleszernichtende Folgen.

Karl Theodors Neigung für Baiern war freilich ſeit den frühern Spannungen nicht gewachſen; aber das Land ſelbſt, ſeiner innern Stille, ſeiner äuſſern Lage willen, ihm ſchätzbarer geworden. Denn das rheiniſche Gebiet hatten die Waffen der Franzoſen feindſelig beſetzt, oder verheert. Er ſehnte ſich, ruhig wohnen zu können. Die Tage ſeines Alters mit ihren Beſchwerlichkeiten waren gekommen. Inzwiſchen hatte die Zeit weder ſeine Geiſtesregſamkeit, noch ſeine ehemaligen Wünſche, Hoffnungen und Entwürfe geändert. Treu ergeben hielt er, wie immer, zum Hauſe Oeſterreich; mit hartnäckigem Widerwillen ſah er das Haus Zweibrücken. Als in dieſen Tagen ſeine Gemahlin, Maria Eliſabeth Auguſte, ſtarb, richtete ſich ſein Blick alsbald auf eine neue Verbindung, in Hoffnung, aus zweiter Ehe den längſterwünſchten Erben ſeiner Lande zu erzielen. Der einundſiebenzigjährige Greis vermählte ſich wirklich mit der neunzehnjährigen Erzherzogin Maria Leopoldine von Oeſterreich. Die Hochzeit ward kaum ſechs Monden nach dem Tode der erſten Gattin gefeiert.

15. Die Franzoſen dringen in Baiern ein.

Jahr 1796.

Unterdeſſen war in Frankreich alle Ordnung voriger Jahrhunderte aufgelöſet; wie der Thron, ſo der Altar gefallen. In grauenvoller Geſetzloſigkeit, alle Leidenſchaft entzügelt, wüthete dort der Grimm des Volkes wider ſich ſelbſt. Der Sohn wider den Vater, der Bruder wider den Bruder. Siegende Parteien ſchleppten die Beſiegten zum Tode, und wurden, von nachkommenden Stärkern bezwungen, wieder dahin geſchleppt. Das Recht verſtummte unter dem Blutdurſt der Gewaltführer, die Wahrheit unter den Verwirrungen der Begriffe, die Tugend unter den Siegen der Verbrechen.

Kerker wurden mit Unſchuldigen überfüllt, und mit Ermordungen derſelben geleert; Verſchwörungen mit Verſchwörungen, Aufſtände mit Aufſtänden getilgt. Ueber eine Million Menſchen, jedes Alters, Geſchlechtes und Glaubens, ſtarb auf Blutgerüſten. Das Volk von Frankreich ſchien ſich in der Friſt weniger Jahre mit eigener Fauſt von der Erde vertilgen zu wollen. Nur der Krieg, welchen es gegen die verbündeten Könige des Welttheils führen mußte, gab ihm, noch mitten im Rauſche, das Bewußtſein und den Stolz und die Einheit des Willens zurück.

In zahlloſen, ſich immer erneuenden Heerhaufen, zu Tauſenden und Hunderttauſenden, ſtrömte die ſtreitbare Mannſchaft des großen Reiches nach den Grenzen, zur Vertheidigung derſelben. Den kalten Muth der wider ſie verbündeten Mächte übertraf ihre Begeiſterung, die durch Freiheitsgefühl, oder ihre Verzweiflung, die durch Schrecken der Blutgerichte hervorgerufen war. Vom Kriege lernten ſie den Krieg; auf Schlachtfeldern Mannszucht und Waffengebrauch. Ihre Ueberzahl und Todesverachtung vereitelte alle kunſtgerechten Bewegungen der Gegner. Ihr ununterbrochener kleiner Krieg, auf ungeheuern Strecken von vielen Hunderttauſenden zugleich geführt, wie er einer unüberſehbaren Menge unregelmäßiger Streiter natürlich war, ermüdete, verwirrte und brach zuletzt die nach bisherigen Grundſätzen wider ſie gerichteten Unternehmungen. Geiſtvolle Jünglinge ſchwangen ſich bei ihnen zu feldherrlichen Würden auf, und machten durch Schnelligkeit und Kühnheit ihrer Gedanken altberühmte Anführer der verbündeten Könige zu Schanden, in deren Heeren nur Geburtsadel oder Dienſtalter, wie in den franzöſiſchen Einſicht und Tapferkeit, zum Befehl führten.

Alſo ſiegten die Schaaren Frankreichs durch Neu-

heit wie Vortrefflichkeit der Mittel; eroberten Flandern, Belgien, Holland; zwangen durch Schrecken den Norden Deutſchlands zum Frieden; überſchritten den Rhein und bedräuten den Süden. Franz von Deroy hatte, an der Spitze einer kleinen Zahl Baiern, umſonſt voll Löwenmuthes auf den Mauern von Mannheim gefochten. Die Hauptſtadt der rheiniſchen Pfalz ward der Feinde Raub, und das geſammte Land daſelbſt.

Siegend drangen Frankreichs Feldherren vor; wie Napoleon Buonaparte in Italien, ſo Jourdan vom Niederrhein herauf gegen den Main, Moreau vom Oberrhein durch Schwaben. Zitternd ſchloſſen Baden, Würtemberg, der ganze ſchwäbiſche Kreis Waffenſtillſtände. Die Fahnen des Kaiſers und Reichs wichen gegen die obere Pfalz und den Lech zurück. Baiern ward voll Furcht und Entſetzens. Es war im Sommer des ſiebenzehnhundert ſechsundneunzigſten Jahres.

Das Volk in Baiern fürchtete nicht minder die Rache eines ſiegreichen und grimmvollen Feindes, als die Zuchtloſigkeit des kaiſerlichen Heeres, auf deſſen Rückzuge. Viele Landleute bewaffneten ſich zur Beſchirmung ihres Habes; Andere vergruben ihr Beſtes in Wäldern und Feldern, oder flüchteten es in das Innere des Landes. Bald war das Herzogthum von den Heerſchaaren der Oeſterreicher überſchwemmt; Schrecken, Verwirrung und Noth aller Orten. Hier ſah man den Rückzug geſchlagener Haufen, begleitet von allen Ausſchweifungen wüthender Kriegsknechte; dort, aus Böheim und Oeſterreich her, das Vorrücken der Neugeworbenen gegen den Lech und die ſchwäbiſchen Grenzen, mit langen Zügen ſchweren Geſchützes und Gepäckes. Die Forderungen an Städten und Dörfern für die zahlreiche Menge der Krieger waren ſo endlos,

wie deren Bedürfniſſe. Fuhren, zur Fortſchaffung von Lebens- und Kriegsbedarf, von Gepäck, Verwundeten, Kriegsgefangenen, Geldern, Kanzleien, Feldſtücken, Bäckereien, Befehlshabern und Eilboten begegneten ſich durchkreuzend auf allen Landſtraßen. Mehl und Getreide, Heu und Stroh und Haber und Viehheerden wurden nach allen Seiten ausgeſchrieben oder gewaltthätig genommen. Umſonſt hatte der Kurfürſt Bevollmächtigte beim kaiſerlichen Heer, die Verpflegung deſſelben mit Ebenmaas und Ordnung zu leiten; umſonſt hatte er Beamte und Unterthanen mit ſtrengen Befehlen ermahnt, das Kriegsvolk freundſchaftlich anzuſehen und nach Kräften zu unterſtützen. Im gegenſeitigen Haſſe von Soldaten und Bürgern, von Oeſterreichern und Baiern, waren Zucht und Ordnung verloren. Es fiel mancher Kriegsknecht unter der Rache des verzweifelnden Landmanns. Hinwieder wurden Bürgern und Landleuten Gelder und Lebensmittel genommen; Pferde und Knechte während Aerntezeiten zum kriegeriſchen Vorſpann weggeſchleppt, mißhandelt, über die Grenzen entführt; einzelne Häuſer überfallen, ausgeplündert, zerſtört; Männer zu Tode gequält; Weiber genothzüchtigt. Es zertraten fremde Viehheerden, den Lagern zugeführt, die Aecker, und weideten die Felder ab. Sie verbreiteten mörderiſche Seuchen im Lande.

Die franzöſiſche Macht ſchritt inzwiſchen unaufhaltſam über den Lech unter Moreau's Befehl, während Erzherzog Karl von Oeſterreich ſich mit dem größern Theil ſeiner Völker aus Baiern über die Donau gegen Jourdans Heer gewandt hatte. Die Kaiſerlichen aber, welche bei Friedberg ſtanden, und in den Verſchanzungen vor Landsberg, wurden geſchlagen.

Da rief Karl Theodor ſeine wenigen Schaaren vom Reichsheer zurück. Längſt ſchon hatte er die koſtbar-

ſten Geräthe ſeiner Paläſte und Schlöſſer, die Urkunden, Schätze und Gemälde auf Wagen und Schiffen geflüchtet. Er übergab die Staatsverwaltung in die Hand dreier Großſtaatsbeamten, des Freiherrn Hertling, des verdienſtvollen Joſeph Grafen von Törring-Gronsfeld und des einſichtvollen Freiherrn von Weichs, dem das Aufblühen ſeines Vaterlandes Großes ſchuldig iſt. Dann verließ der Kurfürſt, von ſeiner jungen Gemahlin und dem ganzen Hof begleitet, München in Eil, und floh gen Lobkowitz im Lande Sachſen. Baieriſches Kriegsvolk beſetzte, kaum zehntauſend Mann ſtark, unter Graf Rumfords Befehl, die Hauptſtadt; kaiſerliches lagerte von auſſen, und erfüllte den Gaſteigberg mit Geſchütz, die Vorſtädte mit ſeinen Ausſchweifungen. So hatten, ſelbſt unter den Verwilderungen des dreißigjährigen Krieges, nicht die Schweden und ihre Horden, nicht die feindſeligen Banden der rohen Lykaner, Morlachen und Panduren in den Tagen Karls VII unter den Mauern der Hauptſtadt getobt, als hier die Krieger, welche zum Schutz derſelben gerufen waren. Unter dieſen haben ſich vor allen die Rotten franzöſiſcher Ausgewanderter, Condeer, nach ihrem fürſtlichen Anführer, genannt, ein gräßliches Gedächtniß geſtiftet. Ohne Mannszucht, ohne Gottes- und Menſchenfurcht, beſudelten ſie Heiligthümer; plünderten ſie muthwillig, und zerſtörten ſie öffentliche Vorräthe und Wohnungen ſtiller Bürger; nothzüchtigten ſie Gattinnen, betagte Weiber und unmündige Töchter; beſtahlen und mordeten ſie einander ſelbſt, und vollbrachten ſie, was meine Feder nicht nachzuſchreiben wagt. Dieſes Gezücht, welches, mit altem Adel prangend, die Fürſten Deutſchlands dummdreiſt verſpottete, deren Erbarmen es genoß, und die Länder mit Verbrechen beſudelte, von denen es Gaſtfreundſchaft und Almoſen erbettelt hatte,

rechtfertigte durch freche Ausgelaſſenheit eine Staatsumwälzung, gegen die es den Kreuzzug predigte, und bewies, daß mit ſolchen Hefen das wildeſte Volk zur Gährung getrieben werden müſſe.

Wie aber Ferino und Abatucci, die Unterfeldherren Moreau's, vom Lech herauf ſiegreich gegen die Hauptſtadt kamen, warfen ſich Condeer und Oeſterreicher auf das rechte Ufer der Iſar, den Uebergang wehrend. Zehn Tage lang ſtanden die feindſeligen Heere einander gegenüber. Unter dem Donner der Feuerſchlünde loderte der rothe Thurm an der Iſarbrücke und manches Gebäu der Stadt in Flammen auf.

Während dieſer Gefechte waren Abgeordnete der kurfürſtlichen Staatsführung und des landſchaftlichen Ausſchuſſes zum Oberfeldherrn des franzöſiſchen Freiſtaates, Moreau, geeilt, Waffenſtillſtand für Baiern und die Pfalzlande dieſſeits des Rheines zu erbitten. Zu Pfaffenhofen geſchah Unterhandlung. Sie endigte ſich mit Unterzeichnung deſſen, was der Sieger begehrlich vorſchrieb. Die Abgeordneten verhießen im Namen des Kurfürſten, daß derſelbe all ſein Kriegsvolk vom Heer der verbündeten Mächte zurückziehen, den Franzoſen freien Zug durch ſeine Lande, ohne Entſchädigung, geſtatten, dem ſiegreichen Freiſtaat binnen vier Monden zehn Millionen franzöſiſcher Pfunde, dazu zwanzig der ſchönſten Gemälde aus den Sammlungen von Düſſeldorf und München, entrichten, und dem Heere Frankreichs an Pferden, Lebensbedürfniſſen und Bekleidungsmitteln große Lieferungen machen werde.

Doch wenige Tage nach Abſchluß dieſer Uebereinkunft zogen die franzöſiſchen Schaaren ſchon wieder von München zurück zum Lech. Denn Erzherzog Karl von Oeſterreich, Deutſchlands größter Kriegshauptmann, in jenen Tagen, hatte Jourdans Macht erſt bei Neu-

markt und Teining in der obern Pfalz geworfen; dann in mörderiſcher Schlacht bei Würzburg zertrümmert; nun ſich mit ſeiner Kraft nach Schwaben gekehrt, den Heeren Moreau's im Rücken. Darum befahl Moreau plötzlichen Rückzug der Seinigen. Sie verrichteten ihn mit allen Ausſchweifungen der Blutgier und Goldgier. Auch was am verborgenſten vergraben lag, wußten ſie mit geübter Raubkunſt auszuwittern und ans Licht zu ziehen. Ihnen folgten in gleicher Ausgelaſſenheit auf den Ferſen die Völker der Oeſterreicher und Condeer. Nachzügler, in gefährlichen Banden ſchwärmend, machten das offene Land unſicher. Aller Orten ſah man die unbegrabenen Aeſer der Thiere, die Leichname der Menſchen zerſtreut in Feldern und Wäldern. Kaiſerliche Befehlshaber ſchalteten auf baieriſchem Boden, wie auf erobertem Gebiet. Sie zwangen das Landvolk zu Schanzarbeiten vor den Ausgängen Tirols; ſchlugen Waldungen nieder zu Verhauen der Engpäſſe Oeſterreichs; ſchleppten junge Mannſchaft mit Gewalt zur kaiſerlichen Fahne und verlachten die Rechtsverwahrungen oder Einwendungen baieriſcher Obrigkeiten.

Selbſt unter den Augen Karl Theodors, da er nach Abzug der Franzoſen in ſeine Hauptſtadt zurückgekehrt war, fuhren Hauptleute und Kriegsknechte des Kaiſers ohne Scheu in ihrem zügelloſen Weſen fort. Mit reiſſender Eil floh unterdeſſen Jourdans aufgelöſetes Heer nach Frankreich. Langſam, fechtend, ſieghaft ging Moreau aus Baiern, durch Schwaben zum Rhein. Ingolſtadt, die Veſte, mit Einverſtändniß des Kurfürſten von viertauſend kaiſerlichen Streitern beſetzt und durch die Franzoſen berannt, ward wieder frei.

16. Des Krieges Fortdauer. Gegenſeitiges Miß-trauen des Kurfürſten und ſeines Volkes. Die Beſteuerung der Klöſter. Der Tod Karl Theodors.

J. J. 1797 — 1799.

Wohl ſah Karl Theodor, ſo lange er lebte, die Feinde nicht wieder glückhaft in Baiern; aber die verwüſteriſchen Durchzüge fremder Kriegsvölker, zum Rhein oder zurück, endeten darum nie. Das Herzogthum Baiern allein war binnen wenigen Monden, durch muthwillige Frevel um Millionen, nicht minder durch Verpflegung der kaiſerlichen Heere verarmt. Alle Hilfsquellen ſtanden erſchöpft; die Staatsſchulden drückend vergrößert; das Abledigungswerk derſelben ſtockend. Am Rhein, in Italien, bis in die Alpen Tirols, wüthete aber der Krieg fort. Napoleon Buonaparte, der Glücklichſte unter den Feldherren des franzöſiſchen Freiſtaats, vernichtete in einer langen Kette von Schlachten jenſeits des Hochgebirgs alle wieder ihn geſandten Heere des Kaiſers, und ſchritt erobernd durch Friaul und Krain und Kärnthen. Wien zitterte ſchon vor der Nähe des Siegreichen. Da forderte und empfing Kaiſer Franz II Waffenſtillſtand. Zu Leoben in der Steiermark wurden die Hauptgrundſätze eines Friedens zwiſchen Oeſterreich und Frankreich feſtgeſetzt; zu Campo Formio, nach langen Verhandlungen, die freundſchaftlichen Verhältniſſe beider Mächte beſiegelt. Mit dem Rücktritt des Kaiſers vom Kampfplatz war das deutſche Reich zur Nachfolge gezwungen. Es eröffnete zu Raſtatt die Verhandlungen mit den Geſandten des mächtigen Freiſtaats.

Baiern, welches ſeit Beginn eines Krieges, dem Karl Theodor nur mit Widerwillen zugetreten war, bei dreißig Millionen Gulden geopfert hatte, hoffte ..n

Oeſterreichs dankbarer Großmuth, mehr noch von den Banden der Blutsfreundſchaft zwiſchen dem Kurfürſten und Kaiſer, ein belohnendes Loos. Der Wiener Hof aber, in Niedergeſchlagenheit um den Verluſt ſeiner burgundiſchen Niederlande und lombardiſchen Fluren, vergaß deſſen, was geleiſtet war, und ſprach zu ſeiner Entſchädigung einen Theil Baierns ſelbſt an. Schon zu Campo Formio hatte es ſich in des Friedensſchluſſes geheimen Beiſätzen denjenigen Theil Baierns ausbedungen, welchen Salzach, Tirol und Inn umgeben. So wenig galt in den Augen der Staatskunſt das Heiligthum des Völkerrechts, oder das menſchlich-edle Gefühl der Billigkeit.

Kummervoll ſah Baiern auf ſeinen Fürſten. Er aber ſtand, wie immer, mit ſeinem Thun und Wollen gegen das Volk in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Seine öffentliche Befehle führten die gewohnte Sprache landesväterlicher Fürſorge; ſeine Thaten läugneten dieſelben hinweg. Er kannte Oeſterrejchs Abſichten auf Baiern, und blieb mit dem Wiener Hof in den traulichſten Verhältniſſen. Er ſah die Erſchöpfung ſeines Staates unter fortdauernden Durchzügen fremder Heere, und half nicht; geſtattete ſogar jahrelange Einlagerungen der kaiſerlichen Kriegsvölker in Städten und Dörfern, während der Friede erklärt, die Waffenruhe verkündet war. Er hörte von den Ausſchweifungen und blutigen Händeln fremder Soldaten, und wehrte kaum. Als ihm von Donauwörth der Tod oder die Verſtümmelung mehrerer baieriſcher Krieger, durch Schlägereien mit öſterreichiſcher Beſatzung, gemeldet ward, wies er den Boten, finſters Geſichtes und hartes Wortes, von ſich.

Das räthſelhafte Betragen des Landesherrn vermehrte die allgemeine Furcht und Trauer. Man erkannte aus ſeinen Umgebungen nur zu wohl, daß er

nicht mehr für Baiern, ſondern nur noch für Bereicherung ſeiner natürlichen Kinder lebe. Selbſt den Letzten der Männer, welche durch uneigennützige Redlichkeit das öffentliche Vertrauen genoſſen, den Freiherrn Stephan von Stengel, hatte er aus ſeiner Nähe entfernt. Dieſer, welcher fünfundzwanzig Jahre lang im täglichen Geſchäftsverkehr mit ihm geweſen, freute ſich noch eine halbe Stunde zuvor, ehe er ſeinen Sturz vernahm, der Zufriedenheit des Kurfürſten. Kein Wort, keine Geberde Karl Theodors verrieth ihm das bevorſtehende Schickſal. Seine Aemter empfing aber der Geheimerath Lippert, und der Graf Wilh. von Leiningen-Guntersblum, letzterer mit der Würde eines Großſtaatsbeamten für die oberpfälziſchen Angelegenheiten. Es war der Graf von Leiningen Gemahl einer von den natürlichen Töchtern des Kurfürſten. Darum geſchah ſeine Erhebung. Gleich ihm hatten die Fürſtin von Yſenburg, ebenfalls eine uneheliche Tochter Karl Theodors, der Fürſt von Bretzenheim, des Kurfürſten Sohn, und Maximilian Graf von Holnſtein, Landhauptmann zu Amberg, Gemahl einer andern unehelichen Tochter ſeines Herrn, den wichtigſten Einfluß auf die Entſchlüſſe des Herrſchers. Niemand bezweifelte, daß nicht durch ſie die Verbannung Stengels bewirkt ſei, um ſich noch vor dem Tode ihres gemeinſchaftlichen Vaters groß begütern, oder nach demſelben ſeines beſondern Hausſchatzes verſichern zu können. Den Verdacht beſtätigte bald die Schenkung, welche der Kurfürſt, nach Abſterben der Gräfin von Baiern, dem Fürſten von Bretzenheim mit dem erledigten Lehen Hohenfels in der Oberpfalz, dann mit dem hinterlaſſenen Vermögen der jungen Gräfin Warenberg that, die ebenfalls für ein Kind Karl Theodors, mit der Freiin von Schenk erzeugt, gehalten ward.

Je höher ſich Lippert, der ſchlaue und düſtere Frömmling, in die Gnade ſeines Gebieters emporſchwang, indem er deſſen Kinder oder deſſen Vorliebe für ſie ſchmeichelte, je mehr ſuchte er des unumſchränkten Zutrauens ſeines Fürſten mächtig zu werden. Bald wurden er und ſein Anhang das Schrecken der Angeſehenſten oder Tugendhafteſten des Landes. Die Strenge der Bücherſchau verſchärfte ſich, denn ein lichtſcheues Bewußtſein ſchaudert vor unwillkommenen Offenbarungen; und die Willkühr der Verfolgungen und Verhaftungen, Geſetz und Rechtsgang des Landes verachtend, nahm zu. Leiningens knechtiſche Unterthänigkeit gegen den Wiener Hof, welcher vor jedem Schritt zuerſt befragt ward; Lipperts überall Empörung fürchtender Argwohn, der, das Ohr zum Geräuſch der franzöſiſchen Staatsumwälzung hingewandt, ihre Vorſpuren in jeder freien Regung Baierns geſpenſterhaft aufſteigen ſah; der gierige Eigennutz aller, die dem Kurfürſten in vertraulicher Nähe lebten, ward dem geſammten Volke zum Abſcheu. Die Einen ſchwiegen ſchüchtern zu dem, was ſie vernahmen; die Andern erfanden künſtliche Entſchuldigungen deſſen, was ihr Herz verdammte, weil ſie ſich verdachtfrei halten oder tröſten wollten; noch Andere ſchimpften laut; wieder Andere trieben bittern Spott. Ein Schauſpieler, welcher, auf der Bühne, einſt Lipperts Haltung und Gebehrden in der Rolle eines verſchmitzten Böſewichts nachahmte, ärntete hundertfachen Beifall. Man ſchlug Pasquille an die Mauern des kurfürſtlichen Schloſſes gegen die verhaßten Lieblinge. Man ſchonte derſelben, ja des Kurfürſten ſelbſt, in Druckſchriften nicht.

Die Höflinge aber, ſchlau, geſtalteten in den Augen ihres Gebieters, was wider ſie galt, zum Angriff auf die geheiligte Perſon und Würde deſſelben. Ihre Kla-

gen gegen die Frechheit des Neuerungsgeiſtes, und die Beweiſe, welche ſie ihm zeigten, ſchreckten ihn. So gelang ihnen, eben durch dasjenige ihr Anſehen und Gewaltthum zu befeſtigen, was ſie ſtürzen ſollte. Karl Theodor erſchien täglich verſchloſſener und unzugänglicher. Er vertraute der Treue ſeiner Baiern nicht mehr. Er ordnete verdoppelte Wachſamkeit gegen alle Schriften und Flugblätter des Auslandes an; ſelbſt gegen Reden an öffentlichen Orten, oder unter Freunden. Er warf Beſoldungen für heimliche Horcher und Angeber aus. Er befahl ſogar Anwälde zum Schrecken anderer zu züchtigen, die in Rechtshändeln, zumal wegen herrſchaftlicher Frohndienſte, irgend gefährlich-ſcheinende Grundſätze aufzuſtellen wagten.

Alle dieſe und andere für die öffentliche Sicherheit ergriffenen Mittel beurkundeten das Wachsthum ſeines Mißtrauens. Die Edlern beklagten den Getäuſchten; die Andern ſpotteten. Verbotene Blätter wurden begieriger geſucht und geleſen, minder ihren Werth, als, aus der Urſache der Verdammung den Geiſt der Verdammer zu erfahren. Je verborgener der Kurfürſt im Innern des Palaſtes dem Volke ſein Leben machte, je aufmerkſamer beobachteten ihn Aller Blicke. Seine ernſtern Beſchäftigungen, wie ſeine Zeitvertreibe, wurden belauert, von Mund zu Mund mitgetheilt, und ſtrenger gerichtet. Man erzählte, wie er ſich durch Spaßmacher beluſtigen ließ, und ihre Nachäffungen achtbarer Männer reichlich belohnte; wie er Dienern ſeiner Gemahlin zuweilen verbot, ihr in dem, was er ſelber erlaubt hatte, Gehorſam zu leiſten; wie die Kurfürſtin hinwieder Katzen, Fledermäuſe und Ratzen ihren Gäſten, als Leckerbiſſen, vorſetzen lieſſe, um ſich an deren Grauen und Ekel zu ergötzen. Mit ſolchen Zügen des häuslichen Fürſtenlebens rechtfertigten die,

welche ſich von Günſtlingen verdrängt ſahen, ihren verkannten Werth oder ihren Unwillen; Andere tröſteten damit den Schmerz ihres vaterländiſchen Stolzes, wenn ſie Baiern ſeinem eigenen Beherrſcher minder theuer erblickten. Das Volk jedoch blieb ſich ſelbſt treu. Karl Theodor, auch bei ſeinen Schwächen, ward nicht gehaßt, nur bedauert. Er hätte noch immer, gleich allen ſeinen Vorfahren, ſicher im Arm jedes ſeiner Unterthanen ſchlummern können. Aber wider ſeine Rathgeber grollte das Land, deſſen Ehre dieſe, wie beim Fürſten, ſo durch Unklugheit der Maasregeln beim Auslande, gefliſſentlich beflecken zu wollen ſchienen. So wähnten ſie in einer, wegen Nutznieſſungen und Rechtſame ſchon vor dem Gericht zu Wezlar ſchwebenden Streitſache mit Nürnberg, dieſe Reichsſtadt durch Drohung nachgiebig zu machen, daß Baiern ſeine Forderungen, die auf etliche Millionen ausgerechnet waren, dem preuſſiſchen Hofe überlaſſen werde; und ahneten weder, daß eine Drohung, wie dieſe, offenes Geſtändniß eigener Schwäche, noch daß die Vollſtreckung derſelben vielen Nürnbergern ſogar willkommen und dem Staate von Baiern allein ſchädlich ſein könne. So lieſſen ſie in die Zeitungen Münchens gegen das Gerücht, als habe der Kurfürſt getrachtet, eine neue Verbindung der Könige wider den franzöſiſchen Freiſtaat zu werben, Vertheidigungen bekannt machen, welche ſchwerere Anklagen von Baierns wohlverſchuldeter Ohnmacht enthielten, als alle Anklagen der Feinde. Denn ſie errötheten nicht, zu ſagen, der Kurfürſt ſehe im Verluſt des linken Rheinufers die Grundlage ſeiner Vernichtung, gleich als wäre Baiern nicht oft ſchon, unter weiſen Herrſchern, auch ohne Beſitzungen am Rhein, bedeutſam in den Welthändeln geſtanden; — und fügten ſelbſt hinzu: hätten die europäiſchen Mächte einen Bund

gegen Frankreich im Werke, würden ſie dazu nicht erſt den Rath eines Kurfürſten von Pfalzbaiern erwarten. Solche Selbſtentwürdigung, die ehemals Hochverrath an Baierns Ehre geheißen haben würde, legte man jetzt in den Mund des Hauptes aller Baiern.

Dies Alles, dazu noch die Laſt des Landes unter den bleibenden Einlagerungen des öſterreichiſchen Kriegsvolks, verbreitete großes Mißvergnügen. Es fehlte an Geld. So arm war der Schatz, daß ſogar die Beſoldungen der Beamten nicht allezeit in gewohnter Vierteljahrsfriſt gezahlt werden konnten. Der Hof ſtellte Geldbegehren an die Landſchaft, und mußte ſich mit der Antwort begnügen: ſie werde geben, ſobald ſie wiſſe, daß die von ihr zuletzt vorgeſchoſſenen Summen zum Beſten des Vaterlandes verwendet worden wären. Es lagen zwar ungeheure Baarſchaften in unmittelbarem Hausſchatz des Kurfürſten, aber er weigerte ſich, auch das Geringſte vom Seinigen für das öffentliche Bedürfniß zu leihen. Sein Vermögen ſpart' er ausſchließlich den Kindern ſeiner Liebe auf, die doch ſeine Fürſorge nicht immer mit Zärtlichkeit und Gehorſam vergalten. Denn während er im Haß des Franzoſenthums allen, die am Hofe erſchienen, Tragen von Klappenkleidern, Bänderſchuhen und Kurzweſten nach franzöſiſcher Sitte verbot, erfuhr er das Herzeleid, daß eine ſeiner eigenen Töchter Geliebte eines franzöſiſchen Feldherrn wurde.

Wiederholt und flehentlich beſchworen ihn die Verordneten der Landſchaft, die Drangſale ſeines Volkes zu mildern und die fremden Krieger vom baieriſchen Boden zu entfernen, oder ihren Ausſchweifungen Schranken zu ſetzen. Denn Wohlſtand und Hausglück der Landleute ſanken immer tiefer zerſtört; ihre Weiber und Töchter zu Beuten viehiſcher Lüſte. Ekelhafte

Krankheiten, rächende Folgen der Unzucht, ſonſt nur Begleiterinnen ſtädtiſcher Laſter, verbreiteten ſich in die Hütten der Dörfer. „Es wird,“ ſprach die Landſchaft: „nicht nur das reine Geblüt, ſondern auch das Herz unſers Volkes vergiftet; jezt noch ſo arg und mehr, als zuvor durch die Neufranken geſchah. Dies iſt die Frucht der Rathſchläge derer, welche mehr ihren, als des Staates Nutzen ſuchen; ſich, mit Verdrängung der redlichſten Söhne des Vaterlandes, der Geſchäftsleitung bemächtigen, und als dienſtbare Werkzeuge fremder Abſichten den Beherrſcher Baierns in ſeinem eigenen Staate zum Statthalter des Kaiſers erniedrigen zu wollen ſcheinen.“ Man erwiederte den landſchaftlichen Verordneten bloß, ſie möchten ihre Beſchwerden gegen das öſterreichiſche Kriegsvolk dem kaiſerlichen Hofe ſelber vortragen. Indeſſen dienten ihre kränkenden Hindeutungen auf die Günſtlinge des Landesherrn nur, die Rache derſelben und die Entzweiung der Vornehmſten am Hofe zu vergrößern. Der Soldaten Zügelloſigkeiten führten auch das Volk zu Zügelloſigkeit und Muthwillen. Als in der obern Pfalz binnen ſechs Wochen vier neue Steuern ausgeſchrieben werden mußten, entſtanden hin und wieder ernſtliche Unruhen. Mehr, als dieſe aber, ſchreckte noch, daß man zu Eſchelbach, in der obern Pfalz, ſogar einen Freiheitsbaum bei Anlaß einer Faſchingsluſtbarkeit aufgepflanzt hatte.

Dies, gleichwie die Gewißheit vom nahen Ausbruch neuen Krieges zwiſchen Oeſterreich und dem franzöſiſchen Freiſtaat, machte dem Hofe den Aufenthalt kaiſerlicher Heerſchaaren in Baiern wünſchenswerther, als ihre Entfernung. Die vertrautern Räthe Karl Theodors bereiteten ihrerſeits, mit der Ausſicht auf den Krieg, neue Entwürfe, ſich enger an die Sache des Wiener Hofes zu ſchlieſſen. Die Edlern des Landes aber fürch-

teten von ſolcher Hingebung größere Gefahr für Baiern, als vom unglücklichſten Ausgang eines Feldzuges. So groß und unvertilgbar war das gegenſeitige Mißtrauen am Hofe, in allen Aemtern, daß eine Partei die andere verrätheriſcher Abſichten gegen den Staat ſchuldig hielt, und jede heimlich die Bemühungen der andern zu vereiteln trachtete. Darum beklagten es die Einen als einen öffentlichen Verluſt, die Andern als einen Sieg, da Graf Rumford in der Gunſt des Kurfürſten verlor, von der Leitung des Kriegsweſens entfernt und als Geſandter nach London geſchickt wurde, inzwiſchen der Graf Franz Borgias von Zedtwitz deſſen Amt empfing, welcher im Ruf ſtand, Oeſterreichs Getreuer zu ſein.

Es ward, in Beſorgniß baldigen Kriegsausbruches, von neuem an Vermehrung der baieriſchen Kriegsmacht gearbeitet. Zwar dem öffentlichen Schatz fehlte Geld; doch war ſchon Fürſorge gethan, in zureichender Fülle zu empfangen. Der Kurfürſt hatte abermals an Papſt Pius VI geheime Botſchaft nach Rom geſchickt, um eine Bulle zu erwirken, daß von den inländiſchen Abteien und Klöſtern fünfzehn Millionen Gulden erhoben werden könnten. Pius, der Freund Karl Theodors, geſtimmt durch die Vorſtellungen ſeines Nunzius Zucci in München, den der Hof für ſich zu gewinnen gewußt hatte, verweigerte dem Kurfürſten nicht, den ſiebenten Theil alles geiſtlichen Vermögens in Baiern zu nehmen, um den heiligen Krieg gegen das franzöſiſche Volk mit Nachdruck zu unterſtützen.

Die erſchrockenen Prälaten, als des Papſtes Bulle laut war, und der Befehl zur Erhebung der ungeheuern Gabe erſchien, verſammelten ſich, und beriethen, wie der Schlag abzuwenden ſei, welcher allen Klöſtern des Landes Vernichtung drohte. Es traten vor Karl Theodor die Aebte von Benediktbeurn, Weltenburg,

Attl, Fürſtenzell, Prifling und der Propſt von Chiemſee. Sie ſprachen: „Vor Alters, wenn die Fürſten zu Baiern große Schuldennoth, oder für Haus und Staat Geldes vonnöthen hatten, pflogen ſie mit ihrer getreuen Landſchaft Rathes. Denn willkührlich vom Eigenthum Einzelner zu nehmen, um Anderer zu ſchonen, war damals, iſt jetzt noch unrecht, wider des Staates feſtbeſtehende Grundverfaſſungen, welche von Eurer Durchlaucht Vorvordern verbrieft und beſiegelt, ja von Ihnen ſelbſt oftmals zu halten gelobt worden ſind. Noch vor zehn Jahren gaben Sie uns ein ſchriftliches, feierliches Wort: Kirchengut mit ungewohnter Laſt zu verſchonen, auch im Nothfall nicht darüber zu handeln, ohne Einverſtändniß mit der Geiſtlichkeit. — Soll nun dieſe Fürſtenverheißung gebrochen ſein? Warum? Brachen Kirchen und Klöſter ihre Pflicht? Waren ſie treulos? Nicht des Thrones Stützen? Nicht zur Hilfe jederzeit rüſtig? Oder haben der alten Kaiſer, Könige und Fürſten Freibriefe, dieſe Sicherheitsunterpfänder für Welt und Nachwelt, ihre Kraft eingebüßt? Oder hat man dem heiligen Vater Gewalt eingeräumt, der Länder uraltbeſtehende Verfaſſungen umzuſtürzen? Gewiß war der Papſt übel unterrichtet!“

„Gnädigſter Herr, ſollen Ihre Befehle vollſtreckt ſein, ſo ſind wir binnen wenigen Monden ohne Nahrung und Getreide, wir müſſen es veräuſſern; ohne Silbergeräthe der Kirchen, wir müſſen es verkaufen; ohne feierlichen Gottesdienſt bei den Altären, wir müſſen das Geſind' entlaſſen; ohne Schulen bei den Abteien, wir müſſen Tauſende unſerer armen Zöglinge und Pflegkinder ihren noch ärmern Aeltern zurückſenden; ohne Zutrauen, man wird uns Schuldſummen aufkünden, dieweil wir Gelder ſuchen; ohne Anſehen, denn wir gleichen nicht Beſteuerten, ſondern Verurtheilten. Soll

das dankbare Gedächtniß unſerer Gutthäter ganz vertilgt ſein? Auch Eurer Durchlaucht Ahnen ſind darunter. Sollen wir, ohne eines Verbrechens ſchuldig zu ſein, von den Landtafeln verſchwinden?“

„Im Namen der heiligen Kirche und des Glaubens, auch wir ſind deſſen Lehrer und Stützen; im Namen des Vaterlandes, auch in uns dürfen deſſen Rechte nicht verletzt werden; im Namen zahlloſer Haushaltungen und Gewerbe, die durch uns erhalten, mit uns vernichtet werden: ſchonen Sie unſer! Wird denn mit Unterdrückung der Klöſter der Thron größere Feſtigkeit, der Staat mehr Kraft, das öffentliche Zutrauen mehr Haltbarkeit, Kirch' und Glaube mehr Reinheit, die Verſchiedenheit der Stände engere Verbindung, der Jüngling des Landes für ſeine Anlagen beſſere Ausſicht, der Gewerbsmann mehr Verdienſt, der Hilfsbedürftige mehr Unterſtützung empfangen?“

Alſo redeten die Prälaten, vor allen der weiſe und tugendſame Abt Rupert von Priſling, der die Zierde ſeines Standes war. Aber der Kurfürſt zuckte die Achſeln. Das harte Gebot war nicht ſein, ſondern der ehernen Nothwendigkeit. Für Alle gehe Einer in den Opfertod. Die Klöſter waren nicht von der Beſteurung zu retten.

Denn wider Deutſchland, wider Baiern drohten neue Gewitter. Noch war kein Friedensſchluß zwiſchen dem heiligen Reich und dem franzöſiſchen Freiſtaat zu Stande gebracht. Er ſchien für Dauer und Ehre des Reichs eben ſo wünſchbar, als zu fürchten, weil die Hauptmächte Deutſchlands, Preuſſen und Oeſterreich, für eigene Größe nicht minder geſchäftig die Zertrümmerung uralter Verfaſſungen und Stände des Reichs bezielten, als jener feindſelige Freiſtaat. In geheimen Verträgen zu Berlin hatte Preuſſen, wie zu Campo For-

mio Oeſterreich, Entſchädigungen auf Unkoſten des heiligen Reichs begehrt; der Wiener Hof noch in den Unterhandlungen zu Seltz Anträge gemacht welche auch Baierns Beeinträchtigung zum Grund hatten. Von Paris kamen an Karl Theodor Mahnungen, um Erfüllung des Vertrags zu Pfaffenhofen, und Entrichtung der dort bewilligten zehn Millionen. — Der Uebermuth Frankreichs drohte neue Verheerungen Deutſchlands. Oeſterreich und Rußland hatten zum neuen Kriege einen geheimen Bund gegen dieſen Freiſtaat geſtiftet, welcher, im Stolz ſeiner Macht, von Siegen berauſcht, alles Völkerrecht verhöhnend, immitten des Friedens Aegypten überfallen, die ſchweizeriſche Eidsgenoſſenſchaft überwältigt und aufgelöſet, den König von Sardinien aus Piemont vertrieben, Neapel in Beſitz genommen hatte. Darum rückten aus dem Norden Europens die Heerſchaaren des Kaiſers aller Reuſſen heran, vereint mit dem Kaiſer der Deutſchen allen Gewaltthaten Frankreichs Schranken zu ſtellen.

Bei dieſen Verwirrungen und Drangſalen des Welttheils hatte Karl Theodor beſchloſſen, ſein Heer auf ſiebenzigtauſend Mann zu vermehren, und ſich an Oeſterreich und Rußland zu ſchlieſſen. Viele Baiern lobten den Gedanken des Kurfürſten, weil er der Stellung und Selbſtſtändigkeit ihres Vaterlandes würdig ſchien, oder bei unglücklichem Ausgang des Krieges, unabhängig von Oeſterreich, einen beſondern Friedensſchluß geſtattete, oder, beim Sieg der verbündeten Mächte gegen Frankreich, belohnende Entſchädigung verhieß. Viele aber, voll geſchwächten Glaubens an des Kurfürſten Liebe für Selbſtſtändigkeit und Ruhm baieriſchen Volkes, konnten ſich beim Aufgebot der zahlreichen Mannſchaft nicht der traurigſten Ahnungen erwehren. Sie fürchteten, Baierns Jugend ſei an das Erzhaus

verkauft. Viele fürchteten noch Schlimmeres. Was ſie ſahen und hörten, ſtärkte ihren Argwohn. Noch war gegen Frankreich kein neuer Krieg erklärt, dennoch erſchien die geſammte öſterreichiſche Heergewalt wieder auf baieriſcher Erde. Man ſah ſie ſich ausbreiten und lagern durchs ganze Herzogthum, und von ihr die baieriſchen Schaaren umwickelt und unter einander getrennt; einen Theil derſelben an der Donau, einen andern im Salzburgiſchen. Man ſprach vom Hofe, er werde München verlaſſen, vielleicht auf immer; nach Donau-Neuburg gehen, vielleicht nach Böheim. Es liefen Sagen und Gerüchte von wichtigen Unterhandlungen zwiſchen Karl Theodor und dem Hofe zu Wien; von naher Erſcheinung einer öſterreichiſchen Verwaltung. In den geängſteten Gemüthern regten ſich ſchon verzweiflungsvolle Vorſätze. Für Baierns Unabhängigkeit und ſelbſtſtändiges Leben zu ſtreiten oder zu ſterben, war Entſchluß in vieler Tauſenden Bruſt. Das ſtille Gähren des Volkes ſtieg.

Da erſcholl die Nachricht, der greiſe Kurfürſt ſei, während er am Kartenſpiel geſeſſen, vom Schlage gerührt. Vier Tage lang lag er faſt ohne Sprache und Beſinnung. Dann gab er den Geiſt auf. Es war am ſechszehnten Tag Hornungs des ſiebenzehnhundert neunundneunzigſten Jahres. Sein Leichnam ward in die Fürſtengruft zu den Theatinern getragen. — Ihm weinten Wenige nach.

17. Kurfürſt Maximilian Joſeph II, erſter König von Baiern.

Jahr 1799.

Mit Karl Theodor war der ſulzbacher Zweig am vielhundertjährigen Stamm der Schyren abgeſtorben. Noch grünte aber das edle Reis von Pfalz-Birken-

feld kräftig, nun als des Stammes ungetheilter Gipfel.

Als vor beinah drittehalb Jahrhunderten Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, ein Ururenkel Stephans, des Sohnes Kaiſer Ruprechts III, den Tod herannahen ſah, hat er ſein Land unter ſeine Söhne getheilt. Dem einen gab er Neuburg, dem andern Zweibrücken, dem dritten Sulzbach, dem vierten Vohenſtraus; dem fünften aber, dem jüngſten aller, Birkenfeld im Nohegau. Dieſer hieß Karl. Nach zweihundert und dreißig Jahren waren nun geſammte pfälziſche Häuſer vergangen. Nur das Geſchlecht Pfalz-Birkenfeld, an Macht und Reichthum das kleinſte, blühte noch in ſeinem Fürſten Maximilian Joſeph. Dieſer, ein Sohn des weiſen und guten Pfalzgrafen Friedrich Michael von Birkenfeld, war es, auf deſſen Haupt das ewige Verhängniß alle Kronen von Pfalz und Baiern vereinigt legte.

Der jüngſte von ſeines Vaters Kindern, ohne Ausſicht und Hoffnung zu einer eigenen Herrſchaft, war er dem Kriegsſtand gewidmet geweſen; ſeine Jugend im franzöſiſchen Heerdienſt verfloſſen. Wie aber Herzog Karl von Zweibrücken, ſein Bruder, ohne Söhne zu hinterlaſſen, aus dem Leben gegangen war, hatte Maximilian, mit Pfalz-Birkenfeld, das Herzogthum Zweibrücken, nun vier Jahre ſpäter geſammte Pfalz- und Baierlande ererbt. An demſelben Tage, da Karl Theodor erblaßte, ward Maximilian Joſeph auf den Straßen Münchens zum Herrn von Baiern und Pfalz ausgerufen.

Viele fürchteten des neuen Herrn Liebe der Waffen, unter welchen ſeine Jugend verſtrichen war, und zu denen das eiſerne Zeitalter rief. Vielen bangte, daß er, wie ſein Vorfahr, mit Vorliebe auf frühere Lande und Angehörige zurückſchauen werde. Andere aber, die der Anmuth und Leutſeligkeit ſeines Weſens ge-

dachten, die er bewieſen, wenn er von Zeit zu Zeit am Hofe in München erſchienen war, oder die ſich erinnerten, wie er als junger Fürſt, noch ohne Hoffnung zur Herrſchaft, gegen Karl Theodor und Wien für die Untheilbarkeit des baieriſchen Stammlandes geredet und gethan, weiſſagten beſſere Zukunft.

Nach wenigen Wochen hielt er ſeinen Einzug in die Hauptſtadt. Mit ihm kam ſeine Gemahlin Karoline, eine Fürſtin des alterlauchten Hauſes von Baden; Karl Ludwig, ſein Sohn aus erſter Ehe, ein geiſtvoller, blühender Knabe von dreizehn Jahren; Auguſte Amalie Luiſe, Karoline Auguſte, ſeine Töchter, in keimender Schönheit, und Karl, von den Seinen der Jüngſte. So kam er, ein zärtlicher Hausvater unter ſeinen Kindern; nicht wie ein gebietender Fürſt zu anererbten Unterthanen, ſondern abermals, wie ein Vater zu Kindern. Und als ihn die Baiern erblickten in ſeiner ſtattlichen Geſtalt, in ſeinem Antlitz den gemüthlichen Biederſinn, in ſeinem Wort und Weſen die ganze Huld der alten Fürſten zu Baiern, ſchloß ſich alles Volkes Herz gegen ihn auf, und ſprach: „Wahrlich, dieſer iſt Maximilian Joſeph der Andere, aber im Kreiſe ſchöner Kinder glückſeliger, als der Erſte!“ Er war es.

Doch ſturmvoll und mühſam war ſeiner Herrſchaft Antritt; das ganze Land von den Kriegsvölkern Oeſterreichs angefüllt, die nun über den Lech zum Rhein drängten, welchen die Feldherrn Frankreichs ſchon feindſelig überſchritten hatten; das baieriſche Heer, zum Schirm des Vaterlandes, ohne Uebung, Zucht und Stärke; der Schatz erſchöpft; die Schuldenmenge des Staates, ſo wie der wahre Ertrag der Gefälle, kaum recht bekannt; das Steuer- und Aufſchlagsweſen ohne Verhältniß und Ebenmaas; die Staatsführung ohne

Einheit, Klarheit und Kraft, in vielerlei Landesverwaltungen zerſplittert, welche ſich in ehrgeiziger Nebenbuhlerei trennten; die Staatsverfaſſung, alten Zeiten entſtammt, mit den Mängeln, ohne die Tugenden ihres Urſprungs, anders in Baiern, anders in der obern Pfalz, anders im Herzogthum Neuburg; die ſtändiſche Landſchaft ohne Achtung, ohne Werth für das öffentliche Heil; die Erziehung des Volkes verſäumt; die Freiheit der Preſſe vernichtet; die Bevölkerung durch ältere und neuere Kriege, durch Uebermaas der Klöſter und Geiſtlichen, durch Erſchwerung der Ehen für die Grundholden, welche, wo nicht den Namen, doch oft Laſt und Schmach noch der Leibeigenſchaft trugen, durch Untrennbarkeit der Bauergüter, durch Feſſeln des Gewerbsfleißes geſchwächt.

So fand Maximilian Joseph Baiern. Selten empfing ein Fürſt aus der Hand des Schickſals eine ſchwerere Aufgabe des Lebens.

Aber unter den furchtbarſten Kriegen und Umwälzungen des Welttheils, da alte Thronen und Reiche vergingen, neue emporſtiegen, nichts blieb, wie es geweſen, gründete er Baierns Zukunft; gab er ſeinem Volke neue Verfaſſungen, Ordnungen und Geſetze, und erweiterte er die Grenzen ſeiner Lande. Im ſiebenten Jahre der Herrſchaft nahm er die königliche Krone auf ſein Haupt; daß an ihm in Erfüllung zu gehen ſchien, was weiland Maria Eleonora von Sulzbach in weiſſagenden Geſichten erblickt zu haben glaubte. Es wird erzählt, die fromme Pfalzgräfin habe einſt im großen Spiegel ihres Gemachs bei hellem Tage Zeichen und Wunder wahrgenommen, die kein anderes Auge geſehen, und in der Entzückung gerufen: „Ich ſchaue den Stamm der Pfalzgrafen, und unter den-

ſelben einen herrlicher vor den übrigen glänzen, ihn höher, denn alle.

Was Maximilian Joſeph, der König Baierns, ſeinem Volke geweſen; wie er den Staat neu geordnet; die Gerechtigkeit gehandhabt; die öffentliche Verwaltung beſtellt; Kunſt und Wiſſenſchaft gepflegt; Erziehung und Unterricht vaterländiſcher Jugend gebeſſert; Gewiſſens- und Denkfreiheit geſchirmt; Glauben, Gottesfurcht und Sittenſtrenge emporgehalten; das Heer im Kriege achtbar, das Land im Frieden blühend gemacht hat: darüber richte Du, unbeſtechlicher Ernſt der Nachwelt!

Eins nur zeug' ich von ihm in Wahrheit: Ich habe geſehen, wie der königliche Greis ſein Volk geliebt hat, und wie das Volk ihm mit jener rührenden Inbrunſt zugethan war, mit der es einſt dem erſten Maximilian Joſeph angehangen. Das Leiden verhängnißſchwerer Zeiten brach manches Glück und Herz; nicht dieſe Liebe. Und wohl von allen frühern Fürſtinnen zu Baiern konnte keine ſich kindlich-freudigerer Verehrung von ihren Unterthanen rühmen, als Karolina, die königliche Frau, unter den Müttern ihres Landes nie königlicher, als im Kreiſe ihrer Kinder.

Dies ſind die Geſchichten des baieriſchen Volkes und ſeiner Fürſten vom Anbeginn bis zu meinen Tagen. Ich ſchweige von dieſen, von welchen Niemand der Zeitgenoſſen reden kann, ohne Gefahr, der Schmeichelei oder des Haſſes beſchuldigt zu werden; und ende mein Werk, mit betendem Blick zum Himmel für Dein und Deines Fürſtenſtammes Glückſeligkeit, Volk von Baiern!

Inhalt.

Fünftes Buch.

Die letzten Kurfürſten zu Baiern.

Erſter Abſchnitt.

Die Zeit Kaiſer Karls VII.

		Seite
1.	Karl Albrecht. Seine Gemüthsart, und wie er löblich beginnt. Jahr 1726 — 1728.	3
2.	Rückkehr der Hofpracht und übeln Staatshaushaltung. Zuwachs des Hausgutes. J. 1729 — 1736.	8
3.	Zuſtand des Volkes. Die Jeſuiten. Die Kapuziner. Kirchlicher Verfolgungsgeiſt in Salzburg; in den Pfalzlanden.	17
4.	Kaiſer Karls VI öſterreichiſche Erbfolge-Ordnung. Baierns Widerſpruch dagegen. J. 1732 — 1735.	30
5.	Fortdauernde Spannung zwiſchen Baiern und Oeſterreich. Kaiſer Karls VI Tod. J. 1736 — 1740.	43
6.	Ausbruch des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges. Die Verträge zu Nymſenburg. Karl Albrecht eröffnet den Feldzug gegen Oeſterreich. J. 1741.	49
7.	Er bemächtigt ſich Böheims; wird König dieſes Landes und römiſcher Kaiſer. J. 1741, 1742	61
8.	Die Waffen von Oeſterreich ſieghaft über Baiern. Jahr 1742	68
9.	Fortdauer des Krieges. J. 1743	88
10.	Frankfurter Verein. Wiedereroberung Baierns. Kaiſer Karls VII Tod. J. 1744, 1745	92

Zweiter Abſchnitt.

Die Zeiten Maximilian Joſephs, des Letzten vom Stamme der Ludewingen in Baiern.

Seite

1. Kurfürſt Maximilian Joſephs Gemüthsart. Der Friede von Fueſſen. J. 1745 101
2. Die erſten Früchte der Ruhe. Hofleben und Hofparteien. J. 1745 — 1750 117
3. Verbeſſerung der Rechtspflege in Baiern . . . 123
4. Beſchaffenheit des Staatshaushaltes in dieſer Zeit . 129
5. Beförderung des Handels, Gewerbes und Landbaues. Armenpflege 136
6. Gewinn Baierns durch Zuwachs an Herrſchaften. Verträge mit dem Auslande. Theilnahme am ſiebenjährigen Kriege. J. 1750 — 1770 150
7. Die Fortſchritte der Geiſtesbildung. Stiftung des kurfürſtlichen Gelehrtenvereins 157
8. Beginnender Kampf für und wider Aufklärung und Mönchthum 165
9. Aufhebung der Jeſuiten. Fortgang der öffentlichen Bildung. J. 1770 — 1777 179
10. Maximilian Joſephs Sorge um Baierns Zukunft. Sein Tod. J. 1777 190

Dritter Abſchnitt.

Karl Theodors Herrſcherjahre in Baiern.

1. Karl Theodor als Kurfürſt in der Pfalz. J. 1777 . 198
2. Oeſterreich ſpricht den Beſitz von Niederbaiern an. Jahr 1778 204
3. Herzogin Maria Anna bewegt die übrigen Fürſten ihres Hauſes und König Friedrich II zum Widerſtand. Jahr 1778 211
4. Baieriſcher Erbfolgekrieg. Friedensſchluß zu Teſchen. J. 1778, 1779. 221
5. Karl Theodors Zorn. Der Hof. Die Landſtände . 229
6. Stiftung der Malteſerzunge. Verfall des Schulweſens . 238

Seite
7. Anfänglicher Fortgang, baldiges Rückſchreiten in der Volksaufklärung 243
8. Entwurf zur Vertauſchung Baierns für Burgund . 254
9. Urſprung und Untergang der Illuminatenverbindung. Verfolgung helldenkender Männer 265
10. Fortdauernde Verwirrung in der Staatshaushaltung . 277
11. Was für des Landes beſſern Anbau und Gewerbe geſchieht 287
12. Mißhelligkeiten des Hofes und der Hauptſtadt. Jahr 1788 — 1791 298
13. Blick auf das Zeitalter 307
14. Karl Theodor nimmt Theil am Reichskrieg gegen Frankreich. Unzufriedene Stimmung des Volks. Jahr 1789 — 1796 318
15. Die Franzoſen dringen in Baiern ein. J. 1796 . . 328
16. Des Krieges Fortdauer. Gegenſeitiges Mißtrauen des Kurfürſten und ſeines Volkes. Die Beſteuerung der Klöſter. Der Tod Karl Theodors. Jahr 1797 — 1799 336
17. Kurfürſt Maximilian Joſeph II, erſter König von Baiern. J. 1799 347

Staatliche Bibliothek Bamberg